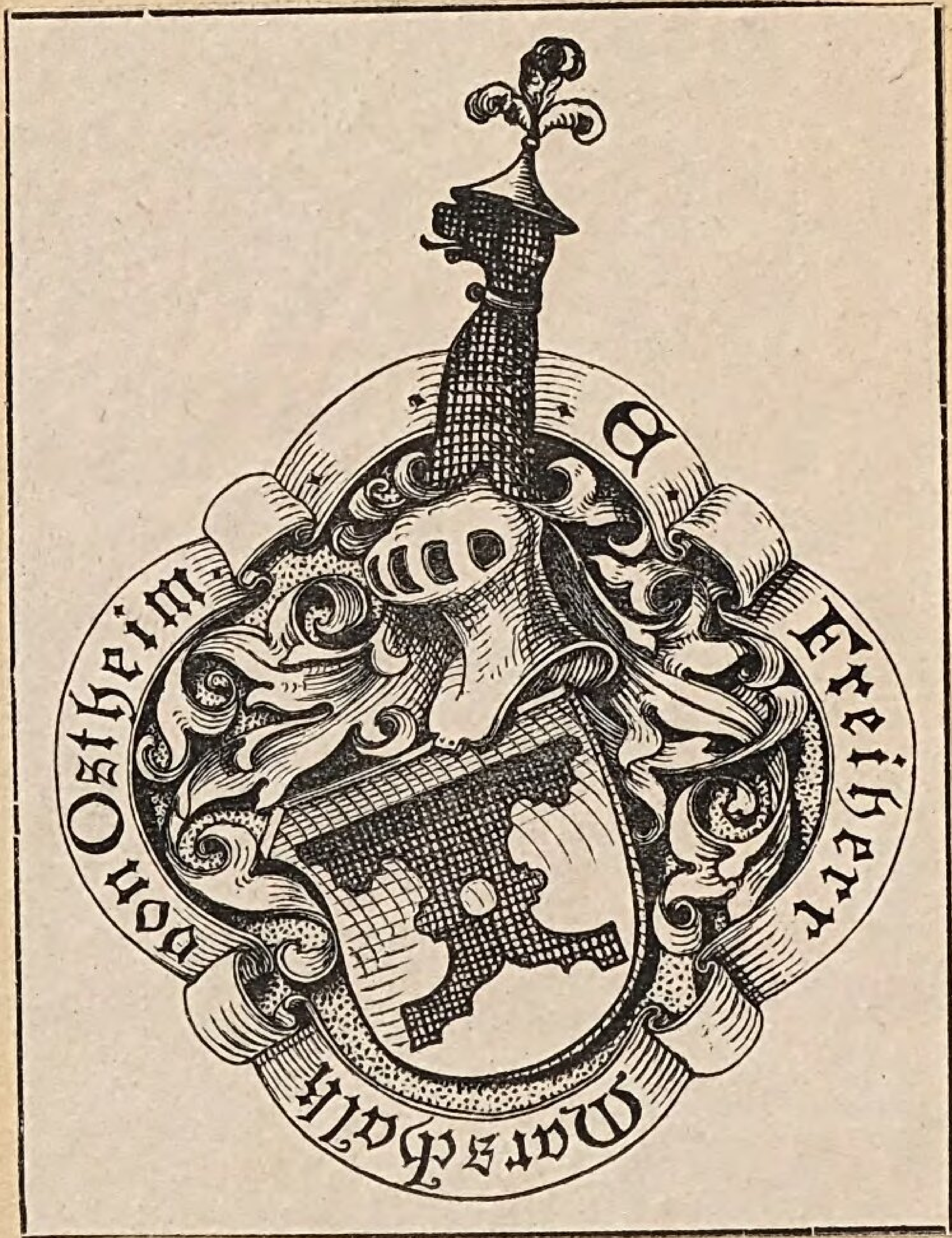

Freiherr Marschalk von Ostheim

Sammlung

historischer Bildnisse.

Zweite Serie.

X.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1874.

Isabella von Castilien

und

Ferdinand von Aragonien,

die „katholischen Herrscher“ Spaniens.

Von

Reinhold Baumstark,

Kreisgerichtsrath in Constanz.

Freiburg im Breisgau.

Herder'sche Verlagshandlung.

1874.

Zweigniederlassungen in *Strassburg, München* und *St. Louis*, Mo.

Druck von Joh. Falk III., vorm. Fr. Sausen in Mainz.

Inhalt.

Vorwort.

Es ist nun schon das dritte Mal, daß ich als Mitarbeiter an dieser „Sammlung historischer Bildnisse" vor die Lesewelt trete; und dießmal habe ich mir einen ganz besonders schwierigen Gegenstand ausgewählt. Er ist dieß durch die reiche Fülle des Stoffes, der in einem so engen Raum bewältigt werden soll, und nicht minder durch den weiten Abstand der zu schildernden Zeit von der unsrigen. Wie sehr ich deßhalb der wohlwollenden Nachsicht meiner sachkundigen Leser bedarf, darüber täusche ich mich keinen Augenblick.

Zu der Wahl gerade dieses Gegenstandes bestimmte mich einerseits die naheliegende Vergleichung zwischen jener Periode, in welcher Spaniens Größe und Wohlfahrt unter Isabella und Ferdinand so rasch und herrlich aufblühte, und zwischen dem grauenhaften Zustand, welchen die Verkehrtheiten der Gegenwart über das schöne Land gebracht haben; andrerseits aber auch die Erwägung, daß die beiden genannten Monarchen in Spanien ein ähnliches Werk nationaler und politischer Einigung vollbrachten, wie es unseren Tagen in Bezug auf Deutschland zugewiesen ist.

Mir, als einem katholischen Schriftsteller, stehen natürlich keine Archive offen, noch habe ich mich irgend einer jener zahlreichen Begünstigungen zu rühmen, welche den im Dienste der herrschenden Gewalt arbeitenden Schriftstellern so reichlich blühen. Da ich mich aber gleichwohl des angeborenen Menschenrechtes erfreue, zu arbeiten, während Andere Anderes thun, so habe ich mit meinen geringen Hilfsmitteln an Zeit, Kraft und Literatur fröhlich den Versuch gewagt, über die „katholischen Herrscher" in diesem kleinen Büchlein alles wahrhaft Wissenswerthe, Wichtige und Wahre zu sagen, was ich selbst zu lernen im Stande war. Es schien mir, als ob es für diese Arbeit nicht ganz werthlos sei, daß ich das spanische Land und Volk selbst besucht habe, auch seiner Poesie und Literatur nicht fremd geblieben bin. Dadurch war es mir möglich, nicht nur mit der Hand, sondern auch mit dem Herzen zu schreiben.

Gleichwohl würde sich Jeder täuschen, der in dieser Schrift romanhaftes Geflunker oder unterhaltungssüchtige Anecdotenjägerei oder parteiische Liebhaberei irgend welcher Art suchen wollte. In der großen und strengen Schule des klassischen Alterthums erzogen und durch den Geist des Christenthums, so Gott will, ein wenig gebessert, erkenne ich in der Geschichte einen zu ernsten und heiligen Gegenstand, um sie anders als ernst und männlich zu behandeln. Wer mit mir wandeln will, der muß sich entschließen, gleich mir zu arbeiten, zu lernen und zu denken; weiter herabzusteigen, das ist mir nicht gegeben.

Eine ganze Masse von Gedanken, welche sich bei diesen Worten meinem Kopfe aufdrängen, will ich verschieben, bis ich einmal den längst in mir gährenden Entschluß ausführe, eine recht große und lange Vorrede ohne Buch zu schreiben.

Wie viel ich meinen Vorgängern in der Bearbeitung des hier behandelten Gegenstandes oder einzelner Theile desselben schuldig bin, namentlich dem wohlgesinnten, aber im fadesten Laubad seichter Aufklärung herumschwimmenden Amerikaner Prescott in seinem inhaltreichen Werke über „die Geschichte der Regierung Ferdinands und Isabellas der Katholischen von Spanien" und dem hochwürdigsten Herrn Bischof v. Hefele in Rottenburg in seinem ausgezeichneten Buche: „Der Cardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts — das erkenne ich mit williger Dankbarkeit an. Ich beanspruche als mein Eigenthum nicht neue, kritische Forschungen über das Thatsächliche des Stoffes, sondern nur die geistige Durchdringung und Verarbeitung des Gegebenen.

Warum auf meinem Titelblatt der König nach der Königin erscheint, das weiß der Kenner, und jeder Andere wird es auch wissen, wenn er erst das Buch gelesen hat. Mich wundert nur, daß es nicht immer so gehalten wurde.

Schließlich kann ich nicht unterlassen, mein recht betrübtes Erstaunen darüber auszusprechen, daß die neuere und neueste Literatur Spaniens meines Wissens keine Bearbeitung der Geschichte Isabellas und Ferdinands aufzu-

weisen hat. Ist es mir doch begegnet, daß man mich, als ich in den besten literarischen Kreisen Madrids nach Literatur fragen ließ, auf — Prescott verwiesen hat. Dieser einzige Zug erklärt ein ganzes Stück neuester spanischer Geschichte.

Constanz, im Winter 1874.

R. Baumstark.

Einleitung.

Die Geschichte Spaniens hat dem denkenden Beobachter zu allen Zeiten hervorragende Eigenthümlichkeiten, und in denselben reichen Stoff zur Ausbildung des menschlichen Geistes und zur anbetenden Verehrung der göttlichen Menschheitserziehung dargeboten. Auf diese Wahrheit durch den Gang meiner Studien aufmerksam geworden, habe ich die wichtigsten Perioden der Geschichte und Literatur des spanischen Volkes in ihrer wesentlichen geistigen Bedeutung zu begreifen mich bemüht, auch durch eigene Anschauung mir wenigstens einige persönliche Kenntniß von Land und Volk erworben. Mit ganz besonderer Freude und Bewunderung mußte aber mein Blick immer von Neuem verweilen auf jener Zeit, in welcher die zerstückelten Bruchtheile der spanischen Nation mit kraftvoller Hand zusammengefaßt und zu einem großen staatlichen Ganzen vereinigt wurden durch die heiligmäßige Königin Isabella von Castilien und durch ihren Gemahl, den minder edlen, aber mit reicher staatsmännischer Begabung ausgerüsteten König Ferdinand von Aragonien. Die Geschichte dieses von dem Oberhaupte der katholischen Kirche, wie nicht minder von den Zeitgenossen und Nachkommen mit ganz besonderer Betonung so genann-

ten „katholischen" Königpaares ist jedoch im höchsten Grade lehrreich und merkwürdig für uns Deutsche in einer Zeit, wo an unserem Vaterlande ein ähnliches Werk theils schon vollbracht worden ist, theils noch vollbracht wird, wie Isabella und Ferdinand dasselbe für ihr Land und Volk zu Stande brachten. In welchem der beiden Fälle von Begründung eines großen Nationalstaates mehr politische Weisheit, Mäßigung und Besonnenheit durch die leitenden Geister an den Tag gelegt wurde, das möge uns neben manchen andern Wahrheiten die rasch und bündig aufgerollte Geschichte des königlichen Paares von Spanien zeigen. Zwar legt sich mir, indem ich zu diesem Vorhaben die Feder ergreife, in gewissem Grad die Befürchtung nahe, es möchte unter den immer heftiger werdenden Kämpfen dieser Tage der Lesewelt die ruhige Stimmung und der heitere Ernst fehlen, welche zu aufmerksamer und gewinnreicher Betrachtung geschichtlicher Dinge erforderlich sind. Allein, wie ich selbst in solchen Studien und Arbeiten Beruhigung, Trost und Erhebung suche und finde, so wird es wohl auch manchem Lesenden innerhalb der weiten Gränzen des deutschen Reiches ergehen. Zwischen dem streng fachmäßigen, umfassenden Werke des eigentlichen Gelehrten und dem im Sturm des Tages dahingerissenen Zeitungsblatt mag sich wohl eine Mittelgattung literarischer Arbeit behaupten, die nicht aufhört, ernst und gründlich zu sein, ohne darum durch gewaltige Bände und zahlreiche Anmerkungen der Mehrzahl der Sterblichen einen heilsamen Schrecken einzuflößen.

Ich habe schon an einem andern Orte den Gedanken ausgesprochen, daß es in der alten, mittleren und neueren Geschichte eine Eigenthümlichkeit Spaniens war und ist, periodenweise in einer Art träumerischer Versunkenheit hinter dem übrigen Europa zurückzubleiben, um sodann

durch gewaltige, mit zusammengefaßter Kraftanstrengung ausgeführte Vorstöße das Versäumte fast urplötzlich nachzuholen. Von der Richtigkeit dieser Bemerkung legt gerade diejenige Periode das sprechendste Zeugniß ab, welche den Gegenstand dieses Büchleins bilden soll.

Zu Anfang des achten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung hatten die Bekenner der mohammedanischen Religion die im nordwestlichen Afrika herrlich blühende katholische Kirche vernichtet, das Land erobert, und waren von da, begünstigt durch die inneren Zwistigkeiten und den sittlichen Verfall der bis gegen Ende des 6. Jahrhunderts arianischen Westgothen in Spanien, nach letzterem Lande herübergekommen. Eine einzige, freilich gewaltige Schlacht hatte genügt, um den spanischen Thron in Trümmer zu schlagen; während der nächstfolgenden drei Jahre dehnten die Eroberer ihre Herrschaft beinahe über die ganze Pyrenäen-Halbinsel aus. Nur im Norden derselben, unter dem Schutze der Gebirgsschluchten Biscayas und Asturiens, und unter der Leitung Pelayos, eines Sprößlings des alten Königshauses, behauptete sich christliche Religion und Bildung unerschüttert und unüberwindlich. Diese Leistung patriotischer Tugend und sittlicher Kraft ging genau von den nämlichen Volksstämmen aus, welche auch in unseren Tagen wieder die schwere Arbeit übernommen haben, ihr durch die praktischen Folgen verkehrter Grundsätze an den Rand des Verderbens gebrachtes Vaterland zu retten und zu verjüngen.

Während die mohammedanischen Eroberer in dem von der Natur so überreich ausgestatteten, gegenwärtig durch das Unmaß menschlichen Wahnwitzes verwüsteten Lande eine auf sinnlichem Lebensgenuß beruhende, und deßhalb trotz aller Verfeinerung falsche, verkehrte und nicht dauerhafte Cultur begründeten, wandte sich die geistige und kör-

perliche Kraft der in die rauhesten Berge zusammengedrängten christlichen Bewohner ausschließlich den höchsten geistigen und idealen Zielen und Gütern zu. Wiedergewinnung der heimathlichen Erde für die Religion des Kreuzes, das war die große Parole, unter welcher die Nachkommen der spanischen Gothen langsam, aber stetig, während beinahe acht Jahrhunderten von Norden nach Süden vordrangen, bis durch Ferdinand und Isabella das große Werk vollendet ward.

Allein mit der religiösen Begeisterung und sittlichen Tüchtigkeit hielt auch in Spanien, wie anderwärts bei den germanischen Völkern, die politische Einsicht keineswegs gleichen Schritt. Die Wiedereroberung Spaniens wäre vielleicht in weniger als der Hälfte derjenigen Zeit vollendet worden, welche in der That auf diese Arbeit verwendet werden mußte, wenn es dem spanischen Volke gelungen wäre, schon frühzeitig eine politische Einheit zu begründen. Aber daran fehlte es.

Auf und aus den Trümmern des westgothigen Staatslebens hatte sich eine Mehrzahl unbedeutender Herrschaften erhoben, welche zwar durch die Kraft und Tüchtigkeit ihrer Bürger die besten Keime einer eigentlichen Staatsbildung in sich trugen, vor der Hand aber sich gegenseitig mit beinahe ebenso grimmigem Hasse bekämpften, wie den gemeinsamen Feind ihres Glaubens und ihrer Nationalität. Dieser innere Zwiespalt, den die Geschichte auf allen ihren Blättern, ohne bis zur heutigen Stunde die menschliche Leidenschaft belehren oder bekehren zu können, als den furchtbarsten Feind des Völkerlebens brandmarkt, er war in viel höherem Grade als die Stärke der saracenischen Macht, die eigentliche Ursache der Langsamkeit, mit welcher die christlichen Waffen vorrückten. So vergingen volle drei Jahrhunderte, bis die Eroberungslinie wieder

am Tajo angelangt war, und man darf mit aller Bestimmtheit behaupten, daß es einzig nur dem auf das Große und Ewige gerichteten Einfluß des Christenthums und seiner Verkörperung, der katholischen Kirche, gelungen ist und gelingen konnte, die spanische Nation vor dem Untergang zu bewahren und in ihre früheren Rechte wieder einzusetzen. Das nämliche Erlösungswerk an dem nämlichen Volke abermals zu vollbringen, wenn auch in anderer Weise und gegen andere Feinde, ist der Beruf der Kirche in unserer Zeit.

In der That! die tapferen, unbotmäßigen, ungebildeten Haudegen des spanischen Mittelalters, als deren großartigste, im Herzen der Nation unsterblich lebende Gestalt die spanische Heldensage uns den Cid Rodrigo Diaz darstellt, sie würden ohne Zweifel in gegenseitiger Eifersucht und ausschließlicher Selbstliebe das große Ziel aus den Augen verloren haben, wäre nicht der katholische Priester dagewesen, um in seiner heiligen Kirche Namen zu begeistern, zum Kreuzzug aufzufordern, allen Thaten und Opfern die höhere Weihe zu ertheilen, und nöthigenfalls selbst die wankenden Schlachtreihen neuerdings zu sammeln und zum Kampfe der Entscheidung anzuführen.

In diesem jahrhundertelangen Ringen bildete und stählte sich der Charakter der Nation. Wie aber in allen menschlichen Dingen jeder Lichtseite eine Schattenseite gegenübersteht, so hat das spanische Volk aus dem furchtbar langen kriegerischen Drama der Wiedereroberung seines Bodens nicht nur den Zug zum Idealen und die religiöse Begeisterung, sondern auch den Hang zur Uebertreibung und religiösen Schwärmerei, sowie die Vernachlässigung industrieller Thätigkeit davongetragen, Fehler, welche in der späteren Geschichte Spaniens unzweifelhaft zu Tage

getreten sind und selbstverständlich ihre schlimmen Früchte gebracht haben.

Die verlängerte Dauer des großen Kampfes und die dadurch nothwendig gewordene erhöhte Anspannung aller geistigen und natürlichen Kräfte der Nation brachte es mit sich, daß die kleineren Staaten des christlichen Spaniens nach und nach erloschen, und um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts nur noch drei derselben sich zu behaupten vermochten, deren Vereinigung zu einem nationalen Ganzen das Werk Isabellas und Ferdinands sein sollte. Diese drei Staaten waren Castilien, Aragonien und Navarra.

Die Krone Castilien, welche sich ganz eigentlich und unmittelbar aus dem westgothischen Widerstand in den Gebirgen des Nordens herausgearbeitet hatte, umfaßte die Länder Biscaya, Asturien, Galizien, Leon, Alt- und Neu-Castilien, Estremadura und Andalusien, soweit diese letztere Provinz den bereits auf das kleine, aber reiche und herrliche Königreich Granada zurückgedrängten Mauren wieder abgewonnen war. Castilien ragte also, vom biscayischen Meerbusen bis zum Mittelmeere herrschend, an Länderbesitz, Macht und nationaler Bedeutung weit empor über die anderen Bestandtheile der Halbinsel. Gleichwohl behauptete neben ihm das Königreich Aragonien in mehrfacher Beziehung einen nicht unbedeutenden Rang. Es umfaßte außer der Landschaft Aragonien selbst noch das reiche, durch Handel und Industrie blühende, in Kunst und Poesie schwelgende Catalonien mit seiner von Cervantes und Calderon so zauberhaft geschilderten, selbst in unseren Tagen noch so verführerisch schönen Hauptstadt Barcelona, und außerdem noch das südlich reiche und glänzende Valencia. Dieses Königreich Aragonien unterhielt und vermittelte während mehrerer Jahrhunderte fast ausschließlich

Spaniens Verkehr und Zusammenhang mit dem übrigen Europa, es war auch die Grundlage der späterhin so wichtigen spanischen Herrschaft in Italien. Ein freies städtisches Bürgerthum, Volksvertretung und ständische Verfassung waren in diesem Lande wohl höher ausgebildet, als irgendwo sonst in Europa; die Sache ging mitunter bis zu einer Gränze, wo das Wesen der Monarchie aufzuhören beginnt.

Das kleine Pyrenäenkönigreich Navarra verdankte die ungewöhnlich lange Erhaltung seiner Selbstständigkeit weniger der eigenen Kraft, als der Eifersucht seiner verschiedenen Nachbarn und der Nähe Frankreichs. Nach der Vereinigung Castiliens und Aragoniens konnte es keine unabhängige Bedeutung mehr in Anspruch nehmen.

Nur weniger kurzer Züge wird es bedürfen, um den Leser vorzubereiten auf das geschichtliche Auftreten der beiden königlichen Gestalten, welchen diese Blätter gewidmet sind.

In Castilien war nach langen Bürgerkriegen im Jahre 1368 mit Heinrich II. das Haus Trastamare zum Thron gelangt. Unter ihm, und nach seinem i. J. 1379 eingetretenen Tod unter seinem Sohne Johann I. († 1390) und Enkel Heinrich III. († 1406) blühte die Macht des Landes nach außen, sein Reichthum und Wohlstand, die Bildung und Sitte seiner Bürger wesentlich auf. Allein nach Heinrichs III. frühem Tod ging die Krone auf dessen noch minderjährigen Sohn Johann II. über, der bis zum Jahre 1454 regierte und seinem Lande neben und nach dem traurig entarteten Sohne Heinrich IV. die wunderbar edle, im Glanze heiligmäßiger Tugend strahlende Tochter Isabella hinterließ.

Isabellas Vater war kein königlicher Geist. Alvaro de Luna, Großmeister des Ritterordens von Santiago,

ein Mann von glänzender Begabung und großer Gewissenlosigkeit, führte die Geschäfte des Landes im Namen des Schein-Monarchen. Die Eifersucht und der wohlbegründete Unwille des castilianischen Adels gegen diese Günstlingsherrschaft eines unehelichen, noch dazu aragonischen Emporkömmlings führte zu einer langen Reihe innerer Zwistigkeiten und Empörungen, wobei sogar des Königs Sohn und Thronerbe Heinrich auf die Seite der Aufrührer trat. Und während König Johann II. in literarischen Genüssen schwelgte, während an seinem Hofe die Poesie in allen Formen willkommene Aufnahme und Pflege fand, gingen dem eigentlichen Volke selbst die Lebens-Errungenschaften der vorangegangenen Zeit in traurigster Prosa größtentheils wieder verloren. Nach dem Tode von Johanns erster Gemahlin, Maria von Aragonien, vermählte er sich in zweiter Ehe mit Isabella von Portugal. Unter ihrem Einfluß wurde Alvaro de Luna gestürzt und zum Blutgerüste geführt. Nur ein Jahr später starb Johann II., auf dem Todbette bejammernd, daß er nicht lieber als eines Handwerkers Sohn, denn als Castiliens König geboren sein durfte. Außer dem Thronerben aus erster Ehe Heinrich IV., der von 1454 bis 1474 eine schmachvolle Regierung und ein entwürdigtes Leben führen sollte, hinterließ er aus seiner zweiten Ehe zwei minderjährige Kinder, einen Sohn Alphons und unsere, am 22. April 1451 zu Madrigal in Castilien geborene Isabella. Der sterbende König empfahl diese beiden Kinder der Liebe und Obsorge ihres Bruders Heinrich; für den standesgemäßen Unterhalt der Prinzessin Isabella insbesondere hatte er die Stadt Cuellar nebst ihrem Gebiete, und außerdem eine bedeutende Summe Geldes angewiesen.

Ein Jahr nach Isabella ward im Königreich Aragonien der Prinz geboren, welcher späterhin als Ferdi-

nand der Katholische an ihrer Seite den Thron der spanischen Gesammtmonarchie einnehmen sollte. Im Königreiche Aragonien war nach der Thronerledigung durch den Tod des Königs Martin im Jahre 1410 die Krone durch das Volk dem damals während Johanns II. von Castilien Minderjährigkeit dieses Land regierenden Bruder Heinrichs III. und Sohn Johanns I., Ferdinand dem Ersten übertragen worden, weil seine Mutter, die Königin von Castilien, eine Schwester Martins, des letzten aragonischen Herrschers, gewesen war. Durch diesen Dynastiewechsel kam auch Aragonien an das in Castilien herrschende Haus Trastamare; dieß war der Vorbote und die Vorbereitungsstufe der gänzlichen politischen Verschmelzung. Allein wie Castilien, so sollte auch Aragonien noch durch eine lange Reihe drangsalvoller Jahre hindurchzuschreiten haben, bevor das ersehnte Ziel einer großartigen, einheitlichen Gestaltung des Gesammtvaterlandes erreicht werden konnte. Ferdinand I. starb schon 1416; es folgte ihm sein Sohn Alfons V., der es vorzog, Neapel zu erobern und in diesem Lande seinen Sitz aufzuschlagen, wo die höhere Geistesbildung und der unterwürfigere Charakter der Bevölkerung ihm das Leben leichter und genußreicher machte, als er es zu Hause bei seinen starrköpfigen und freiheitsstolzen Aragonesen finden konnte. Während seiner Abwesenheit herrschte in Aragonien sein Bruder Johann als Regent, später nach Alfonsens Tod als König gleich seinem castilianischen Zeitgenossen Johann II. genannt. Seine Gemahlin Blanca von Navarra gebar ihm drei Kinder: Carlos, Prinz von Viana, Blanca, später Gemahlin Heinrichs IV. von Castilien und Eleonore, später Gattin des französischen Edelmanns Gaston, Graf von Foix. Im Jahre 1447 schloß Johann von Aragonien eine zweite Ehe mit Johanna Enriquez, Tochter des Admirals von

Castilien, einer Frau von hervorragenden Geistesgaben und rücksichtslosestem Ehrgeiz. Zwischen ihr und dem vorehelichen Sohne Carlos entstand Streit über die Regierung von Navarra, auf welche Carlos ausschließliche Rechte nach dem den Gemahl zu Gunsten der Söhne und Töchter ausdrücklich ausschließenden Ehevertrag seiner Mutter beanspruchte, während Johann von Aragonien die unnatürliche Laune hatte, seinem Sohn die Stiefmutter als Mitregentin zu geben. Es kam über die Herrschaft des durch den alteingewurzelten Haß der beiden navarresischen Parteien, der Beaumonts und Agramonts, zerrissenen Landes zum Kriege zwischen Carlos und seinem Vater; der Letztere siegte im Jahr 1452, und sein Sohn ward sein Gefangener. Während dieses Feldzuges, am 10. März des genannten Jahres, ein Jahr vor der Eroberung Constantinopels durch die Türken, gebar Johanna Enriquez in der kleinen aragonischen Stadt Sos ihren einzigen Sohn Ferdinand, den späteren Gemahl Isabellas von Castilien.

Sie waren Beide nachgeborene Kinder zweiter Ehen, durch ihre äußeren Verhältnisse nach menschlicher Berechnung für beschränkte Lebensrollen berufen, von der Vorsehung aber zu erhabener Bestimmung auserſehen.

I.

Lebensgeschichte bis zur Thronbesteigung.

Von Sturm und Drang jeglicher Art waren die Wiegen der beiden Königskinder umrauscht und erschüttert; die Leidenschaften der Erwachsenen kämpften in aller Wildheit über den Jahren ihrer bewußtlosen Unschuld; gegen sie und zu ihren Gunsten fehlte es selbst an Verbrechen nicht.

Der von seinem Vater mehr aus Rücksicht auf die entschiedene Gunst des Volkes, denn aus väterlichem Gefühle der Haft entlassene Prinz Carlos suchte eine Zuflucht am Hofe seines Oheims, des Königs Alfons V. in Neapel. Aber diesen huldvollen Beschützer entriß ihm der Tod im Jahr 1458. Alfons hinterließ keine rechtmäßigen Söhne, sondern vermachte Neapel seinem unehelichen Sohne Ferdinand, seine Erbstaaten in Spanien, Sicilien und Sardinien dagegen seinem Bruder Johann von Aragonien, welcher dadurch bei vorgerückten Jahren die königliche Würde erst empfing, deren Bürde er schon so lange als Regent getragen. Von jetzt an war sein Streben in aller Heftigkeit der Leidenschaft darauf gerichtet, mit Unterdrückung seines Erstgebornen Don Carlos die Thronfolge seinem zweitehelichen Sohne, unserem Ferdinand, zuzuwenden. Nach einer vorübergehenden und nur scheinbaren Aussöhnung mit Carlos suchte dieser Letztere, an der Liebe seines Vaters verzweifelnd, seiner Existenz und den Hoffnungen seiner Zukunft dadurch aufzuhelfen, daß er mit König Heinrich IV. von Castilien in Unterhandlung trat wegen einer Vermählung mit dessen Schwester, unserer damals neunjährigen Isabella. Allein dieß war gerade der verkehrteste Weg

zu dem von Carlos erstrebten Ziele. Denn König Johann und seine hochstrebende Gemahlin hatten längst die Vermählung dieser Isabella mit ihrem Ferdinand als das höchste Ziel nicht nur ihrer Elternliebe und ihres Ehrgeizes, sondern auch ihrer nationalen Politik sich vorgesteckt. Durch diese Heirath sollten die Kronen von Castilien und Aragonien vereinigt und dadurch ein großes, einheitliches Spanien geschaffen werden. Der Plan war kühn, aber keineswegs vermessen; denn der castilische Mannsstamm gab schon damals gegründete Aussicht, daß aus ihm keinerlei Nachkommenschaft den Thron besteigen werde. Als daher Johann II. die ernstlichen Heirathspläne seines Sohnes Carlos sah, nahm er denselben unter dem Vorwand, Carlos habe ihm nach dem Leben gestrebt, abermals gefangen. Da brach in Catalonien zu Gunsten des unglücklichen, vom Volke geliebten Königssohnes ein gewaltiger Aufstand aus und verbreitete sich rasch über das ganze Reich; zugleich fiel der König von Castilien in Carlos' Erbland Navarra zu dessen Gunsten ein. Johann mußte fliehen und war genöthigt, seinen Gefangenen nochmals zu entlassen. Catalonien unterwarf sich nur unter der Bedingung, daß Johann das Thronfolgerecht seines Erstgeborenen anerkenne, denselben als Generalstatthalter der Provinz ernenne, und daß der König selbst ohne seines Sohnes Erlaubniß nie die Provinz betrete. Der gedemüthigte König ergab sich in diese schmachvollen Bedingungen, gab aber innerlich keinen seiner Pläne auf. In diesem Augenblicke erkrankte der nach so langen Leiden und Drangsalen endlich siegreiche und scheinbar auf dem Boden fester Hoffnungen stehende Carlos, und starb 41 Jahre alt, am 23. September 1461. Ob ihn sein Vater hat vergiften lassen, weiß der Allwissende. Nach Carlos' Hinscheiden war der zehnjährige Ferdinand Johanns einziger Sohn.

Carlos hatte seinen Anspruch auf die Krone von Navarra, dem Ehevertrag seiner Mutter entsprechend, seiner Schwester Blanca hinterlassen, und Johanns Haß ging auch auf diese seine Tochter über, die ihren unglücklichen Bruder in allen Lebenslagen treu geliebt hatte. Johann begünstigte zu ihrem Nachtheil seine zweite Tochter Eleonore, die Gattin Gastons de Foix, und verfolgte mit allen Mitteln unbarmherzigster Leidenschaft den Plan, den Nachkommen Eleonorens, deren Sohn Gaston sich mit einer Schwester des Königs Ludwigs XI. von Frankreich vermählt hatte, die Thronfolge in Navarra zuzuwenden. Blanca, die unglückliche geschiedene Gattin Heinrichs IV. von Castilien, suchte sich dadurch zu retten, daß sie zu Gunsten dieses ihres Gemahls ihren Rechten auf Navarra entsagte. Allein von jenem tiefgesunkenen Menschen war keine That männlicher Kraft mehr zu hoffen. Er ließ es geschehen, daß seine Gattin am 30. April 1462 auf Befehl ihres Vaters festgenommen und der Obhut ihrer todfeindlichen Schwester übergeben ward. Blanca starb nach zwei Jahren; die Zeitgenossen sagen übereinstimmend, an Gift. Das Königreich Navarra aber sollte späterhin der nämliche Ferdinand, in dessen Jugend diese grauenvollen Ereignisse hineinragen, den Nachkommen Eleonorens für immer entreißen.

Nach dem Tode des Prinzen Carlos hatte Johanns Gemahlin das heiß ersehnte Ziel ihrer Wünsche erreicht gesehen; Aragonien und Catalonien hatten ihrem Sohne Ferdinand als dem muthmaßlichen Thronerben gehuldigt. Zwar brach unmittelbar nachher ein neuerlicher Aufstand gegen sie aus, bei welchem die unbeugsame Frau nebst dem Kinde, für welches sie keine That und kein Leiden scheute, in einem Thurm der Festung Gerona von ihren Unterthanen auf Tod und Leben belagert ward. Allein Johann verband sich mit Ludwig XI. von Frankreich, verpfändete demselben gegen

eine Unterstützung an Truppen die spanischen Grafschaften Roussillon und Cerdagne für Bezahlung einer Entschädigungssumme von 200,000 Goldkronen, und befreite unter dem Beistande der französischen Söldner seine auf's äußerste bedrängte Königin. Die catalonischen Empörer trugen die Herrschaft über ihr Land nach einander dem König von Castilien und einem portugiesischen Prinzen an; als der Letztere starb, wurde René der Gute von Anjou als Prätendent aufgestellt, der aber für gut fand, seinem abenteuerlichen und abenteuerlustigen Sohne Johann, Herzog von Lothringen, das Unternehmen zu überlassen. In der That kam der alte, um jene Zeit zu allem andern hin erblindete König Johann, nachdem er im Jahre 1464 einen großen Theil Cataloniens unter dem Beistand seines in frühester Jugend zu Kampf und unablässiger Arbeit herangezogenen Sohnes Ferdinand erobert hatte, im Jahre 1467 durch Johann von Anjou neuerdings in eine ganz verzweifelte Lage. Da stellten sich der junge Ferdinand und seine heroische Mutter persönlich an die Spitze der ihnen übrig gebliebenen Truppen. In drei Feldzügen kämpften Mutter und Sohn vielfach unglücklich, aber stets ungebeugt. Da kam im Winter 1468 der Tod, um die hochstrebende, in Krieg und Staatsgeschäften hervorragende, um die Wahl der Mittel nie verlegene Johanna Enriquez von der Seite des geliebten Sohnes zu reißen, um den sie so viel, wenn nicht Alles gewagt hatte. Der schon beinahe achtzigjährige Johann II. ließ auch durch diesen Verlust sich nicht niederschlagen. Stets voll Thatkraft und Hoffnung, war er sogar von der Zuversicht erfüllt, das Augenlicht wieder zu erlangen. Und in der That vollzog ein jüdischer Arzt die damals noch fast gänzlich unbekannte Operation des Staarstechens an einem von Johanns Augen mit vollem Glück, weigerte sich aber alsdann, an dem andern Auge dasselbe

zu thun, weil die Sterne Unheil verkündeten. Allein Johann, ein mit eiserner Realität auf dem Boden der Erde stehender Mann, kümmerte sich nichts um die Gestirne; er zwang den Arzt förmlich zur Operation, und auch das zweite Auge wurde vollständig hergestellt.

Die Sterne schienen in der That für Johann nichts weniger, als Unheil zu bringen. Sein bei den Volksmassen außerordentlich beliebter Gegner, der Herzog von Lothringen, starb im Dezember 1469, und durch diesen Tod war die Sache des catalonischen Aufstandes ihrer Seele beraubt. Johann und Ferdinand eroberten nun Stadt für Stadt, Bezirk für Bezirk, und schritten endlich zur Belagerung von Barcelona, die im Dezember 1472 mit der Unterwerfung der catalonischen Hauptstadt endete. Ferdinands Thronfolge im ganzen Reiche Aragonien war gesichert, Neapel sollte ihm später gleichfalls zu Theil werden.

Während sich Ferdinand solchergestalt durch eine Jugend voll Gefahren und Drangsalen jeder Art hindurchkämpfte, war Isabellas Antheil an harten Prüfungen nicht geringer. Ihr Bruder Heinrich IV. hatte im Jahr 1454 unter dem freudigen Jubel des Volkes den Thron von Castilien bestiegen; zuerst gewann und blendete er eine Zeit lang die Gemüther durch Freigebigkeit und Gutmüthigkeit. Bald aber zeigte es sich nur zu deutlich, daß des Monarchen Körper- und Geisteskraft in Ausschweifung vergeudet war. Der von ihm unter dem Andrängen der öffentlichen Meinung gegen Granada unternommene Krieg wurde so ruhmlos geführt, daß einmal des Königs eigene Leute ihn persönlich festzunehmen versuchten, um ihn vom Rückzuge abzuhalten. Der König von Granada aber, von welchem Heinrich eine Kriegssteuer zu verlangen wagte, gab die bezeichnende Erklärung ab: bei Heinrichs Thron-

besteigung würde er alles Mögliche angeboten haben, jetzt aber gebe er gar nichts.

Im höchsten Grade anstößig war des Königs Privatleben und das ganze Treiben an seinem Hof. Von seiner Gemahlin Blanca von Aragonien ließ er sich wegen Kinderlosigkeit scheiden, und vermählte sich i. J. 1455 mit Johanna von Portugal, unter deren leichtfertigem Einfluß das Schlimme noch schlimmer ward. Des Königs Günstling Beltran de la Cueva galt offenkundig als Geliebter der Königin. Unter einer solchen Wirthschaft verfielen gleichmäßig die Sitten des Volkes und die Kraft des Staates; Zusammenraffung von Geld zur Erreichung sinnlichen Genusses trat an die Stelle hoher Ziele und edler Beweggründe. Gegen die Günstlingswirthschaft am Hofe empörte sich der castilianische Adel unter der Führung von Juan Pacheco, Marquis von Villena, und dessen Oheim, dem unbeugsamen gewaltthätigen Alfonso Carillo, Erzbischof von Toledo und als solcher des Reiches erster Prälat. Als im Jahr 1462 die Königin eine Tochter Johanna gebar, die von der öffentlichen Stimme als Beltrans Kind bezeichnet und während ihres ganzen Lebens la Beltraneja genannt wurde, verlangten die aufständischen Adeligen von Heinrich IV., daß er ihnen seinen Halbbruder Alfons, den vollbürtigen Bruder Isabellas ausliefere, um diesen als Thronfolger anzuerkennen. In der That entsprach der ehrlose König diesem Verlangen unter der Bedingung, daß Alfons sich mit Johanna vermähle. Zugleich ward ein Ausschuß von fünf Männern ernannt, um die Lage des Vaterlandes zu untersuchen und die vorhandenen Mißbräuche abzustellen. Zwischen diesem Ausschuß und dem König kam es bald zu offenem Bruch. Heinrich suchte sich der Personen seiner Feinde zu bemächtigen, sie aber setzten ihn förmlich und feierlich ab, und erhoben den Prinzen Al-

fons auf den Thron (i. J. 1465). Allein nicht unbedeutend war auch die Zahl und der Einfluß derjenigen, welche dem König treu blieben. So behaupteten sich während geraumer Zeit in Castilien zwei Könige und zwei königliche Hoflager; und als Schlachtopfer, um dessen Preis einem so unerträglichen Zustand ein Ende gemacht werden sollte, ward die jugendliche Isabella auserſehen.

Der stets zweideutige Marquis von Villena hatte nämlich den Plan entworfen, durch Vermählung seines Bruders Don Pedro Giron mit Isabella das Uebergewicht seiner Familie in Castilien zu befestigen, und war bereit, gegen diese Leistung zu Heinrichs Partei zurückzukehren. Die ganze Sache war um so unpassender und ehrloser, als Don Pedro Großmeister des Ritterordens von Calatrava war und als solcher erst von dem Gelübde der Ehelosigkeit dispensirt werden mußte; zugleich war er ein wilder, den schlimmsten Leidenschaften jeder Art hingegebener Mensch.

Isabella hatte sich nach ihres Vaters Tod ganz auf die Obhut und den Schutz ihrer frommen Mutter, Isabella von Portugal, beschränkt gesehen. Die königliche Wittwe war mit ihrem Kinde in die kleine Stadt Arevalo gezogen; fern von dem Treiben eines grundverdorbenen Hofes wurde Isabella in natürlicher Einfachheit, strenger Arbeitsamkeit und das ganze Leben beherrschender katholischer Religiosität erzogen. Reiche Gaben des Geistes, holdselige Anmuth und Schönheit der äußeren Erscheinung schmückten die in glückseliger Verborgenheit heranblühende Jungfrau. Dieses hoffnungsreiche Stillleben ward unterbrochen, als die castilische Königin ihre Tochter Johanna zur Welt brachte. Damals (1462) wurde Isabella nebst ihrem Bruder Alfons an den königlichen Hof gebracht; Heinrich IV. hatte dies für das sicherste Mittel gehalten, um die Bildung einer Partei gegen Johanna's Thronansprüche zu verhindern.

Allein je schlimmer ihre Umgebung, je sittenloser das ganze Treiben der höfischen Kreise war, in desto reinerem Lichte leuchtete die makellose Hoheit der Tugend, Frömmigkeit und Seelengüte Isabella's. Schon in ihren zarten Jugendjahren war sie umringt von Bewerbern. Zuerst bat der aragonische Hof um ihre Hand für den noch in den Knabenjahren stehenden Ferdinand, dann wurde sie seinem ältern Bruder Carlos, und nach dessen Tod dem König Alfons von Portugal zugesagt. Diese letztere Verbindung hatte Isabella entschlossen abgelehnt, indem sie sich darauf stützte, daß eine Infantin von Castilien keine Ehe ohne Einwilligung der Großen des Reiches abschließen könne. Jetzt, in ihrem 16. Lebensjahre stehend, sollte sie der nichtsnutzigen Politik ihres Bruders geopfert werden zu Gunsten eines Menschen, der ihrer in jeder Hinsicht unwürdig war. Isabella war eine Spanierin mit jeder Ader und mit jeder Empfindung; die ihr zugedachte Schmach empörte sie auf's Aeußerste; sie beschloß, diesem elenden Plane einen Widerstand auf Tod und Leben entgegenzusetzen, und ihre treue Freundin Beatrix de Bobadilla gelobte, dem Großmeister von Calatrava bei der ersten Gelegenheit ihren Dolch in die Brust zu stoßen. Vor diesem Aeußersten bewahrte die leidenschaftlich erregten Mädchen des Großmeisters zur guten Stunde eingetretener Tod. Damit war Villenas Vermittlungsplan gescheitert; die Waffen mußten entscheiden. Bei Olmedo trafen sich die feindlichen Heere auf denselben Gefilden, wo Heinrich 22 Jahre früher gegen seinen Vater gekämpft hatte; der Erzbischof von Toledo führte an der Seite des Prinzen Alfons die Parteigänger des letzteren persönlich zum Kampfe. Die Schlacht hatte keinen entscheidenden Erfolg, obwohl Heinrichs Armee das Schlachtfeld behauptete; der Bürgerkrieg mit allen seinen Gräueln dauerte während der Jahre 1467 und 1468 fort. Allein

am 5. Juli 1468 starb Alfons plötzlich, 15 Jahre alt; ob an Gift oder an der Pest, ist eine bestrittene Frage, welche das ganze physische und moralische Elend jener Zeit ahnen läßt.

Jetzt stand Isabella ihrem entwürdigten Bruder allein gegenüber. Sie, die fromme und getreue Christin, die in allen Lagen ihres Lebens die richtige Linie des Handelns einzuhalten wußte, wich auch in dem dornenvollen Verhältniß zu Heinrich IV. von dem Pfade der Pflicht niemals ab. Sie hatte im Laufe des Bürgerkrieges Heinrichs lasterhaften Hof verlassen und sich zu Alfons begeben, nach dem Tode des Letzteren aber sich in ein Kloster zu Avila zurückgezogen. Hier suchte der Erzbischof von Toledo sie mit der dringenden Bitte auf, sich als Königin von Castilien ausrufen zu lassen; allein Isabella beharrte mit unerschütterlicher Standhaftigkeit auf ihrer Weigerung, etwas von ihr als Unrecht Erkanntes zu thun. Dagegen kam unter Isabellas Vermittlung eine Art von Friedensschluß zwischen dem König und seinen empörten Unterthanen zu Stande. Heinrich bewilligte eine allgemeine Amnestie, versprach, sich von seiner Gemahlin scheiden zu lassen, erkannte Isabella als Thronerbin an, und verpflichtete sich, sie zu keiner Heirath gegen ihre Wünsche zu nöthigen, wogegen sie nicht ohne seine Zustimmung sich vermählen sollte; auch sollte binnen 40 Tagen eine Cortesversammlung berufen werden, um diese Uebereinkunft zu bestätigen. Auf Grund derselben kamen Heinrich und Isabella am 5. September 1468 zu Toros de Guisando in Castilien persönlich zusammen. Heinrich erkannte mit aller Förmlichkeit und Feierlichkeit seine Schwester als die künftige Thronerbin an. In der That wurden auch die Cortes einberufen; daß dieselben dem Geschehenen ihre Zustimmung ausdrücklich ertheilt haben, ist höchst wahrscheinlich und wird von den

besten zeitgenössischen Geschichtschreibern behauptet, von Andern jedoch bestritten. Räthselhaft ist es immerhin, wie Heinrich die Ansprüche des Kindes, dessen Rechtmäßigkeit er so beharrlich vorher und nachher verfocht, bei dieser Veranlassung so urplötzlich und vollständig aufgeben konnte.

Die nunmehr unzweifelhaft rechtmäßige Thronerbin von Castilien war noch mehr als bisher eine vielumworbene Schönheit. Richard, Bruder König Eduards IV. von England, und der Herzog von Guyenne, Bruder Ludwigs XI. von Frankreich, baten vergeblich um ihre Hand. Sie selbst war dem ersten Gedanken ihrer Jugend treu geblieben; Spanierin durch und durch, vermochte sie den Gedanken an die Verbindung mit einem Fremdling nicht zu ertragen. Ferdinand von Aragonien war jung, ritterlich, tapfer, voll edlen männlichen Anstandes; die Vermählung mit ihm versprach nicht nur persönliches, häusliches Glück, sondern sie stellte auch die Erreichung jenes Zieles in Aussicht, nach welchem alle Umstände mit Gewalt hinzudrängen schienen und auf welches die Trefflichsten der Zeitgenossen sehnsüchtig harrten — die Vereinigung des ganzen Spaniens zu einem großen Reiche spanischer Nation.

Allein gegen diesen Plan lehnte sich mit aller Anstrengung derjenige Theil des Adels auf, welcher in der Fortdauer der bisherigen Günstlingswirthschaft seinen Vortheil erblicken konnte, ja mußte. Der Marquis von Villena stand abermals an der Spitze dieser Intrigue; eine erneuerte Werbung des verwittweten Königs Alfons von Portugal um Isabella, und die Vermählung des portugiesischen Thronerben mit Heinrichs IV. Tochter, Johanna la Beltraneja, ward vorgeschlagen. Als Isabella mit ruhigem, aber festem Nein antwortete, bedrohte ihr unwürdiger Bruder sie mit Einsperrung. Allein der Gedanke der Vereinigung von Aragon und Castilien hatte bereits das Volk

selbst in weiten Kreisen ergriffen und begeistert; der entschlossene Erzbischof von Toledo stand mit seiner ganzen Macht auf Isabellas Seite, und sie beschloß, nachdem Heinrich die Uebereinkunft mit ihr so schmählich gebrochen hatte, nunmehr auch ihrerseits ohne Rücksicht auf den König ihr Lebensschicksal nach eigener, freier Ueberzeugung zu bestimmen. Im Einverständniß mit dem Erzbischof und mit dem Admiral von Castilien, Don Fadrique Enriquez, dem Vater von Ferdinands kurz zuvor verstorbener Mutter, ließ sie ihr Jawort an Ferdinand gelangen. König Johann II., bei allen seinen Fehlern unstreitig ganz erfüllt von den Ideen einer richtigen nationalen Politik, hatte seinem Sohn und Liebling bereits den Titel „König von Sicilien" übertragen, und bediente sich seiner thatkräftigen Unterstützung nicht nur im Kriege, sondern auch bei allen Regierungsgeschäften, so daß der aragonische Thronfolger wirklich in jeder Beziehung als ein würdiger und ebenbürtiger Bewerber um Isabellas Hand auftreten konnte. Der Ehevertrag kam rasch zu Stande, und ward von Ferdinand am 7. Januar 1469 beschworen.

Diese hochwichtige Urkunde enthielt das politische Lebensprogramm des königlichen Paares, und legt beredtes Zeugniß davon ab, in wie hohem Grade die Krone Castilien den Vorrang in der öffentlichen Meinung behauptete, und mit welch' ernster, pflichtgetreuer Sorgfalt Isabella und ihre Rathgeber die Rechte des ihr nach dem Vertrag mit Heinrich dereinst zufallenden Königreiches zu wahren sich bemühten. Ferdinand verpflichtete sich nicht nur, Castiliens Gesetze und Gebräuche zu beobachten, kein Kroneigenthum zu veräußern, keine Fremden zu bevorzugen, sondern er sollte auch keinerlei Anstellung in der Armee oder im bürgerlichen Staatsdienst ohne Isabellas Zustimmung vornehmen, seinen Wohnsitz nach Castilien ver-

legen, und dieses Reich ohne Einwilligung seiner Gemahlin nie verlassen. Alle Gesetze und Verordnungen sollten von Beiden unterzeichnet werden; manche wichtigen Befugnisse, wie die Anstellung der Befehlshaber in den Festungen und die Verleihung geistlicher Pfründen, blieben der Königin als reina proprietaria (Königin — Eigenthümerin) vorbehalten. Außerdem verpflichtete sich Ferdinand zur Fortsetzung des Krieges gegen die Mauren und verzichtete auf alle Landansprüche, die seinem Vater etwa in Castilien zustehen möchten. Isabella hatte sich um jene Zeit in ihren Geburtsort Madrigal zurückgezogen, wo sie bei ihrer Mutter lebte. Heinrich IV. und sein Rathgeber, der Marquis von Villena, suchten sich hier ihrer Person zu bemächtigen, allein der unermüdliche Erzbischof von Toledo befreite sie mit bewaffneter Hand aus der ihr drohenden Gefangenschaft und führte sie nach der sicheren Stadt Valladolid. Es war unter diesen Umständen von der höchsten Bedeutung, daß der Eheschluß möglichst beschleunigt werde. Obwohl nun König Johann immer noch durch den catalonischen Aufstand sich im größten Gedränge befand, entschloß sich Ferdinand gleichwohl, seinen Vater zu verlassen, um den Besitz seiner Braut zu erlangen. Er nahm nur sechs als Kaufleute verkleidete Diener mit sich; er selbst hatte sich als Diener seiner Untergebenen verkleidet, besorgte ihre Maulthiere, wartete bei den Mahlzeiten auf. In dieser Weise gelangte er mitten durch Heinrichs auflauernde Wachen und unter vielfachen Gefahren glücklich durch den Theil Castiliens, welcher vorzugsweise unter Villena's Einfluß stand, und kam am 15. Oktober 1469 in Gegenwart des Erzbischofs von Toledo zum ersten Mal mit Isabella zusammen.

Sie stand im 19., er im 18. Lebensjahre. Mit wohl begründeter Vorliebe verweilen die zeitgenössischen wie die späteren Geschichtschreiber bei der Schilderung dieses jugend-

lichen Paares. Beide hatten inmitten einer lasterhaften, tief gesunkenen Zeit die volle Kraft und Frische der Tugend und der Gesundheit bewahrt; der Adel männlicher Schönheit, der bezaubernde Reiz weiblicher Anmuth und Unschuld ließ sie unter ihren Zeitgenossen beinahe als Wesen höherer Art erscheinen, um welche ein eigenthümlicher Duft poetischer Atmosphäre verbreitet war. Isabella wird von ruhigen und besonnenen Mitlebenden geradezu als die schönste Frau Spaniens bezeichnet, und Ferdinand, in der harten Schule beständigen Arbeitens und Kämpfens auferzogen, hatte sich durch unausgesetzte Uebung und enthaltsamste Mäßigkeit zu einem der vollendetsten Krieger und Ritter seiner Zeit ausgebildet. An wissenschaftlichen Kenntnissen und höherer Geistesbildung war Isabella ihm überlegen.

Sie waren im Augenblick Beide so arm, daß sie das Geld leihen mußten, um ihre Vermählungsfeier auch nur nothdürftig bestreiten zu können. Aber sie liebten sich und liebten ihr Vaterland; keine Schwierigkeit schreckte sie ab. Schon am 19. Oktober 1469 wurde die Vermählung öffentlich vollzogen, und sofort eine Gesandtschaft an Heinrich IV. abgeschickt, um ihn von der vollzogenen Thatsache in Kenntniß zu setzen. Heinrich IV. antwortete nur, daß er die Sache mit seinen Ministern überlegen werde; thatsächlich bestand seine Antwort darin, daß er die Ansprüche seiner Tochter Johanna wieder aufnahm und sie mit dem von Isabella zurückgewiesenen Bruder des Königs von Frankreich zu vermählen suchte. Isabella wurde, weil sie sich ohne ihres Brudes Einwilligung vermählt, des Thronfolgerechtes verlustig erklärt.

Allein diese Dinge kamen zu spät. Ferdinand und Isabella hatten sich in der Gunst der Nation bereits zu nachdrücklich festgesetzt; Heinrichs Sittenlosigkeit hatte ihn zu sehr der öffentlichen Verachtung preisgegeben und der Erz=

bischof von Toledo, wenn auch eigensinnig und ehrgeizig fast bis zur Unerträglichkeit, war doch ein zu getreuer und machtvoller Verbündeter Isabellas, als daß an der einmal geschaffenen Lage noch etwas Wesentliches hätte geändert werden können. Ferdinands Beliebtheit beim Volke wuchs, als er im Jahre 1473 seinen von dem französischen König bei Gelegenheit eines Aufstandes in Roussillon und Cerdagne in der Festung Perpignan belagerten Vater mit tapferer Hand befreite; in Castilien scheiterten alle Unterhandlungen, welche der unglücklichen Beltraneja einen Mann verschaffen sollten; der einflußreiche Erzbischof Mendoza vor Sevilla schloß sich der Partei Isabellas an, und die Wünsche aller Edlen nud Vaterlandsliebenden begleiteten ihre von Tag zu Tag hoffnungsreichere Sache.

Im Dezember 1473 wurde auf Veranlassung von Isabella's Jugendfreundin, Beatrix de Bobadilla, nunmehr Gattin des Commandanten von Segovia, Andres de Cabrera, nochmals ein Versuch gemacht, Heinrich und Isabella zu versöhnen. Es kam in der That zu einer Zusammenkunft zwischen Beiden, bei welcher sich auch Ferdinand einstellte; allein der vorübergehende Traum des Friedens und der Einigkeit machte nach wenigen Tagen neuem Argwohn und neuer Feindseligkeit Platz.

Im Jahre 1474 mußte Ferdinand abermals seinem alten Vater zu Hilfe eilen, der aus den Verwicklungen und Kriegen um seine zwei an Frankreich verpfändeten Landschaften nicht herauskam. Johann war in solch' äußerster Noth, daß er einmal sich genöthigt sah, auch seinen Pelzmantel, gleich Cerdagne und Roussillon, zu verpfänden; Ludwig XI. hatte die Hilfe nicht vertragsmäßig geleistet, für welche ihm diese Provinzen verpfändet waren, und der zähe Aragonier, der sie nicht einzulösen vermochte, war fest entschlossen, sie auf jede mögliche Weise wieder zu bekommen.

Während Ferdinand sich in Aragonien aufhielt, um seinem hart bedrängten Vater von den dortigen Ständen Unterstützung zu erwirken, starb in Castilien am 11. Dezember 1474 Heinrich IV. an den Folgen seiner Lebensweise, zerrüttet an Leib und Seele, und aller Wahrscheinlichkeit nach ohne Hinterlassung eines letzten Willens. Mit ihm erlosch die männliche Linie des Hauses Trastamare in Castilien. Er hinterließ, zum großen Theil durch seine eigene schwerste Schuld, sein Vaterland in tiefster Zerrüttung. Die Frage, ob Isabella an der Seite ihres jugendlichen Gemahls den Thron von ganz Spanien mit dauerndem Erfolg behaupten, oder ob Heinrichs Tochter Johanna ihre Ansprüche fortsetzen und durchführen werde, bedurfte vor Allem einer, voraussichtlich blutigen, Entscheidung.

II.

Der Erbfolgekrieg. Innere Neugestaltung Spaniens.

Beim Tode Heinrichs IV. residirte Isabella in der wichtigen und festen Stadt Segovia; die treue Anhänglichkeit und der thätige Beistand des Commandanten Andres de Cabrera war ihr gewiß. Unverzüglich nach Empfang der Nachricht von des Königs Ableben wurde sie auf dem Hauptplatze der Stadt, wo ihr Thron aufgeschlagen war, mit aller Feierlichkeit als Königin ausgerufen. Die von dem Herold hiebei gebrauchten amtlichen Worte lauteten: „Castilien, Castilien für König Don Ferdinand und seine Gemahlin Donna Isabella, Königin Eigenthümerin dieser Reiche.“ Sie nahm die Huldigung ihrer Unterthanen entgegen und beschwor die unverletzte Erhaltung ihrer Frei-

heiten. Dann begab sie sich in die Kathedrale, wo die kirchliche Feier sich an den politischen Act anschloß.

Indem Isabella, die in ihren 23 Lebensjahren schon so ernste Prüfungen durchgemacht hatte, mit fester Hand und reifer Besonnenheit die Zügel der Regierung ergriff, hatte sie nicht nur das wahre Wohl des Landes, sondern auch das positive Recht auf ihrer Seite. Es lag klar zu Tage, daß eine Regierung unter dem Namen der unglücklichen, damals zwölfjährigen Johanna, an deren Geburt schon die Makel des Ehebruchs haftete, das Land nur einer steigenden Zerrüttung preisgeben könne, während Ferdinands und Isabella's persönliche Eigenschaften nach menschlicher Berechnung alle Bürgschaften einer glücklichen und selbst glänzenden Zukunft des Vaterlandes zu gewähren schienen. Daß Johanna nicht Heinrichs Kind sei, ließ sich freilich nach Lage der Dinge mit zwingender Gewißheit nie feststellen. Desto gewisser war es, daß er durch feierlichen Vertrag seine Schwester als Thronerbin anerkannt und daß ein Beschluß gesetzmäßig berufener Cortes jenen Vertrag genehmigt hatte, sowie daß Heinrichs spätere Bemühungen, von den Cortes eine Anerkennung des Thronfolgerechtes seiner Tochter zu erlangen, vergeblich geblieben waren. In der That schloß sich auch beinahe das ganze Land dem Beispiel von Segovia unverzüglich an. Die staatsrechtlichen Verhältnisse zwischen Isabella und Ferdinand selbst wurden, obwohl nicht ohne alle Schwierigkeit, unter der entscheidenden Mitwirkung der Erzbischöfe von Sevilla und Toledo wesentlich so geordnet, wie es der früher besprochene Ehevertrag mit sich brachte. Die weibliche Thronfolge wurde als damaliges unzweifelhaftes Recht Castiliens anerkannt; alle Regierungsgewalt Ferdinands ging von der Königin aus; er persönlich war nur König oder vielmehr damals noch Kronprinz von Aragonien.

In diesem Augenblicke ging Alfonso Carillo, Erzbischof von Toledo, seit langen Jahren Isabella's zwar herrschsüchtiger, aber standhafter Freund und Beschützer, aus Eifersucht auf den steigenden Einfluß des Cardinal-Erzbischofs Mendoza von Sevilla zu ihren Feinden über. Im Einverständniß mit diesen beschloß König Alfons V. von Portugal, die Rechte seiner Nichte, der Beltraneja mit den Waffen in der Hand geltend zu machen, und rückte im Mai 1475 an der Spitze einer Armee von etwa 20,000 Mann in Spanien ein; zugleich verlobte er selbst sich mit Johanna, und ließ sich mit ihr als König und Königin von Castilien ausrufen.

Es war im Ganzen leicht einzusehen, daß dieses Unternehmen nur dazu dienen werde, Johanna bei den Spaniern vollends unmöglich zu machen. Denn der Haß zwischen ihnen und den Portugiesen, so unvernünftig und beiden Ländern nachtheilig er ist, war gleichwohl damals schon so tief eingewurzelt, daß eine von dem König von Portugal verfochtene Sache in Spanien so gut als verloren zu betrachten war.

Ferdinand und Isabella brachten mit äußerster Anstrengung, wobei die zarte Königin ihre Gesundheit und beinahe ihr Leben der unermüdlichsten Ausdauer in Leitung der Staatsgeschäfte zum Opfer brachte, bis Anfangs Juli eine Armee von etwa 40,000 Mann zusammen, worunter jedoch sehr viele Landleute ohne alle kriegerische Ausbildung waren, wogegen die feindliche Armee fast das ganze portugiesische Ritterthum in sich schloß.

Der Anfang des Feldzuges war für Isabellas Sache ungünstig genug; Alfons nahm die beiden wichtigen Städte Toro und Zamora weg, und der Erzbischof von Toledo ging offen in das portugiesische Lager über. Fest und treu hielt aber das Volk und die Masse des Klerus zu Isa-

bellas Fahne. Bei einer im August zu Medina del Campo gehaltenen Cortesversammlung wurde beschlossen, die Hälfte aller werthvollen Kirchengeräthe im ganzen Reich gegen eine binnen drei Jahren zu zahlende Entschädigung zur Bestreitung der Kriegskosten an den königlichen Schatz abzuliefern. Im Dezember sah sich Ferdinand in den Stand gesetzt, gegen Zamora vorzurücken; der portugiesische König zog bedeutende Verstärkungen unter der Führung seines Sohnes, des Prinzen Johann, an sich, und marschirte am 17. Februar 1475 von Toro aus seinem Feinde entgegen. Hier standen sich die beiden Armeen zwei Wochen lang gegenüber, bis endlich Alfons, von den Castilianern im Rücken bedroht, sich auf Toro zurückzog. Ferdinand folgte unmittelbar, und es kam am 1. März zur Schlacht. Die Erzbischöfe von Toledo und Sevilla kämpften persönlich, jener für Alfons, dieser für Ferdinand und Isabella, gleich zwei alten Haudegen, und es bedurfte der ganzen castilianischen Tapferkeit, um die ritterliche Gegenwehr der Portugiesen zu brechen. Um so entschiedener war aber endlich die Niederlage der portugiesischen Armee, von welcher mehr als 12,000 Mann getödtet oder gefangen wurden. Die Sache war mit diesem einzigen Hauptschlage entschieden; durch weise Milde und rücksichtsvolle Schonung machten die Sieger es den Ungetreuen leicht, sich zu unterwerfen; nur der Erzbischof von Toledo und der jüngere Marquis von Villena verloren einen großen Theil ihrer Besitzungen.

Bald nach dem Siege von Toro warf Ferdinand auch die in der Provinz Guipuzcoa eingefallenen Franzosen mit Hilfe der tapferen und patriotischen Bevölkerung zum Lande hinaus; Alfons sah seine Sache auf allen Seiten verloren.

Er hörte zwar nicht auf, sich um französische Hilfe zu bewerben; allein Ludwig XI. sah viel zu deutlich, auf

welcher Seite der Verstand und die Kraft war, um sich in Abenteuer zu Gunsten der armen Beltraneja einzulassen und schloß im Jahre 1478 einen Friedensvertrag mit Spanien, worin er ausdrücklich auf sein Bündniß mit Portugal und auf jede weitere Vertheidigung der Ansprüche Johannas verzichtete. Hieran schloß sich im nächsten Jahr (24. September 1479) der Friedensschluß mit Portugal. König Alfons, der eine rechtsgiltige päpstliche Dispensation zur Eheschließung mit seiner Braut und Nichte Johanna nicht erlangen konnte, verzichtete auf seine Bewerbung um ihre Hand und auf alle Ansprüche an die castilianische Thronfolge. Der armen Beltraneja wurde freigestellt, binnen 6 Monaten Portugal zu verlassen oder den am 28. Juni 1478 geborenen, also damals einjährigen Sohn Isabella's und Ferdinands, den Prinzen Johann, seiner Zeit zu heirathen und in Portugal auf die Heirathsfähigkeit dieses kindlichen Bräutigams zu warten, oder aber in's Kloster zu gehen. Zugleich wurde, um eine dauernde Eintracht zwischen Spanien und Portugal zu begründen, die eheliche Verbindung der am 1. Oktober 1470 geborenen Infantin Isabella, des ersten Kindes der castilianischen Herrscher, mit Alonso, dem Sohne des Prinzen Johann von Portugal verabredet.

Die unglückliche Johanna war weise genug, das Kloster zu wählen; sie trat bei den Clarissinen zu Coimbra ein, und nahm im folgenden Jahre den Schleier. Sie blieb übrigens in den nächsten Beziehungen zu der portugiesischen Königsfamilie, und starb auch, 68 Jahre alt, im Jahre 1530 im königlichen Schloß zu Lissabon. Ihr königlicher Oheim und Bräutigam Alfons V. war im Begriffe, sich gleichfalls in ein Kloster zurückzuziehen, als der Tod seiner mehr romantischen, denn glücklichen Lebenslaufbahn ein Ziel setzte.

Schon einige Monate vor dem Friedensschluß mit Portugal war der alte, 83jährige König Johann II. von Aragonien im vollsten Besitze seiner reichen geistigen Kraft gestorben. Bis in die letzten Lebenstage hatte seine ganz unverwüstliche Gesundheit allen Anstrengungen Trotz geboten; er hatte das Ziel seiner Wünsche erreicht, seinen Ferdinand als Herrscher von Castilien zu sehen und ihm sein aragonisches Reich in ungemindertem Bestand und ungestörtem Frieden zu hinterlassen. Ganz Spanien war jetzt geeinigt bis auf Navarra, wo Johanns II. Tochter Eleonore de Foix nur drei Wochen nach ihrem Vater gleichfalls starb. Auf Navarra's weitere Schicksale kommen wir später zu sprechen. Es war, menschlich gesprochen, die höchste Zeit, daß Spanien unter eine kraftvolle, einheitliche, vernünftige Regierung kam. Die tiefste Zerrüttung aller politischen, bürgerlichen, socialen und ökonomischen Verhältnisse war das Ergebniß der letzten Jahrzehnte, insbesondere der so unseligen Regierung Heinrichs IV.; Verbrechen ohne Maß und Zahl gefährdeten die Sicherheit und untergruben die Sittlichkeit; die Rechtspflege war feil, die politische Gewalt ohne alle höheren Beweggründe, das Geld verfälscht, Handel und Wandel zu Grunde gerichtet. Die drangsalvollen Zeiten des Erbfolgekrieges waren nicht darnach angethan, große Verbesserungen in's Leben zu rufen, so lange die Regierung noch um ihre eigene Existenz auf Tod und Leben kämpfen mußte. Erst jetzt, als Portugal besiegt, Frankreich zurückgeschlagen, Aragonien mit Castilien in der nämlichen Hand vereinigt war, erst jetzt konnte daran gedacht werden, die auseinander geworfenen Bruchstücke und Bausteine des nationalen Lebens wieder zusammenzulesen und einen neuen Bau mit ihnen zu begründen.

Dieser großen und schweren Aufgabe hat sich das junge Königspaar in treuer Pflichterfüllung, mit seltener

Thatkraft, mit entschiedenem Verstand, und unter Gottes reichstem Segen unterzogen. Man würde zwar entschieden irren und die geschichtliche Wahrheit durch die gefärbten Gläser vorgefaßter Meinung oder abstracter Theorie betrachten, wenn man annehmen wollte, Ferdinand und Isabella hätten nach einem fertigen, allseitig ausgebildeten Plane, nach einem eigentlichen System gehandelt. Nein! wo das offenbare Uebel ihnen praktisch unverkennbar mit seinen verderblichen Folgen entgegentrat, da suchten sie ebenso praktisch, von Fall zu Fall, immer das Nächste im Auge behaltend und in treuem, festem Anschluß an das geschichtlich Gewordene und Gegebene, nachzuhelfen, auszubessern, langsam und allmälig vorzurücken; und aus der Menge der einzelnen Leistungen und Thaten ergab sich nach und nach, fast unvermerkt, im langsamen und gründlichen Gang der Geschichte ein gutes und großes Resultat. So arbeiten staatsmännische Naturen, im Gegensatz zu Professoren. Wo möglich noch verkehrter würde es sein, sich Ferdinand und Isabella vorzustellen als in einer selbstbewußten Ueberlegenheit über ihrer Zeit und ihren Zeitgenossen schwebend. Bei Ferdinand kann von etwas Derartigem schon gar nicht die Rede sein. Gesund, tüchtig, kraftvoll, aber auch durchtrieben, sparsam bis zum Geize, und unter Umständen zurückhaltend bis zur Ränkesucht, war er durch und durch ein Kind seines Vaters und ein Sohn von seines Vaters Zeit. Isabella war freilich von ungleich höherer Naturanlage, geistig weiter und tiefer ausgebildet, und durch ihre tiefinnige Religiosität den höchsten und ewigen Zielen des Lebens zugewendet. Allein auch sie trug alle Farben des Jahrhunderts und der Nationalität. In ihrem Wesen zeigte sich in schönster Harmonie jene Mischung orientalischer Phantasie und Schwärmerei mit gothischer Bedächtigkeit und Gemessenheit, welche in Folge

des vieljahrhundertlangen Zusammenlebens mit einem mohammedanischen Volk die eigentliche Grundlage des spanischen Nationalcharakters geworden ist. Gerade deßhalb war aber auch Isabella der allgemein verehrte Liebling ihres Volkes, weil dieses in seiner Königin sein eigenes Wesen wie in einem verschönernden Zauberspiegel erblickte. Nur von diesem Gesichtspunkte aus kann man das politische und administrative Walten der Königin verstehen.

Vollends lächerlich wäre es, wenn man der „katholischen Königin" irgend eine Tendenz rationalistischer Aufklärung gegenüber ihren minder gebildeten Zeitgenossen zutrauen wollte. Sie Beide waren, Gott sei Lob und Dank dafür, katholisch gläubig bis in's innerste Mark ihrer Seele. Reinhaltung des Glaubens und Ausbreitung der katholischen Lehre und Kirche war stets eines ihrer höchsten Ziele. Es gab um jene Zeit, wie fast zu allen Zeiten, auch in der Kirche Gottes der Aergernisse genug und gerade damals an sehr hoher Stelle. Aber das echt katholische Gemüth und Bewußtsein verwechselt niemals die göttliche Erlösungsanstalt selbst mit dem Menschenmaterial, dessen sich der göttliche Heiland in seiner Anstalt bedient; und so waren denn auch Ferdinand und Isabella bei allen großen und glänzenden Fortschritten, deren die Menschheit unter ihrer Regierung theilhaftig geworden ist, himmelweit davon entfernt, in Handlungen oder auch nur in Gedanken den Grundsätzen der römisch-katholischen Kirche entgegen zu wirken.

Diese allgemeinen Bemerkungen möge der freundliche Leser recht wohl festhalten; er wird Gelegenheit in Fülle finden, sich ihrer im weiteren Verlauf der Geschichte zu erinnern.

Wiederherstellung einer geordneten, sicheren und unparteiischen Rechtspflege war das dringendste und

schreiendste Bedürfniß, welches sich der neuen Regierung darbot. Das katholische Königspaar suchte diesen Zweck nicht zu erreichen durch Verordnungen und Paragraphen, sondern durch Anknüpfung an eine geschichtlich hergebrachte Institution. Die castilischen Städte hatten nämlich schon im früheren Mittelalter unter dem Namen Santa Hermandad oder „heilige Verbrüderung" Bündnisse geschlossen, welche mit deutschen Städtebünden der nämlichen Zeit, namentlich der Hansa, mancherlei Aehnlichkeit hatten und Vertheidigung der städtischen Rechte und Freiheiten gegen die Zügellosigkeit des Faustrechts und gegen die Uebergriffe des Adels bezweckten. Indem Ferdinand und Isabella sämmtliche Aufgaben des Staates in ihre Hand nahmen, bedienten sie sich dieser nach und nach eingeschlummerten, aber nicht zu Grunde gegangenen Hermandad zu einem anderen als dem ursprünglichen Zwecke. Durch die Cortesversammlung des Jahres 1476 wurde nämlich die Ausdehnung der Hermandad über das gesammte Land beschlossen, und ihr die Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit und Verfolgung der Verbrecher zur Aufgabe gemacht. Damit wurde ein großer Theil der Polizei und Strafrechtspflege in die Hände der volksthümlichsten Selbstverwaltung gelegt, sicherlich ein an und für sich und namentlich für jene stürmische Zeit großer und kühner Entschluß. Je hundert Familienväter mußten die Beiträge liefern zur Ausrüstung und zum Unterhalt eines, um mich der Sprache unserer Zeit zu bedienen, „berittenen Gensdarmen". In jeder Ortschaft von mindestens 30 Familien wurde ein Gericht der Hermandad eingesetzt, welches alle Friedensbrüche, Diebstähle und Widersetzlichkeiten gegen die öffentliche Gewalt abzuurtheilen hatte; die Berufung ging an den königlichen geheimen Rath. Jährliche Versammlungen von Abgeordneten der Hermandad aus dem ganzen Reiche

sorgten für gleichartige Behandlung gleichartiger Dinge. Das Volk zeigte sich des ihm geschenkten Vertrauens durchaus werth; die von der Santa Hermandad geübte Justiz traf die Schuldigen rasch, unerbittlich und ohne Ansehen des Standes; ein heilsamer Schrecken fuhr durch die Glieder der übermüthigen Halunken, welche bisher unter dem Schutz der elenden Günstlingswirthschaft das Land geplündert hatten; und nach wenigen Jahren war, trotz des Widerstrebens einzelner hochstehender Personen gegen die neue Einrichtung, der Zustand der öffentlichen Sicherheit in Spanien so befriedigend wie nur in irgend einem Lande des damaligen Europa. Als sich diese günstigen Zustände befestigt hatten, wurde das ganze Institut ermäßigt, um die schweren, mit demselben verbundenen Lasten der Einzelnen zu erleichtern; auch dieser Versuch gelang, denn es erfolgte kein Rückfall in die frühere Zuchtlosigkeit. Uebrigens hatte sich namentlich Isabella keineswegs darauf beschränkt, die Hermandad ins Leben zu rufen und wirken zu lassen. Da das spanische Reich noch keine feste Hauptstadt hatte, so residirte die Königin abwechselnd in den verschiedensten Provinzen und großen Städten des Landes, und überall, wo sie sich aufhielt, nahm sie sich persönlich und durch höchsteigene Behandlung zahlreicher Rechtsfälle ihrer Unterthanen an; um jene Zeit und in Isabellas Hand war die „Cabinetsjustiz“ kein Uebel; es handelte sich ja erst darum, überhaupt irgend eine Justiz zu begründen. Die im Uebrigen schon vorhandenen Gerichtshöfe für bürgerliche und Strafsachen arbeiteten um so besser, rascher und entschiedener, je mehr ihnen die Königin mit ihrem glänzenden Beispiel voranging. Selbst für Armen-Anwälte ließ Isabella schon genügende Vorsorge treffen.

Für die einheitliche Leitung der politischen Verwaltung fanden Isabella und Ferdinand den königlichen

geheimen Rath vor, der nur in ganz bestimmten und selteneren Fällen mit der Justiz zu thun hatte, und dessen genauere Ausbildung sich das Herrscherpaar ganz besonders angelegen sein ließ. Dabei ging ihre Hauptabsicht dahin, möglichst viele rechtskundige, erfahrene Staatsmänner in den geheimen Rath zu ziehen, dagegen die Betheiligung des Adels und der Geistlichkeit möglichst zu beschränken. Die Beschlüsse des geheimen Rathes waren in den meisten Fällen an und für sich für Jedermann verpflichtend; nur in besonders vorbehaltenen Angelegenheiten mußte die Vorlage zur königlichen Genehmigung und Unterschrift erfolgen; der geheime Rath war mit einem Worte das Staatsministerium. Die politische Verwaltung der Städte und Landbezirke war und blieb dagegen ganz und ausschließlich der communalen Selbstverwaltung überlassen.

Neuentstandene, große, einheitliche Staaten haben naturgemäß immer den Hang zu Codificationen; das zeigte sich auch in unserem Fall. Kaum hatte Isabella gegen das Jahr 1479 und 1480 die Rechtspflege und Administration in eine gehörige Ordnung gebracht, so beschäftigte sie sich auch mit der Aufgabe, die in verfassungsmäßiger Wirksamkeit bestehenden Gesetze und Verordnungen in einer geschriebenen Sammlung zusammenzufassen. Dieses im Jahre 1485 vollendete Werk ward unter dem Titel Ordenanzas reales als eines der ersten Erzeugnisse der Buchdruckerkunst in Spanien veröffentlicht, und diente noch den gesetzgeberischen Arbeiten unter Philipp II. als Grundlage.

Das Finanzwesen war in Castilien durch die bodenlose Wirthschaft unter Heinrich IV., in Aragonien durch die kriegerischen Stürme und vielfachen Aufstände unter Johanns II. Regierung in die allerärgste Zerrüttung gerathen; die Krone Castilien insbesondere war ärmer als

gar mancher Privatmann im Lande, indem ihre Einkünfte auf etwa 30,000 Dukaten herabgesunken waren. Auf diesem Gebiete war nun ohne mehr oder minder gewaltsame Mittel schlechterdings nicht zu helfen. Isabella und Ferdinand entschlossen sich, dieselben zu ergreifen, indem sie mit Zustimmung der im Jahr 1480 zu Toledo versammelten Cortes alle von Heinrich IV. gemachten Schenkungen und verliehenen Gehalte theils ganz vernichteten und einzogen, soferne denselben keine wirklichen, dem Staat geleisteten Dienste zu Grund lagen, theils aber bedeutend ermäßigten, wo dieß der Fall war; Käufern und sonstigen dritten Besitzern derartiger Rechtstitel wurde nur der Preis vergütet, den sie selbst bezahlt hatten. Durch diese einschneidende Maßregel, die mit unerbittlicher Parteilosigkeit zur Ausführung gelangte, wurden die Staatseinkünfte nahezu verdoppelt.

Es ist ganz unverkennbar, daß in allen bisher erwähnten Regierungsmaßregeln neben der wohlüberlegten Absicht, das Heil des Landes zu wirken, auch ein ganz entschiedener Zug zum staatlichen Absolutismus sich kund gibt. Das fühlte namentlich der castilianische Adel, dessen selbstständige Stellung und Privilegien immer mehr gebrochen wurden, sehr bestimmt und klar; auch fehlte es keineswegs an Versuchen der Opposition; allein dieselben scheiterten jedesmal an der festen Entschlossenheit des königlichen Paares und an der einstimmigen Unterstützung, welche dessen Regierungsweise bei der großen Masse der bürgerlichen und bäuerlichen Stadt- und Land-Bevölkerung fand. Die Herrscher vergalten diese Unterstützung aufs Nachdrücklichste, indem sie die Vertretung der Städte in den landständischen Versammlungen, den Cortes, sowohl Aragoniens als Castiliens, auf jede denkbare Weise hoben und bevorzugten.

Ein ganz besonderes Mittel zur Stärkung der könig-

lichen Gewalt suchten und fanden Ferdinand und Isabella in dem Verhältniß zu den geistlichen Ritterorden. Diese kirchlich-kriegerischen Institute, aus dem Kampfe mit den Mauren in ähnlicher Weise hervorgegangen, wie zur Zeit der Kreuzzüge die Orden der Johanniter und Tempelherren sich bildeten, waren seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts entstanden und besaßen im 15. Jahrhundert eine politische Macht ersten Ranges innerhalb der spanischen Nation. Dieser eigenthümlichen spanischen Ritterorden gab es drei. Derjenige von Santiago war ursprünglich zum Schutze der zahlreichen Pilger gegründet worden, welche während des Mittelalters aus ganz Europa ihre Wallfahrten machten zum Grabe des heiligen Apostels Jakobus in Compostella, den ganz Spanien als seinen besonderen Patron in den Kämpfen gegen das Maurenthum verehrte. Die päpstliche Bestätigung ward im Jahre 1175 ertheilt, und der Ordenszweck namentlich auf den Kampf gegen die Ungläubigen ausgedehnt. Diesem letzteren Zwecke ganz ausschließlich und von Anfang gewidmet war der Orden der Ritter von Calatrava, so benannt von einer andalusischen Stadt, deren Vertheidigung gegen die Mauren des Ordens erste That war; er wurde schon im Jahre 1164 päpstlich bestätigt und seine Ritter lebten nach der Regel des Benedictinerordens; kurze Zeit nachher wurde der Orden der Ritter von Alcantara gegründet und 1177 päpstlich bestätigt, der mit jenem von Calatrava die größte Aehnlichkeit hatte und in der innigsten Verbindung stand. Diese drei Institute entfalteten in dem Kampf um die Wiedergewinnung Spaniens eine durchaus großartige Thätigkeit, wie sie sich nur aus dem Geiste des Mönchthums erklären läßt. Die Begeisterung, die Liebe zum blutigen Opfertod, mit welcher diese Ritter die Fahne des Kreuzes ihrem Volke vorantrugen, ergänzte und sühnte, was die

Laster des Adels, die Verbrechen der Könige, die Gebrechen des gemeinen Mannes verfehlten. Volk und Könige waren nicht undankbar, und mit dem stetigen Vorrücken der Eroberungslinie wuchs der Reichthum, der Landbesitz, der politische Einfluß der Orden auf eine für sie selbst und für Andere wahrhaft gefährliche Art. Insbesondere waren die Großmeisterwürden der Gegenstand leidenschaftlicher Bewerbung, die Wahlen zu denselben oftmals Veranlassung heftigen und selbst blutigen Streites. Isabella und Ferdinand erkannten sehr bald, daß die vollständige Unabhängigkeit dieser Institute innerhalb eines allseitig geordneten Staatswesens nicht geduldet werden könne; und da sie weit entfernt waren, an die Aufhebung so wohlthätiger Einrichtungen mit einer so glanzvollen geschichtlichen Vergangenheit auch nur zu denken, so ging ihr nicht ganz unberechtigtes Streben darauf, die Orden mit Allem, was dieselben besaßen, dem Einfluß und der Macht der Krone zu unterwerfen. Veranlassung hiezu bot der Streit, welcher im Jahre 1476 über die Wahl eines Großmeisters von Santiago im Ordenscapitel ausbrach. Isabella erschien persönlich in der Wahlversammlung und bewirkte die Erwählung des Königs, ihres Gemahls. In der Folge wurde durch päpstliche Entschließungen auch die Großmeisterwürde der beiden anderen Orden dem König übertragen, und unter der Regierung Karls V. wurden diese höchsten Ordensämter durch Papst Hadrian VI. für immer mit der Krone Castilien verbunden. Eine außerordentliche Anzahl kleiner und großer Ordenspfründen, Landbesitzungen und Städte ward durch diesen Gang der Dinge unter den Einfluß des Staates gebracht, dessen einheitliche Gestaltung sich immer mehr befestigte.

Die energische und bisweilen eifersüchtige Wahrung der wirklichen oder vermeintlichen Staatsbefugnisse hat unser

Herrscherpaar selbst zu vorübergehenden Conflicten mit dem heiligen Stuhl geführt. Die Kirchenfeinde unserer Zeit würden jedoch sehr irren, wenn sie aus dieser Thatsache für ihr eigenes Vorgehen oder für die angebliche Maßlosigkeit der päpstlichen Politik irgend Etwas ableiten wollten. Meinungsverschiedenheiten zwischen Kirche und Staat sind allzeit möglich; so oft ein junger, lebenskräftiger, einheitlich und militärisch organisirter Staat sich in Europa gebildet hat, sind fast regelmäßig solche Grenzstreitigkeiten vorgekommen. Ein wesentlicher Unterschied aber liegt in dem Princip, von welchem ausgegangen wird. Ferdinand und Isabella dachten nicht entfernt daran, alles Recht im Staate oder gar alles Recht überhaupt von sich selbst und von ihrer gesetzgebenden Gewalt abzuleiten; sie anerkannten die Kirche als einen auf göttlicher Stiftung und selbstständiger Lebensordnung beruhenden Organismus, welchen dem Staate schlechterdings zu unterwerfen ihnen nicht in den Sinn kam; es fehlte ihnen mit anderen Worten auch im Falle eines vorübergehenden Conflictes jede feindselige Gesinnung gegen die Kirche als solche. Wenn sie also darauf beharrten, daß z. B. nur Spanier spanische Kirchenpfründen erhalten sollten, so war dies ein Anspruch, dessen Anerkennung von Seiten Roms ausgesprochen werden konnte und auch wirklich ausgesprochen wurde, ohne ein kirchliches Princip zu verletzen; es konnte derselbe um so leichter zugestanden werden, als seine Begründung frei war von jedem schismatischen Anstrich und als das so entschieden „katholische" Königspaar seinen Einfluß auf die Besetzung von Kirchenämtern nur im Sinne der Frömmigkeit und entschiedensten religiösen Wärme, keineswegs aber zur Revolutionirung der Kirche von innen heraus anwendetete.

Und wie der Kirche gegenüber, so war auch das

sonstige auf Stärkung und Erweiterung der königlichen Macht gerichtete Streben Ferdinands und Isabellas frei von despotischer Willkür. Sie haben keinen Versuch gemacht, die ständischen Gliederungen und historischen Rechte des Mittelalters zu brechen oder zu vernichten; sie beschränkten sich darauf, alle geschichtlich gewordenen weltlichen Lebensordnungen dem Staate und seinen allgemeinen Zwecken dienstbar zu machen; aber sie ließen dieselben fortbestehen und waren weise genug, aus ihnen einen großen Theil der eigenen Macht zu schöpfen und ihrerseits belebend und erhaltend auf alle untergeordneten Lebenskreise einzuwirken.

Daß ich nicht zu viel sage zum Lobe dieser Regierung, ergibt sich aus den rasch eingetretenen Folgen ihrer Politik. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen; dieses Wort der ewigen Wahrheit gilt auch den Staatsmännern gegenüber. Wem es gelingt, in kurzer Zeit ein großes, blühendes Land von einem Ende zum andern mit Zwietracht, Haß und wüstem Geschrei zu erfüllen, der mag unter Umständen ein Mensch von größter Kraft und reichster Begabung sein. Aber das Urtheil über seine politische Weisheit braucht er nicht von der Weltgeschichte zu erwarten; das hat er eigenhändig „mit ehernem Griffel" in die Jahrbücher der Zeit eingetragen. Ferdinands und Isabellas regentenamtliche Wirksamkeit hatte thatsächlich gerade die entgegengesetzten Folgen; die gesammte christliche Bevölkerung des Reiches war nach wenigen Jahren ihrer Regierung wie ein Herz und eine Seele; die Parteiungen hörten auf, die feindselige Opposition gegen Staat und Staatsgewalt verschwand; Religiosität und geistige Aufklärung gingen Hand in Hand; die wissenschaftliche und die belletristische Literatur blühte vielversprechend empor.

Und mit diesem allgemeinen geistigen Aufschwung ver-

einigte sich, was sehr leicht zu begreifen ist, das materielle Gedeihen. Denn das Bewußtsein, daß ein neues, frisches und gesundes Leben in allen Adern des Staatskörpers pulsire, erfüllte jeden Einzelnen im Volke bei seiner täglichen Arbeitsthätigkeit mit dem Gefühle der Sicherheit und Freudigkeit. Das allgemeine Vertrauen aber erzeugte, wie immer, und trotz der unmittelbar vorausgegangenen furchtbaren Zerrüttung, allgemeinen und rasch zunehmenden Wohlstand. Wie richtig diese meine Behauptung ist, möge sich dem Leser aus der statistischen Thatsache ergeben, daß die Staatseinkünfte der spanischen Monarchie im Jahre 1482 sechsmal so viel betrugen, wie im Jahr 1477. Und dennoch redet Keiner der zeitgenössischen Geschichtschreiber von irgend welchem finanziellen Druck; sie sind dagegen einstimmig in den allerstärksten Ausdrücken begeisterten Lobes für eine Regierung, welche binnen weniger Jahre die wunderwürdige Leistung wirkte, Spanien aus einer elenden, verwüsteten Einöde in das gesegnetste Land Europas umzuwandeln.

Diese glücklich durchgeführte innere Neugestaltung der Monarchie setzte die katholischen Herrscher in den Stand, die Kräfte der Nation zu einem nicht nur großen, sondern auch gerechten kriegerischen Unternehmen aufzurufen, bei dessen Vorbereitung und Leitung das königliche Paar die nämliche schöne Vereinigung milder und maßvoller Besonnenheit mit entschiedener Thatkraft und Arbeitslust an den Tag legte, welche auch seine Regierungsleistungen seit dem Erbfolgekrieg ausgezeichnet hatte. Dieses große, hervorragend nationale und ebenso hervorragend christkatholische Unternehmen war der Krieg gegen die Ueberreste der maurischen Macht in Granada.

III.

Der Kampf um Granada.

Das Land Andalusien, in welchem sich die letzten Reste der maurischen Herrschaft bis auf die Zeiten Ferdinands und Isabellas erhalten hatten, und auch dann erst einem mit Zusammenfassung aller Kräfte des christlichen Spaniens ausgeführten, gewaltigen Angriff nach langer Gegenwehr unterlagen, — es ist noch jetzt eines der reizendsten Länder unserer ganzen Erde. Freilich, seit mehr als einem halben Jahrhundert haben die Grundsätze und Uebungen des sogenannten modernen Fortschritts alles Mögliche gethan, um dieses Land zu verelenden und zu verwüsten; in den letzten fünf Jahren sind diese Anstrengungen aufs Aeußerste gesteigert worden und von schauerlichem Erfolge begleitet gewesen. Allein der üppige Reichthum der Natur und die glänzende Begabung des Volkes ist so groß, daß es sicherlich nur einiger Jahre eines vernünftig geordneten Staatslebens bedarf, um dieses wunderbar gesegnete Land nicht nur zu menschenwürdigen, sondern selbst zu glücklichen Zuständen wieder zu erheben. Und der zweifellos schönste Theil des ganzen, großen Andalusiens ist Granada mit seiner unmittelbaren Umgebung, vor vier Jahrhunderten der auserkorene Sitz und die letzte Zuflucht des letzten der maurischen Königreiche. Ich selbst habe vor etlichen Jahren dieses Land voll zauberhafter Schönheit durchreist, und ich darf mir wohl erlauben, hier ein paar kurze Worte zu wiederholen, welche den treuen Ausdruck meiner damaligen Wahrnehmungen und Empfindungen wiedergeben. „Eine Ebene, so reich und fruchtbar, so südlich und so mild, wie die Vega von Granada, nur durch

wenige Thäler und Schluchten getrennt von den mit ewigem Schnee bedeckten und von ewigem Eise starrenden Hörnern und Gletschern der Sierra Nevada; Hügel, wie der des Alhambraschlosses, wo unter dem belebenden Einfluß der reichsten und kühlsten Wasserquellen eine Pflanzenwelt, namentlich ein Baumschlag von wunderwürdiger Kraft und Schönheit sich entfaltet, und beständige erquickende Kühle unmittelbar neben dem blendenden Sonnenglanz des Südens wohnt; nahe und ferne Gebirgszüge, mit Thal, Hügel und Ebene zu einem Landschaftsbild von unbeschreiblichem Reize vereinigt; das sind in großen Zügen die Hauptmerkmale der ganzen Provinz und, aufs Höchste gesteigert, ihrer Hauptstadt. Darum sagt auch mit verzeihlichem Stolze das spanische Sprichwort: ‚Wer Granada nicht sah, hat Nichts gesehen.‘ [Mein Ausflug nach Spanien. 1. Aufl. S. 116, 2. Aufl. S. 106.]

Als im Jahre 711 unserer Zeitrechnung durch die mehrtägige Schlacht am Guadalete das Westgothenreich mit seiner sittlichen Erschlaffung dem jugendkräftigen Fanatismus der Saracenenschaaren erlag und zwei bis drei Jahre hinreichend waren, um beinahe den ganzen Boden Spaniens unter mohammedanische Herrschaft zu bringen: da begingen die neuen Eroberer vor Allem den großen Fehler, ihr Werk nicht ganz zu vollenden. Die christliche Bevölkerung in den eroberten Provinzen wurde bald mild und versöhnlich, bald streng und verfolgungssüchtig, immer launisch und willkürlich behandelt; allein der Herd des fortgesetzten Widerstandes in den nordischen Provinzen wurde nicht ausgelöscht, ein deutlicher Beweis, daß es diesen von der wässerigen Aufklärungsliteratur so viel gepriesenen Mauren entweder an der nothwendigen militärischen Kraft oder an jeder politischen Einsicht gefehlt hat. Sie waren gefesselt durch die allerdings unendlich verführerischen Reize des

spanischen Südens; dort gründeten sie den Hauptsitz ihres neuen Reiches in Cordova, einer Stadt, welche noch heutzutage durchaus das Gepräge orientalischen Wesens auf der Stirne trägt. Die Dynastie der Familie Omeya behauptete diesen Thron von der Mitte des 8. bis zum Ende des 11. Jahrhunderts, und während dieser Zeit wurde in Spanien unzweifelhaft das Höchste geleistet, was die mohammedanische Cultur überhaupt zu Stande gebracht hat. Der Glanz und die Ergebnisse dieser arabischen Bildung sind jedoch vielfach, theils aus Unwissenheit, theils aus Haß gegen das Christenthum übertrieben worden. Namentlich hat man bald mit bald ohne Absicht übersehen, daß Alles Edlere, Feinere und Menschenwürdigere in den Verhältnissen der spanischen Mauren, so namentlich die bessere Stellung der Frauen und die Milderung des Krieges durch das Ritterthum, schlechterdings dem beständigen Verkehr und der, wenn auch kriegerischen, doch alle Beziehungen des Lebens durchdringenden Berührung mit den von Norden heranstürmenden Spaniern zu verdanken war. Was sich nicht auf diese Quelle zurückführen läßt, das war entweder, wie beinahe die ganze wissenschaftliche Bildung der Mauren mit ihrem unverdauten Aristoteles und dem falschen Pathos ihrer Poesie, ohne tiefere und bleibende Bedeutung — oder aber es war geradezu verwerflich, wie Alles dasjenige, was in ihren öffentlichen Einrichtungen und häuslichen Gewohnheiten dem maßlosen und wollustvollen Sinnengenuß diente. Von originalem Werth und bleibender Bedeutung war an der ganzen maurischen Cultur, abgesehen vielleicht vom Studium der Mathematik, nur Eines, in diesem heißen und trockenen Lande freilich ein sehr Wichtiges, nämlich die Kunst der Bodenbewässerung. Ihr gelang es, die Fruchtbarkeit des Landes und im Zusammenhang damit die Bevölkerungszahl auf eine ungemein

hohe Stufe zu bringen, wodurch selbstverständlich wieder die Stärke der Armeen und mit ihr die Dauer und Zähigkeit des Widerstandes gegen die christlichen Rückeroberer zunehmen mußte.

Gleichwohl mangelte es an politischer Kraft und Einsicht um so mehr, je näher die Gefahr heranrückte; und als die Spanier ihre Eroberungen bis zum Tajo vorgeschoben hatten, zerfiel das Reich der Omeyaden in eine große Anzahl unbedeutender Herrschaften, die sich mit allem Unverstand, der dem Particularismus eigen ist, gegenseitig schwächten und durch innere Unruhen, Parteiungen, gewaltsame Thronwechsel aufrieben. Unter diesen Umständen errangen die christlichen Waffen im Jahre 1212 durch die Schlacht bei Navas de Tolosa unter Alfons X. ein bleibendes Uebergewicht. Unter der energischen Führung der Könige Jakob II. von Aragonien und des heiligen Ferdinand von Castilien wurden in langsamer, aber stetiger Reihenfolge die Länder Valencia, Murcia und der größte Theil Andalusiens für Spanien und für das Christenthum wieder gewonnen, und schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts sah die maurische Herrschaft sich auf die Stadt und Landschaft Granada beschränkt. Allein in dieser erzwungenen Zusammenraffung ihrer Kräfte gründeten sie ein neues Königreich, welches sich, begünstigt durch Thorheiten und Sünden auf der christlichen Seite, kräftig genug erwies, noch zwei Jahrhunderte hindurch den durch Zersplitterung geschwächten christlichen Waffen Widerstand zu leisten. Erst das Aufgeben des spanischen Particularismus durch und unter Isabella und Ferdinand führte die Christen zum letzten, zum entscheidenden Sieg.

In der That enthielt auch das maurische Reich von Granada, trotz seines unbedeutenden geographischen Umfangs, durch die über dasselbe ausgeschüttete Gunst der

Natur in gewissem Grade die Hilfsquellen einer großen Monarchie. Die eingeborene Bevölkerung der Hauptstadt und des Landes war durch die zahlreiche Einwanderung aus den zuletzt von den Christen zurückeroberten Provinzen bedeutend angewachsen, und die außerordentliche Fruchtbarkeit der Vega war im Stande, auch die dichteste Bevölkerung reichlich zu ernähren, was durch die große Mäßigkeit der Bewohner allerdings ungemein erleichtert ward. Die Bevölkerung der Stadt Granada soll zu Anfang des 14. Jahrhunderts 200,000 Seelen betragen haben, und wer sie selbst gesehen hat, wird mit mir diesen Bericht durchaus glaubwürdig finden. Minder wahrscheinlich ist, was gleichfalls erzählt wird, daß die königliche Festung Alhambra eine Armee von 40,000 Mann habe aufnehmen können; dagegen ist es gewiß, daß Granadas Herrscher mindestens 100,000 Mann ins Feld stellen konnten; — nach den damaligen Verhältnissen schon eine recht ansehnliche Kriegsmacht.

Während der kriegerische Verkehr mit den Christen im Laufe der Zeit seine frühere Barbarei abgestreift und manche Züge wahrhaft ritterlichen Edelsinns unter dem Einfluß der überall vergeistigenden und erhebenden Christusreligion angenommen hatte, während arabische und castilische Könige sich in den Zeiten der Waffenstillstände gegenseitig an ihren Höfen besuchten oder wenigstens friedliche Zusammenkünfte auf neutralem Boden hatten, sehen wir die inneren Verhältnisse des granadinischen Reiches sich mehr und mehr verschlimmern. Grausamkeiten der Könige, Parteiungen des Serails, Pöbelaufstände und Militärmeutereien legen unzweideutiges Zeugniß ab von dem unheilbaren Siechthum, an welchem das ganze Staatswesen krankt. Man kann mit Grund annehmen, das Königreich wäre noch viel rascher zusammengestürzt, wenn es nicht

seine Armeen von Zeit zu Zeit aus den kriegerischen Horden des nahen Afrika durch zahlreiche Männer voll unverdorbener Kraft vervollständigt hätte. Dazu kam die unglückliche und schmachvolle Regierung Heinrichs IV. von Castilien, bei dessen Tod die christlichen Waffen von einer Eroberung Granadas fast so weit entfernt schienen als anderthalb Jahrhunderte zuvor.

Als jedoch Ferdinand und Isabella die innere Ruhe ihrer Länder hergestellt und ihren Völkern das freudige, ahnungsvolle Bewußtsein mitgetheilt hatten, daß die Geschicke des Vaterlandes nunmehr in festen, kraftvollen Händen ruhten, da wandte das königliche Paar seine Blicke und Thaten mit patriotischer Sehnsucht und christlich-katholischer Begeisterung dem schönen Süden zu.

Muley Abul Hassan, seit 1466 König von Granada, hatte die friedliche und nachgiebige Politik seines Vaters und Thronvorgängers Aben Ismail verlassen. Zwar suchte er, durch Unruhen im Innern seines Landes genöthigt, noch im Jahre 1476 um Erneuerung des damals bestehenden Waffenstillstandes nach. Als aber das spanische Königspaar die Bezahlung eines jährlichen Tributes zur Bedingung machte, da erwiederte der entschlossene Maure, die Münzstätten seiner Hauptstadt würden fortan nicht Gold, sondern Stahl prägen. Der Würfel war geworfen.

Unter gegenseitigen Zurüstungen verstrichen noch einige Jahre. Da überfiel endlich, im Spätjahr 1481, Muley Abul Hassan die kleine spanische Festung Zahara, welche Ferdinands Großvater, Ferdinand I. zurückerobert hatte, und nahm sie im ersten Ansturm weg. Diese That entzündete auf christlicher Seite den brennenden Durst nach Vergeltung. Das durch seinen Handelsreichthum und seine Tuchfabriken glänzende und volkreiche, durch seine öffentlichen Bäder berühmte Alhama, nur 8 Meilen von Granada

gelegen, wurde als Gegenstand dieser Vergeltung ausersehen. Der Marquis von Cadiz, Don Rodrigo Ponce de Leon, ein damals in der Blüthe seiner Mannesjahre stehender adeliger Held, unternahm die kühne That, mitten ins Herz des Feindes vorzudringen, um eine der glänzendsten Perlen aus seiner Krone zu rauben. An der Spitze von 5 bis 6000 Mann marschirte er von der Stadt Marchena aus über das schöne Antequera durch die wildesten, einsamsten Gebirgspässe mit aller erdenklichen Beschleunigung auf das Nichts ahnende Alhama los. Es gelang in der That, am 28. Februar 1482 die mit der äußersten Nachlässigkeit bewachte Festung durch Ueberrumpelung zu nehmen. Die Stadt selbst wurde nach einem mörderischen Straßenkampfe mit Sturm genommen und den Siegern zur Plünderung übergeben. Ein Viertheil der maurischen Bevölkerung kam an diesem blutigen Tage um; zahlreiche christliche Gefangene wurden befreit.

Allgemein, schmerzlich, ahnungsvoll war die Trauer, welche bei der Kunde von Alhama's Fall das maurische Reich erfüllte. „Ay de mi! Alhama! Weh' mir um Alhama!" so tönte die patriotische Klage im Liede des Volkes und am Hofe des Königs, und noch heute sind ihre tief ergreifenden Nachklänge in den uns erhaltenen spanischen Romanzen jener poesievollen Zeit zu vernehmen.

Sofort rüsteten sich der tief betrübte Abul Hassan, sein Alhama wieder zu erobern, der hocherfreute Ferdinand, die unerwartete, glänzende Beute kraftvoll zu behaupten. Ferdinand brach noch am gleichen Tage, der ihm die frohe Botschaft gebracht hatte, von seinem Hoflager in Medina del Campo nach dem Süden auf; Isabella folgte in etwas kleineren Tagreisen. Schon am 5. März erschien Abul Hassan mit mehr als 50,000 Mann vor Alhama. Die kleine Schaar des Marquis von Cadiz wehrte sich mit

Heldenmuth gegen die Angriffe dieser Uebermacht, und Abul Hassan beschloß, durch Abgrabung des Wassers und durch Hunger die Uebergabe zu erzwingen. Alonso de Aguilar, der ältere Bruder des später so berühmt gewordenen „großen Feldherrn" Gonsalvo de Cordova, machte einen erfolglosen Versuch, Alhama zu entsetzen. Da sammelte Henrique de Guzman, Herzog von Medina Sidonia, der persönliche Feind des Marquis von Cadiz, in ritterlicher Großmuth und mit äußerster Anstrengung eine Armee, die binnen wenig Tagen auf über 40,000 Mann anwuchs. König Ferdinand, welcher gleichzeitig bei Cordova eingetroffen war, schickte dem Herzog den Befehl, Halt zu machen, da er selbst den Oberbefehl übernehmen wolle. Allein Sidonia, nur die bedrängte Lage der in Alhama Kämpfenden in's Auge fassend, wagte den Ungehorsam, drang vor und nöthigte den Maurenkönig, nach einer dreiwöchentlichen erfolglosen Belagerung sich in seine Hauptstadt zurückzuziehen. Isabella, die trotz vorgerückter Schwangerschaft in unablässiger Thätigkeit Geld und Krieger zusammengebracht und aufgeboten hatte, war inzwischen zu Cordova mit ihrem Gatten zusammengetroffen. Hier überraschte sie die Nachricht, daß alsbald nach dem Rückzug der spanischen Armee, die nun eine Besatzung in Alhama zurückgelassen hatte, der König von Granada, diesmal mit hinreichendem Belagerungsgeschütze versehen, abermals vor der für ihn unentbehrlichen Stadt erschienen sei. Isabellas unerschütterliche Entschlossenheit entschied die Frage, ob man Alhama behaupten oder aufgeben solle, im Sinne des Muthes und der Ehre; Ferdinand eilte jetzt in Person an der Spitze einer genügenden Armee den Belagerten zu Hilfe und zog, nachdem er Abul Hassan gezwungen hatte, seine Stellung zu verlassen, am 14. Mai 1482 in Alhama ein. Die drei Hauptmoscheen der Stadt wurden zu christlichen Kirchen

geweiht, die Besatzung verstärkt und Alles gethan, um den errungenen Besitz auch als einen dauernden zu behaupten. Ein schonungsloser Streifzug durch die Vega von Granada beschloß den Feldzug dieses Jahres. Inzwischen hatte die Königin ihre rastlosen, kräftigen Maßregeln fortgesetzt; sämmtliche Städte von Castilien und Leon, bis an die Grenze der baskischen Provinzen, wurden aufgefordert, unverzüglich Mannschaften zu stellen, Lebensmittel, Geschütze und Munition zu liefern. Am 1. Juli wollte Ferdinand zur Belagerung der starken maurischen Feste Loja in's Feld rücken. Um den von Abul Hassan dringend erbetenen Beistand der Saracenen in Afrika unmöglich zu machen, sollte gleichzeitig eine ansehnliche spanische Flotte im mittelländischen Meere kreuzen.

Die in einem herrlichen Thal am Fuß steiler Berge gelegene Stadt Loja, welche man heutzutage von Granada aus in einer starken Stunde mit der Eisenbahn erreicht, war von den Mauren mit einer ansehnlichen Macht besetzt worden, während andererseits mancherlei Saumsal und Gleichgiltigkeit, selbst Ungehorsam auf christlicher Seite nur ungenügende Kräfte zusammengebracht und den Beweis geliefert hatten, daß die Nation für den großen Gedanken ihrer Herrscher noch nicht vollständig reif war. Den mangelhaften Vorbereitungen entsprach, wie gewöhnlich, der gänzliche Mißerfolg. Lojas erfahrener und tapferer Befehlshaber Ali Atar brachte der christlichen Armee schon in den ersten Tagen bei wiederholten Kämpfen harte Verluste bei, und Ferdinand, auch im Mißgeschicke stets seiner mächtig und nie von Leidenschaft fortgerissen, gab rechtzeitig die verfrühte Unternehmung auf.

Die Mauren, weit entfernt, diese für sie so günstige Sachlage kräftig zu benützen, vergeudeten ihre Kraft in Palastintriguen. Der alte König hatte durch ein Verhält-

niß mit einer Sklavin seine Sultanin, die Mutter seines Thronfolgers, so erbittert, daß er, um ihre Umtriebe zu vereiteln, sie in die Alhambra einsperren lassen mußte. Von da entflohen, erregte sie einen Aufruhr, der nach blutigen Kämpfen in der Hauptstadt mit des Königs Vertreibung aus derselben endete. Er floh nach Malaga, das ihm nebst Baza, Guadix und einigen anderen Städten treu blieb; Granada selbst und die übrigen Theile des Königreiches erkannten Abul Hassans ältesten Sohn, Abu Abdallah, gewöhnlich Boabdil und zum Unterschied von seinem gleichnamigen Oheim el Chico „der Kleine“, genannt, als König an. Die vor Loja erlittene Schlappe machte es für Ferdinand unthunlich, diese inneren Kämpfe augenblicklich zu benützen; konnte er doch mit Ruhe überzeugt sein, daß ein Reich, in welchem solch' schmählicher Unfug an der Tagesordnung war, seinem Untergang nicht entrinne.

Nachdem das königliche Paar den Winter in Madrid zugebracht hatte, das übrigens um jene Zeit nur vorübergehendes Hoflager, keineswegs ständige Hauptstadt war, suchten sie im Frühjahr einen neuen Feldzug gegen Granada vorzubereiten. Zu diesem Zwecke fehlte es ihnen namentlich an Geld. Um die ganze Größe ihrer Verlegenheit zu begreifen, muß man erwägen, daß damals noch keinerlei Besteuerungssystem bestand, daß Ferdinand und Isabella die großen Aufgaben des modernen Staates in Angriff nahmen mit den beschränkten Mitteln des Patrimonialstaates, und daß ihr Besitz an eigentlichen Krongütern geringer war, als derjenige gar manches Vasallen. Der heilige Stuhl bewilligte den katholischen Herrschern, da diese das Geld nicht nahmen, wo sie es fanden, die Erhebung von 100,000 Dukaten aus den kirchlichen Einkünften; zugleich erließ das Oberhaupt der Kirche eine Kreuzzugsbulle mit Ablaßbewilligungen nicht nur für Solche, die persönlich

in den Krieg zogen, sondern auch für die Spender freiwilliger Geldopfer. Was noch fehlte, wurde durch Anleihen ergänzt.

Mitten in diese thatkräftigen Vorbereitungen fiel jedoch die Trauernachricht von einer großen Niederlage der christlichen Waffen. Don Alonso de Cardenas, Großmeister des Ritterordens von Santiago, hatte sich verleiten lassen, von der Stadt Ecija aus, wo er das Commando der Grenzvertheidigung führte, über die wilde Gebirgskette Axarquia einen Einfall in das Gebiet des reichen und glänzenden Malaga zu versuchen. Die berühmtesten Kämpfer Andalusiens hatten sich ihm angeschlossen; so in erster Reihe die uns schon bekannten Don Alonso de Aguilar und der Marquis von Cadiz, ferner Don Pedro Enriquez, Statthalter von Andalusien, und der Graf von Cifuentes. Unter der Führung dieser berühmten Kampfhelden zog am 19. März 1483 die kleine aber glänzende Heerschaar, meist aus Adeligen und Santiago-Rittern bestehend, in der Zahl von höchstens 5000 Mann aus den Thoren von Antequera. König Abul Hassan übertrug den Oberbefehl gegen die heranrückenden Spanier seinem jüngeren Bruder Abu Abdallah oder Boabdil, gewöhnlich el Zagal, „der Tapfere“, zum Unterschied von seinem weichlichen Neffen, dem Könige von Granada, genannt. Boabdil hatte die Aufgabe, die Christen in der Front anzugreifen und zugleich durch Ersteigung der Anhöhen, unter welchen sie defiliren mußten, ihre Flanken zu umgehen. Nachdem die Spanier sich überzeugt hatten, daß sie von ihren Kundschaftern getäuscht waren, und daß das ganze Maurenland wohl vorbereitet unter den Waffen stand, beschlossen sie, sich mit der bis dahin gemachten reichen Beute auf einem noch näheren, aber auch beschwerlicheren und gefahrvolleren Gebirgswege zurückzuziehen. Während sie dieß auszuführen suchten,

erschienen Boabdils Schaaren auf den das christliche Heer beherrschenden Höhenzügen. Die Beute ward aufgegeben, allein es war zu spät. Umzingelt von Feinden, der Wege nicht kundig, bei Tag und bei Nacht verfolgt, beschossen, gehetzt, ging an den beiden Tagen dieses verhängnißvollen Gebirgsüberganges die Blüthe der andalusischen Ritterschaft zu Grunde; nur dem kleineren Theile, worunter der Großmeister von Santiago, Don Pedro Enriquez, Don Alonso de Aguilar und der Marquis von Cadiz sich befanden, gelang es, nach Antequera zu entkommen; der Graf von Cifuentes gerieth in Gefangenschaft. An Todten und Gefangenen verloren die Spanier gegen 3000 Mann. Die Demüthigung durch diese entschiedene Niederlage war für die Christen um so größer, als dieselbe von einer verhältnißmäßig nicht sehr zahlreichen maurischen Heerschaar ihnen zugefügt wurde. Wohl nicht mit Unrecht sehen gleichzeitige Geschichtschreiber in dem ganzen Verhängniß eine gerechte Strafe für den Geist der Habgier und Beutesucht, welcher das ganze Unternehmen befleckt und natürlich auch die Handlungsweise der Anführer wie der Masse bei seiner Ausführung beeinflußt, ihnen die Ruhe, Besonnenheit und gottergebene Geistesgegenwart geraubt oder wenigstens geschwächt hatte.

Unter dem Eindruck der Nachricht von diesem großen Siege Boabdils des Tapferen beschloß nun auch sein „kleiner“ Neffe auf dem Thron Granadas, irgend eine große That zu thun. Das war, der öffentlichen Meinung gegenüber, so ziemlich nothwendig, wenn er sein Königthum ferner behaupten wollte. Mit etwas über 10,000 Mann zog er aus, unter dem leitenden Rathe Ali Atars, des glücklichen Vertheidigers von Loja, den der König aufs Höchste geehrt hatte, indem er Atars Tochter zur Gemahlin nahm. Der Angriff galt zunächst der spanischen

Stadt Lucena, wo Don Diego Fernandez de Cordova commandirte. Rasch und rechtzeitig hatte sich dieser mit seinem in Baena stationirten Oheim, dem Grafen von Cabra, vereinigt. In dem Kampfe, welcher bei dieser Gelegenheit vor Lucena entbrannte, fand der alte maurische Held Ali Atar seinen Tod. Beim Uebergang über den Fluß Xenil erlitten die Saracenen eine gewaltige Niederlage und König Boabdil selbst, der in dem Röhricht am Ufer des Flusses ein Versteck gesucht hatte, wurde nach tapferer Gegenwehr von drei spanischen Soldaten gefangen genommen (21. April 1483). Der unglückliche Fürst wurde mit ritterlicher Großmuth behandelt, und alsbald erschien von der Sultanin, seiner Mutter, eine Gesandtschaft in Cordova, um wegen Auslösung des Gefangenen zu unterhandeln. In Ferdinands und Isabellas königlichem Rath herrschte große Meinungsverschiedenheit, ob man den gefangenen Maurenkönig unerbittlich festhalten und dadurch sein Reich dem Untergang entgegenführen solle, oder ob es besser sei, ihn gegen Lösegeld freizulassen und sogar in seinem Kampf gegen Vater und Oheim zu unterstützen, da ein jegliches Reich durch Nichts gewisser zu Grunde gerichtet wird, als durch inneren Zwiespalt. Isabella entschied für die Freilassung. Ein zweijähriger Waffenstillstand wurde geschlossen, 400 gefangene Christen unentgeltlich losgegeben; König Boabdil verpflichtete sich, jährlich 12,000 Golddublonen zu bezahlen, den spanischen Truppen freien Durchzug durch sein Gebiet zu gestatten, und sie mit allem zur Fortführung des Krieges gegen seinen Vater Nothwendigen zu versehen. Endlich verpflichtete sich Boabdil, vor Ferdinand zu erscheinen, sobald dieser es verlange, und seinen Sohn sowie die Kinder der vornehmsten maurischen Familien als Geiseln zu stellen. Nach Feststellung dieser aufs Aeußerste demüthigenden Vertragsbestimmungen fand eine Zusammenkunft

zwischen Ferdinand und Boabdil zu Cordova statt, wobei der Sieger natürlich mit königlichem Anstand die schmachvolle Lage des Besiegten äußerlich zu erleichtern bestrebt war. Es konnte in der That weder als nothwendig, noch als christlich erscheinen, einen Monarchen noch tiefer zu demüthigen, der bereits der äußersten Verachtung der Seinigen verfallen war.

Von jetzt an bis zum Jahre 1487 schleppte sich der Krieg gegen die noch unabhängigen maurischen Gebiete ohne größere Unternehmungen in langsamem Tempo fort; die christlichen Waffen setzten sich, Schritt vor Schritt, in den Besitz einer nicht unbedeutenden Anzahl von kleinen Städten und Festungen, und die spanische Politik vergaß keinen Augenblick, die beständigen inneren Spaltungen ihrer verblendeten Feinde zu hegen und zu pflegen. Keine Bemühungen der Sultanin Mutter waren im Stande, ihrem besiegten und gedemüthigten Sohn die Achtung des Volkes wieder zu verschaffen. Und da auch Abul Hassan, im hohen Alter erblindet, dem königlichen Amte nicht länger vorzustehen vermochte, so wurde durch eine neue Revolution Boabdil el Zagal als König ausgerufen. Abul Hassan starb bald darauf, nach Vieler Meinung von seinem Bruder ermordet. Des Letzteren Neffe suchte durch den Schutz des spanischen Königspaares seine Herrschaft aufrecht zu erhalten; begreiflicher Weise erhielt er nur Hofbescheide. Nach einer vorübergehenden Aussöhnung beider Parteien kam es in der Hauptstadt selbst, deren beide durch den Fluß Darro getrennte Hälften von den feindlichen Heerlagern besetzt waren, zum blutigen Kampfe zwischen den Bürgern des in sich zusammenstürzenden, einst so herrlichen Reiches. Während dieser furchtbaren Auftritte in Granada verfolgte die christliche Streitmacht ihre langsamen aber gründlichen Fortschritte in dem unter Zagals Herrschaft

stehenden Gebiete. Zwar fand sich von Zeit zu Zeit bei den Mauren noch die Kraft zu wahrhaft heldenmüthigem Widerstand an einzelnen Punkten; allein neben vielen anderen Städten fiel im Jahre 1486, nach einer verzweifelten Belagerung, das wichtige Loja, und so war die Hauptstadt selbst immer enger umzingelt, immer rettungsloser verloren.

Doch als die nächste und wichtigste Aufgabe mußte nunmehr die Wegnahme von Malaga erscheinen, weil diese Seestadt durch ihre beständige, von den spanischen Kreuzern niemals ganz unmöglich gemachte Verbindung mit Afrika der eigentliche Lebensnerv des maurischen Elementes in Europa war. Der Feldzug des Jahres 1487 sollte dieser wichtigen Unternehmung gewidmet werden.

Die Vorbedingung des Gelingens war jedoch die Einnahme von Velez-Malaga, weil von diesem Platze aus eine zwischen Granada und Malaga stehende Armee beständiger Beunruhigung ausgesetzt war. Nachdem daher Ferdinand an der Spitze von 12,000 Reitern und 40,000 Mann Fußvolk am 7. April 1487 Cordova verlassen hatte, eröffnete er am 17. des gleichen Monats die Belagerung von Velez-Malaga mit solch entschiedenem Nachdruck, und schlug einen Entsatzversuch Zagals mit so entschiedenem Glücke ab, daß schon am 27. April die zu Land und zur See eingeschlossene Stadt sich unter den Bedingungen der Sicherheit von Person, Eigenthum und Religion ergab. Ferdinand hatte sich während dieser Belagerung den größten persönlichen Gefahren ausgesetzt, und als er deßhalb getadelt wurde, erwiederte er, daß er sich nicht bei Berechnung möglicher Zufälle aufhalten könne, während seine Unterthanen nur seinetwillen ihr Blut vergießen. Es läßt sich leicht denken, wie begeisternd solche Worte und Thaten auf die Armee wirken mußten.

Zagals mißlungener Versuch, Velez-Malaga zu retten, hatte einen abermaligen Umschwung in der Gesinnung des granadinischen Volkes herbeigeführt. Dem Zurückkehrenden wurden die Thore verschlossen, Boabdil el Chico war nochmals unbestrittener und ausschließlicher Herrscher der Hauptstadt, und Zagal zog sich nach Guadix zurück, das nebst Almeria, Baza und einigen kleineren Städten nunmehr sein ganzes Gebiet bildete.

Ferdinand aber wendete sich nunmehr gegen Malaga. Diese Stadt, damals reizend und herrlich, wie sie es noch heutzutage ist, war im 12. und 13. Jahrhundert die Residenz eines unabhängigen maurischen Fürstenthums gewesen, und erfreute sich durch ihren bequemen Hafen, ihren ausgebreiteten Handel, ihre zahlreichen Seidenfabriken eines großartigen Reichthums. Sie war umgeben von starken und wohlerhaltenen Festungswerken, mit Lebensmitteln, Geschütz und Munition reichlich versehen. Afrikanische Freiwillige und Söldner von wildester Tapferkeit hatten ihre Besatzung verstärkt, und den Oberbefehl führte in Zagals Namen Hamet Zeli, welchem die vergebliche, aber entschlossene Vertheidigung von Ronda den Ruf eines der tüchtigsten maurischen Heerführer verschafft hatte.

In der ersten Hälfte des Mai rückte Ferdinand gegen Malaga vor. Schon der Besitz der Anhöhen, welche Malaga nördlich begränzen, mußte durch blutige Kämpfe erkauft werden. Nachdem dieselben siegreich bestanden waren, umgab die christliche Belagerungsarmee in weitem Halbkreis, von einem Punkte des Meeres über die Anhöhen hinweg zum anderen Arme der See, die prächtige Stadt, und man schritt unverzüglich zu den eigentlichen Belagerungsarbeiten. Isabella selbst, begleitet von ihrer Tochter, der Infantin gleichen Namens, und von den höchsten kirchlichen Würdenträgern, von dem Marquis von Cadiz und dem

Großmeister des Santiago-Ordens feierlich eingeholt, erschien unter dem begeisterten Jubel der Soldaten im Lager.

Ferdinand hatte bis jetzt die schönen Bauwerke der Stadt bei der Beschießung möglichst zu schonen gesucht. Nunmehr aber wurden die schwersten Geschütze gegen Malaga gerichtet, vor Allem jedoch der Platz nochmals zur Uebergabe aufgefordert, indem für diesen Fall die billigsten Bedingungen angeboten wurden, während bei längerem Widerstand der spanische König den festen Entschluß verkündete, die ganze Bevölkerung zu Sklaven zu machen. Hamet Zeli blieb unbeugsam, und es begann nunmehr der furchtbare und blutige Ernst der Beschießung und der verzweifelten Ausfälle. El Zagal machte angestrengte Versuche des Entsatzes, allein sein treuloser Nebenbuhler in Granada ließ einzelne seiner Truppenabtheilungen zusammenhauen und schickte eine Gesandtschaft mit kostbaren Geschenken ins christliche Lager, um das königliche Paar zum Erfolge seiner Waffen zu beglückwünschen, und um die Fortdauer der spanischen Freundschaft zu betteln. Bei einem andern Versuche, die schwer bedrängte Stadt zu befreien, wurde ein Maure gefangen genommen, der die Gelegenheit benutzte, einen Mordversuch gegen Ferdinand zu wagen, sich aber in der Person irrte und einen Stich nach dem Kopfe eines portugiesischen Edelmanns mit seinem Leben bezahlte.

Nach und nach litt Malaga Mangel an Lebensmitteln; nur religiöse Begeisterung und schwärmerische Prophezeiungen vermochten den sinkenden Muth der Belagerten noch aufrecht zu erhalten. Die christliche Armee dagegen hatte sich durch wiederholte Zuzüge von Freiwilligen aus allen Theilen der Halbinsel fortwährend verstärkt, und soll sich schließlich auf etwa 90,0000 Mann belaufen haben. In diesem großen Heere herrschte nicht nur unter Ferdinands Befehlshaberschaft eine strenge militärische,

sondern unter dem veredelnden Einfluß seiner heiligmäßigen Gemahlin eine wahrhaft christliche Disciplin. Ganz erfüllt von dem hohen und heiligen, religiös-patriotischen Endziel des ganzen Kampfes, konnte Isabella unter den Streitern Gottes und der Kirche die Herrschaft der Sünde nicht ertragen. Darum waren Karten und Würfel, des Spaniers besondere Leidenschaft, verboten; keine leichtfertige Dirne ward im ganzen Umkreis des Lagers erblickt, kein Streit wurde erhoben, kein Dolch, kein Messer gezückt, ja es war kaum dem Ohre vernehmbar und glaublich, daß man sich inmitten einer so großen Menge junger, feuriger, jeden Tag kampfbereiter und todesmuthiger Männer befinde. Wohl aber sah man täglich an zahlreichen Altären das heilige Opfer des neuen Bundes darbringen, und die Feste des katholischen Kirchenjahres wurden mit allem Glanze kirchlicher und kriegerischer Pracht zugleich gefeiert. Der ganze Krieg schien, seit die fromme Königin im Lager war, unter dem Wahlspruch: „Bete und arbeite!" geführt zu werden.

Jetzt wurden die Vorarbeiten zum allgemeinen Sturm begonnen, den Ferdinand auf Isabellas Bitte so lange als möglich verschoben hattte. Die Belagerten suchten demselben durch einen allgemeinen Angriff gegen die spanischen Linien zuvorzukommen, allein sie wurden nach heldenmüthigem Kampfe zurückgeschtagen, und zugleich die äußersten Festungswerke von den Spaniern genommen. Hunger und Elend waren inzwischen auf einen so entsetzlichen Grad gestiegen, daß der Commandant Hamet Zeli sich in die Bergfestung Gebalfaro zurückzog und den Bürgern überließ, sich so gut als möglich mit dem Sieger abzufinden. Allein jetzt war Ferdinand unerbittlich; die Stadt mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Am 18. August 1487 hielten Ferdinand und Isabella ihren Einzug; in der zur Kathe-

drale geweihten bisherigen Hauptmoschee wurde das feierliche Hochamt gehalten, und bei den erhabenen Klängen des Te Deum warfen sich Herrscher und Heer auf die Kniee, anbetend den barmherzigen Gott, der nach so langen Jahrhunderten die Wiedergewinnung Spaniens für seine heilige Religion zu gewähren und zu vollenden schien. Hier, wie überall, war es die erste und vornehmste Sache des königlichen Paares, die zahlreichen Christensklaven zu befreien. Noch zur heutigen Stunde hängen an den Mauern einzelner spanischer Kirchen, z. B. in Toledo, die Ketten, mit welchen diese Befreiten belastet waren, unter deren Druck sie oft lange, lange Jahre zugebracht hatten; und es läßt sich leicht denken, welch' erschütternde Scenen der Wiedererkennung, der Ueberraschung, der seligen Freude bei solchen Gelegenheiten vorkommen mußten. Schon am ersten Tag nach der Besitznahme der Stadt ergab sich auch der Gebalfaro.

Gegen ihre sonstige Gewohnheit waren Isabella und Ferdinand gegen die Malagesen unerbittlich streng. Zwar wurde nicht die geringste Verletzung einer Person, nicht die mindeste Beschädigung von Hab und Gut verübt, allein die gesammte Einwohnerschaft wurde zur Sklaverei verurtheilt; ein Drittel sollte in Afrika gegen christliche Gefangene umgetauscht, ein zweites zum theilweisen Ersatze der Kriegskosten verkauft, das letzte Dritttheil im In- und Auslande verschenkt werden. So wurden z. B. 100 afrikanische Soldaten dem Papste geschenkt; allein dieser ließ sie in seine Leibwache aufnehmen, im Christenthum unterrichten und taufen. Ferdinand hatte zwar verkündet, daß er eine bestimmte Summe als Lösegeld für die gesammte Bevölkerung annehmen würde; allein die Unglücklichen waren nach allem Ausgestandenen nicht mehr reich genug, um die wohl absichtlich zu hoch bestimmte Summe

aufzubringen, und so ward denn, sowohl an den Personen als an dem Eigenthum, der harte Spruch vollzogen. Bei der Beurtheilung dieser That darf man jedoch nicht vergessen, daß in den Kriegen zwischen Saracenen und Christen überhaupt die Freiheitsberaubung der Besiegten hergebrachten und anerkannten Rechtens war, daß insbesondere an dem Tage, da Malaga fiel, noch viele Tausende von Christen theils auf europäischem, theils auf afrikanischem Boden in mohammedanischer Sklaverei schmachteten. Noch ungefähr 15,000 Seelen hatten in Malaga den Untergang ihrer Vaterstadt überlebt, um diesem traurigen Schicksal zu unterliegen. Von jetzt an war Granada abgeschnitten vom Meer und von Afrika, und damit rettungslos verloren. In Malagas Mauern aber ließ sich, von den glänzenden Vorzügen der wunderbar schönen und günstigen Lage angezogen, rasch eine zahlreiche und gewerbsfleißige Christenbevölkerung nieder.

Nachdem Ferdinand und Isabella im Spätjahr 1487 nach Aragonien gegangen waren, um von den dortigen Cortes die Anerkennung der Thronfolge des damals zehnjährigen Prinzen Johann zu erwirken, kehrten sie über Valencia und Murcia nach dem südlichen Kriegsschauplatze zurück. Es sollte während des Jahres 1488 dem Land einige Ruhe und Erholung gegönnt werden; der Feldzug wurde mit geringeren Streitkräften unternommen und beschränkte sich auf die Einnahme einer Anzahl kleinerer Festungen und Städte. Dabei gelang es dem immer noch ungebrochenen und unermüdlichen Boabdil el Zagal, den spanischen Truppen eine oder die andere kleine Schlappe beizubringen. Dadurch ermuthigt, ging er neuerdings zu Angriffsbewegungen und verheerenden Raubzügen auf das christliche Gebiet über. Der Feldzug des Jahres 1489 wurde deßhalb der Einnahme von Baza, der Hauptstadt

Zagals, gewidmet. Ferdinand befand sich diesmal an der Spitze von nahezu 100,000 Mann. Denn mit jedem weiteren Jahre des großen Krieges wurde die Nation in stets weiteren Kreisen und mit steigender Lebendigkeit von dem Bewußtsein der großen nationalen Interessen ergriffen, um die es sich bei diesem Kampfe handelte. Ja, die allgemeine Theilnahme Europa's an diesem Kriege war so groß, daß in der Armee der „katholischen Könige“ auch ganze Schaaren Freiwilliger aus Frankreich, England, Deutschland und der Schweiz Dienste nahmen und Jahre lang ausharrten, wie denn auch Isabella anderseits die geschicktesten Festungsbaumeister und Ingenieure aus fremden Ländern für ihre Dienste zu gewinnen suchte und verstand.

Die stark befestigte Stadt Baza war mit Lebensmitteln auf die Dauer von 15 Monaten versehen und von 20,000 entschlossenen Kriegern vertheidigt. An ernsten Schwierigkeiten und Gefahren, an verzweifelter und heldenmüthiger Gegenwehr sollte es auch diesmal nicht fehlen; allein der schließliche Ausgang konnte, bei der großen Ueberlegenheit der christlichen Armee, bei Ferdinands vorsichtiger und besonnener Kriegführung, und nach allen Vorgängen und Eroberungen der letzten Jahre, nicht mehr ernstlich bezweifelt werden.

Gleichwohl war auch bei dieser Gelegenheit Isabellas Festigkeit und Entschlossenheit nothwendig, um in entscheidender Weise die Meinung derjenigen zu überwinden, welche die Unternehmung gegen Baza so lange verschoben wissen wollten, bis die ganze umliegende Gegend vorher unterworfen sein würde. In diesem, wie in anderen ähnlichen Fällen hatte Isabellas Muth und Gottvertrauen die Begeisterung der großen Masse des Volkes und der Soldaten für sich; die Zauderer ohne höhere Ideen und darum ohne kühnen Entschluß saßen im königlichen Rathe. Während

nunmehr die Belagerungsarbeiten vor Baza ihren langsamen und mühseligen Fortgang nahmen, erschienen im Lager zwei Franziskanermönche aus Jerusalem als Ueberbringer einer Botschaft des Sultans von Aegypten. An diesen hatten sich die bedrängten spanischen Mauren gewendet, um durch seine Einmischung den drohenden Untergang abzuwenden. Die beiden Franziskaner überbrachten den spanischen Herrschern ein Schreiben des Sultans, in welchem er unter selbstlobender Hervorhebung der von ihm gegen seine christlichen Unterthanen geübten Duldung sich über die beharrliche kriegerische Verfolgung seiner Glaubensgenossen in Spanien beschwerte, und schließlich Maßregeln der strengsten Wiedervergeltung androhte, falls von dem Kriege gegen Granada nicht abgestanden würde. Das königliche Paar erwiederte, was sich von selbst verstand: die heimathliche Erde müsse vollständig von der maurischen Fremdherrschaft befreit werden, und erst nach Erreichung dieses Zieles könnten und würden sie die mohammedanischen und christlichen Unterthanen in allen Theilen ihres Reiches mit gleicher Güte und Duldung behandeln. Isabella gab den Gesandten einen von ihrer eigenen Hand gestickten Schleier über das heilige Grab mit, und der berühmte Gelehrte Petrus Martyr wurde in der Folge als Gesandter an den Sultan geschickt, um von dessen christlichen Unterthanen wo möglich alle verderblichen Folgen der ertheilten abschlägigen Antwort abzuwenden; eine Aufgabe, welcher sich der welterfahrene und geschäftsgewandte, geniale Mann mit eben so viel Glück als Geschick unterzog.

Da sich die Belagerung durch den Muth und die Ausdauer der Vertheidiger in die Länge zog, ließ Ferdinand anstatt der Zelte Tausende von Häusern oder Hütten mit Lehmwänden und Holz- oder Ziegeldächern erbauen, so daß das Lager ganz das Ansehen einer plötzlich aus der

Erde hervorgewachsenen Stadt bekam. Die musterhafte Mannszucht und Sittenreinheit, welche im Lager vor Malaga geherrscht hatte, wurde auch jetzt wieder mit Strenge und glänzendem Erfolg festgehalten; zugleich bildeten die auf Isabellas Anordnung errichteten Feldspitäler, damals noch eine ganz neue und unerhörte Anstalt, den Gegenstand allgemeiner Bewunderung bei den Zeitgenossen. Als durch furchtbare Herbstgewitter das Lager überschwemmt, die Straßen zerstört wurden, hatte die in Jaen residirende Königin unverzüglich die nöthigen Arbeitskräfte an Menschen und Thieren in Bereitschaft, um den angerichteten Schaden wieder auszubessern und die Lebensmittelzufuhr in ungestörtem Gange zu erhalten; und um die erforderlichen Geldmittel aufzubringen, nahm sie nicht etwa nur zu Anleihen die Zuflucht, sondern mit Entschlossenheit und Opferwilligkeit verpfändete sie sogar die Kronjuwelen von Castilien und die Kostbarkeiten ihres Privatbesitzes bei den Kaufleuten von Valencia und Barcelona. Ihre Hingebung an die großen politischen Interessen der Nation wurde belohnt durch die wachsende Verehrung und Begeisterung, mit welcher alle Stände und Klassen des Volkes für diese wahrhaft königliche Frau schwärmten. Allein auch auf Seiten der Belagerten war die Selbstverläugnung und der Heroismus so groß, daß man im christlichen Lager, um den Muth und die Ausdauer der Soldaten nicht erlahmen zu lassen, als letztes Mittel Isabellas persönliches Erscheinen im Lager für geboten hielt. Die Königin brach daher von Jaen auf, und erschien am 7. November vor Baza, mit Jubel empfangen, und für die Belagerten als Bringerin der unumstößlichen Gewißheit, daß man christlicher Seits die Belagerung nicht aufgeben werde. Wenige Tage nachher wurden mit Zustimmung des Königs el Zagal die Verhandlungen wegen der Uebergabe eingeleitet, und

da Ferdinand Nichts von der Erbitterung zeigte, welche ihn gegen Malaga erfüllt hatte, so kamen recht gemäßigte Bedingungen zu Stande. Die fremden Söldner durften mit allen Kriegsehren abziehen; die Stadt selbst sollte den Spaniern übergeben werden, ihre bisherigen Einwohner aber die Wahl haben, mit ihrer beweglichen Habe entweder frei abzuziehen oder sich in den Vorstädten niederzulassen; Eigenthum, Religion, Landes-Gesetze und Gebräuche wurden gewährleistet. Am 4. Dezember 1489 zog das Königspaar in Baza ein; der von den Herrschern äußerst huldvoll behandelte Commandant Sidi Jahye wurde durch ihre Güte so gewonnen, daß er seinem Verwandten, dem Könige el Zagal dringend zuredete, den offenbar nutzlos gewordenen ferneren Widerstand aufzugeben. Und in der That kam zwischen diesem wilden aber heldenmüthigen Fürsten und den spanischen Herrschern ein Vertrag zu Stande, wodurch el Zagal die ihm noch übrig gebliebenen Städte von militärischer und politischer Bedeutung, namentlich Almeria und Guadix, ohne Schwertstreich unter denselben Bedingungen übergab, welche der Hauptstadt Baza bewilligt worden waren. Zagal behielt einige Landbezirke als Vasall der Krone Castilien, und erhielt eine bedeutende Jahresrente. Diese abhängige Stellung vermochte jedoch der unglückliche Fürst nicht zu ertragen; nach einiger Zeit erwirkte er die Auszahlung einer einmaligen Geldsumme gegen gänzliche Verzichtleistung auf alle ihm noch verbliebenen Rechte und Besitzungen, und schiffte sich nach Afrika ein, wo er, von seinen eigenen Glaubensgenossen seines Eigenthums und des Augenlichtes beraubt, seine letzten Tage im größten Elend zugebracht haben soll.

Mit dieser gänzlichen Unterwerfung des begabtesten maurischen Fürsten und der Eroberung seines ganzen Gebietes schloß der glorreiche Feldzug des Jahres 1489, und

mit ihm das achte Jahr des ganzen Krieges. Die Begeisterung für das so nahe gerückte große Ziel des Kampfes war auf ihrem Höhepunkte; die fromme, ritterliche Königin, von Volk und Heer mit wahrhaft religiöser Anhänglichkeit geliebt und verehrt, konnte mit sicherem Vertrauen dem Schlußact des ganzen Dramas entgegensehen.

Boabdil el Chico war nunmehr der einzige maurische Fürst in Spanien, aber seine Freude über den Untergang des alten Nebenbuhlers sollte nicht von langer Dauer sein. Boabdil hatte sich einst in der Gefangenschaft verpflichtet, dem katholischen Königspaar seine Hauptstadt auszuliefern, falls Baza, Almeria und Guadix von ihnen erobert würden. Unmittelbar nach dem Schlusse des Feldzugs von 1489 forderte der Sieger die Einlösung des gegebenen Wortes, und als Boabdil erklärte, ihm fehle hierzu die Macht, da das wüthende Volk von Granada ihn beherrsche, so rückte Ferdinand schon im Frühjahr 1490 mit starken Truppenmassen gegen die Hauptstadt vor. Dieses unglückliche Granada, das während der letzten Jahre in verstocktem und verblendetem Müßiggang dem Todeskampfe el Zagals zugesehen hatte, war plötzlich zu einem Sturm rasender Leidenschaft erwacht, welcher angefacht und unterhalten ward durch die Masse von Flüchtlingen aus den anderen eingenommenen Städten. König Boabdil, mit seinem Volke ausgesöhnt, zog wieder ins Feld, als es zweifellos zu spät war, und unternahm nutzlose Streifzüge in christliches Gebiet. Zugleich regten sich in Baza, Guadix und Almeria aufständische Bewegungen, die jedoch von Ferdinand mit kluger Milde unterdrückt wurden, indem er allen Betheiligten erlaubte, mit ihrem beweglichen Eigenthum zu gehen wohin sie wollten. Hievon ward reichlicher Gebrauch gemacht, und diese wichtigen Städte füllten sich sofort mit der nachströmenden Fluth spanischer Bevölkerung.

Das Jahr 1490 brachte nur wiederholte Streifzüge von beiden Seiten, und den Ritterschlag, welchen König Ferdinand seinem zwölfjährigen Sohne Johann im Angesichte der feindlichen Hauptstadt ertheilte. Der folgende Winter aber wurde in der angestrengtesten Arbeit zugebracht, um mit dem nächsten Feldzug den Krieg gegen Granada zu Ende zu bringen. Im April 1491 übernahm Ferdinand den Oberbefehl über eine Armee von gegen 80,000 Mann, fest entschlossen, nur als Sieger und Beherrscher Granadas heimzukehren. Nachdem die fruchtbaren Gegenden der Alpuxarras, woher Granada einen großen Theil seiner Zufuhren bezog, unterworfen waren, wandte man sich zur eigentlichen Belagerung. Die östlich an die steilen Schneewände der Sierra Nevada angelehnte, westlich gegen der offenen Vega hin mit starken Mauern und Thürmen befestigte Hauptstadt war immer noch ein würdiger und schwer zu erringender Preis kriegerischer Tüchtigkeit, und unter ihrer zahlreichen, vielfach nichtsnutzigen Bevölkerung befanden sich noch mehr als 20,000 kampfgeübte und entschlossene Krieger. Bald traf Isabella mit ihren Töchtern im Lager ein, und mehr, als je zuvor, war sie die eigentliche Seele der ganzen Unternehmung. Sie erschien auf prachtvollem Kriegsrosse, mit vollständiger Rüstung angethan, in allen Theilen des Lagers, beaufsichtigte Alles, leitete Alles, zeigte in Allem die höchste Einsicht und geistige Ueberlegenheit.

Es kann nicht im Plane dieser Arbeit liegen, die einzelnen Gefechte, Zweikämpfe, Heldenthaten und Abenteuer jeder Art zu erzählen, welche den Verlauf dieser denkwürdigen Belagerung auszeichnen. Groß und verführerisch ist allerdings der Zauber romantischer Poesie, welcher mit strahlendem Lichte über all' diese Anstrengungen eines heldenmüthig untergehenden, eines in neugewonnener Jugendkraft

anstürmenden Volkes ausgegossen ist. Allein es ist meine Aufgabe, nur die großen Züge und die entscheidenden Ergebnisse für den Leser in ein knappes Bild zusammenzufassen, und dieser Aufgabe bin ich treu zu bleiben schuldig. Um für einen etwa nöthig werdenden Winterfeldzug Sorge zu tragen, beschloß Isabella, in weiterer Ausführung des schon vor Baza gemachten Versuches, auf dem Lagerplatze eine eigentliche Stadt von festen Gebäuden zu errichten. Durch strenge Arbeitsamkeit und weise Arbeitstheilung gelang es, in kaum 3 Monaten diesen für jene Zeit wahrhaft außerordentlichen Gedanken auszuführen. Die Stadt, Santa Fé (der heilige Glaube) genannt, war im Viereck erbaut; zwei große, breite Straßen durchschnitten sich in der Mitte rechtwinklig in Form eines Kreuzes, an dessen vier Enden sich stattliche Thore befanden. Santa Fé steht noch heute in dieser seiner ursprünglichen Gestalt, und man kann sich leicht denken, mit welch' verzweiflungsvollem Staunen die Bewohner Granadas aus dieser Arbeit die unbeugsame Entschlossenheit der Belagerer entnahmen.

Schon im Oktober machte König Boabdil heimlich, hinter dem Rücken seines Volkes, die ersten Unterhandlungsvorschläge. Von spanischer Seite leiteten dieses hochwichtige Geschäft außer dem königlichen Geheimschreiber Fernando de Zafra der schon damals durch seine Geschäftsgewandtheit und genaue Kenntniß aller maurischen Dinge zu hoher Bedeutung gestiegene Gonsalvo de Cordova. Am 25. November waren die Uebergabsbedingungen endgiltig festgestellt; sie waren noch milder, als seiner Zeit jene von Baza.

Die Bewohner von Granada sollten im Besitz ihrer Moscheen bleiben, überhaupt in der allseitig freien Ausübung ihrer Religion; sie sollten nach eigenen Gesetzen, unter eigenen Richtern, nur unter oberster Aufsicht eines spanischen Statthalters, leben; alles Eigenthum ward ge-

währleistet, und den Auswanderungslustigen sollten während drei Jahren Schiffe zur Ueberfahrt gestellt werden. Die Abgaben sollten erst nach drei Jahren beginnen und nicht schwerer sein, als die bisher bezahlten. Boabdil bekam ein Gebiet in der Gegend Alpuxarras als Lehensmann der Krone Castilien. Die Uebergabe der Stadt sollte binnen 60 Tagen von der Vertragsunterzeichnung an erfolgen, falls innerhalb dieser Frist keine auswärtige Hilfe zur Rettung Granadas erscheine.

Als der Abschluß dieser Uebereinkunft bekannt wurde, sah Boabdil die Sicherheit der Stadt und sein eigenes Leben von offenem Aufruhr bedroht. Unter diesen Umständen und bei der steigenden Hungersnoth wurde die wirkliche Uebergabe auf den 2. Januar 1492 festgesetzt.

An diesem Tage gewährte das christliche Lager ein großartiges Schauspiel. Alle, vom Höchsten bis zum Geringsten, waren ergriffen und durchdrungen von der großen geschichtlichen Bedeutung dieses Augenblicks, mit welchem ein achthundertjähriges Drama der spanischen Geschichte zu Ende ging. Der Cardinal Erzbischof Mendoza wurde mit einer Truppenabtheilung vorausgeschickt, um die Alhambra zu besetzen. Boabdil kam ihnen entgegen, übergab die Schlüssel der Festung, und zog dann hinaus zu König Ferdinand, um ihm auch die Schlüssel der Stadt zu überreichen. Er wurde mit aller Schonung ritterlichen Edelmuthes empfangen, und Isabella gab seinen Sohn, der seit Boabdils früherer Gefangenschaft als Geisel in ihrer Obhut gestanden war, in die Arme des unglücklichen Vaters zurück. Dann wendete sich Boabdil ab, um den Weg nach seiner neuen Heimath in den Alpuxarras einzuschlagen. Mäßigung im Glück, Standhaftigkeit im Unglück hatten ihm in gleichem Grade gefehlt; zu einem Begriff von seiner Pflicht, zu einem richtigen Urtheil über seine

Lage hatte er sich erst aufgerafft, als es zu spät war. Seine ganze Persönlichkeit war der durchaus entsprechende Ausdruck der arabischen Cultur mit ihrer tiefen Verkehrtheit, Falschheit und Verirrung.

Und jetzt erschien der langersehnte Augenblick, in welchem die während des ganzen Feldzuges vor der Armee her getragene Kreuzesfahne mit dem großen silbernen Kreuz, ein Geschenk des Papstes Sixtus IV., von der Alhambra herab in den Strahlen der südlichen Frühlingssonne glänzte, während die Fahnen von Castilien, Leon und Santiago von den rothen Thürmen des zauberhaften Alhambraschlosses flatterten. Bei diesem Anblicke stimmte die königliche Kapelle das Te Deum an, und die ganze Armee, folgend dem Beispiele des königlichen Paares, warf sich zur Erde nieder, Herzen und Hände zum Himmel erhebend voll innigsten Dankes für diesen letzten, glorreichen Sieg der gerechten Sache des Vaterlandes und des Christenthums. Doch um die ganze Herrlichkeit dieses Momentes zu verstehen, muß man selbst von diesen Alhambrathürmen hinunter geschaut haben in die große, glänzende Stadt voll rauschenden Lebens, in die weite, prachtvolle Ebene hinaus und zu den riesigen Schneegebirgen hinauf; nur die ganze Scenerie der Natur in ihrer gotterfüllten Herrlichkeit lehrt die Empfindungen recht nachfühlen, welche damals die Herzen der handelnden Personen bewegt haben müssen.

Ferdinand und Isabella zogen in Granada ein in der Blüthe und Kraft ihrer Jahre, in königlicher Pracht und Herrlichkeit. Eine noch höhere Majestät als gewöhnlich schien ihre geheiligten Personen zu umstrahlen; sie erschienen den Ihrigen wie zwei vom Himmel zum Heile Spaniens gesandte höhere Wesen. Boabdil aber, als er auf seinem Abschiedswege zu der Stelle kam, die jetzt noch „des Mauren letzter Seufzer“ heißt, und von wo aus zum

letzten Mal sein Blick das liebliche, von der Abendsonne vergoldete Granada traf — er brach in bittere, schmerzliche Thränen aus. „Dir steht es wohl an," sagte seine Mutter, „zu weinen wie ein Weib um das, was du nicht zu vertheidigen wußtest als Mann." Auch er, wie kurz vor ihm sein Oheim el Zagal vermochte es nicht auszuhalten in dem ihm angewiesenen Gebiete. Schon im nächsten Jahr verkaufte er seine kleine Herrschaft an die katholischen Könige, ging nach Afrika und fiel bald nachher in einer Schlacht, als Söldling eines verwandten afrikanischen Fürsten. Für die Sache eines Andern wußte er zu sterben; für die eigene hatte er mit Ehren weder zu leben noch zu sterben vermocht.

Granadas Fall wurde in der ganzen Christenheit mit lautem und allgemeinem Jubel vernommen und gefeiert; am Besten verstand man in Rom die Bedeutung des entscheidenden Sieges über den Islam.

Damit war die nationale Einigung Spaniens, die Wiedereroberung des gesammten Staatsgebietes vollendet. Das Bewußtsein gemeinsam vollbrachter weltgeschichtlicher Thaten durchdrang alle Theile des großen Volkskörpers; Spanien war, ohne es zu ahnen, nach langer Abgeschiedenheit beinahe urplötzlich in den Stand gesetzt, an die Spitze der europäischen Geschichte zu treten und sich in dieser ruhmvollen Stellung während eines vollen Jahrhunderts zu behaupten.

Auch für das Kriegswesen war die jetzt beendigte große Unternehmung sehr folgenreich. Der Minenkrieg kam in dem Kampfe gegen das granadinische Reich erstmals zur eigentlichen Anwendung und näheren Ausbildung. So große Heeresmassen, zu so lange andauernden Feldzügen vereinigt, hatte man bisher nirgends in Europa gekannt; und unter dem geistigen Einfluß des königlichen Paares

war der Grund gelegt worden zu jener Disciplin und geduldigen Ausdauer, zu jenem hingebenden Gehorsam und unbeugsamen Muthe, welche Eigenschaften von jetzt an für lange Zeit das Uebergewicht der spanischen Armeen über alle Heere der Welt begründeten.

Und dieser Sieg über einen entarteten, des Untergangs würdigen Feind war, mit der einzigen Ausnahme des harten Urtheils über Malaga, trotz der großen nationalen und religiösen Erbitterung durch keine unnöthige Grausamkeit befleckt, sondern durch Mäßigung und christliche Milde aufs Ehrenvollste ausgezeichnet. Schrecklich ist der Krieg immer; aber in jenem Jahrhundert wurde kaum irgend ein Krieg geführt, auf welchen der Geist des Christenthums so mildernd und veredelnd eingewirkt hätte, wie auf den großen, zehnjährigen Kampf um das herrliche Königreich Granada. Zum Schlusse dieses Abschnitts aber muß noch eine Thatsache Erwähnung finden, welche so recht die jähen Gegensätze des Menschenlebens vor das Auge zu stellen geeignet ist. Ende Mai 1492 verließen Ferdinand und Isabella Granada im Vollgefühle des Sieges und Ruhmes; zu Anfang des August kamen sie in Aragonien an, überall vom begeisterten Jubel der Nation begrüßt; im Oktober gelangten sie nach Barcelona, und hier wurde König Ferdinand am 7. Dezember von einem Meuchelmörder angefallen und lebensgefährlich verwundet. Unter Isabellas treuer Pflege und inbrünstigem Gebet genas der König nach mehreren Wochen. Der Mordanfall, von einem Verrückten begangen, hatte keine politische Bedeutung und diente nur, die allgemeine und wahrhafte Ergebenheit auch der früher so revolutionären catalonischen Bevölkerung ins schönste Licht zu setzen; aber um eines Haares Breite hätte dieses Ereigniß Ferdinand aus der Fülle seiner Kraft und Thatenlust abgerufen, und damit die Geschichte Spaniens und

Europas in mancher Hinsicht auf ganz andere Bahnen angewiesen.

IV.

Die Kriege in Italien.

Während bei der inneren Regierung Spaniens und bei der Vollendung des großen nationalen Werkes und Kampfes gegen den Islam uns Isabella im Vordergrund der Ereignisse entgegengetreten ist, wie sie auch bei der Entdeckung einer neuen Welt als die eigentlich leitende Persönlichkeit sich zeigen wird, sehen wir andrerseits in den Verhältnissen der auswärtigen europäischen Politik, und ganz insbesondere bei den italienischen Kriegen, Ferdinand fast ausschließlich als Staatsmann und Diplomaten thätig. Während er im Kampfe um Granada fast nur als der Feldherr seiner Königin erscheint, zeigt er sich in den italienischen Fragen als der wahraft leitende und herrschende Geist, in dessen Dienste freilich sein rechter Arm, Gonsalvo de Cordova, Thaten wunderbarer Kraft und Kühnheit verrichtet.

Dies Alles hängt nicht etwa nur zusammen mit den äußerlichen Umständen, daß Granada und Amerika zunächst mehr für Isabellas Krone Castilien, das südliche Italien für Ferdinands angestammtes Aragonien erobert wurden. Nein! so wichtig auch dieser Unterschied politisch und staatsrechtlich war, so lag doch noch ein tieferer Grund für Ferdinands entschiedenes Hervortreten in der Natur der Dinge, mit welchen man es in Italien zu thun hatte, und welche seinem tief angelegten, bis zur Intrigue, ja selbst bis zum Macchiavellismus verschlossenen, berechnenden,

zurückhaltendem Wesen ganz besonders entsprachen, während Isabellas durchweg ideale, der offenen, freudigen, begeisterten Großthat zugewendete Natur an dem diplomatischen Ränkespiel wenig Gefallen finden konnte.

Das Ende des 15. Jahrhunderts war diejenige Zeit, in welcher die modernen europäischen Staaten durch Unterwerfung der mittelalterlichen Körperschaften und Stände unter das absolute, unumschränkte Königthum sich erst wahrhaft bildeten. Diese politisch ganz umgestalteten Staatsorganismen, wie sie namentlich in England durch Heinrich VII., in Frankreich durch Ludwig XI., in Spanien durch Isabella und Ferdinand sich entwickelten, begegneten einander im Gefühle der neugewonnenen Kraft um so rascher und entschiedener auf dem Schauplatze der europäischen Politik, als gleichzeitig der geistige und materielle Völkerverkehr durch die Buchdruckerkunst, den Compaß und die Posteinrichtung wesentlich erleichtert und vervielfacht wurde. Diesem gesteigerten Verkehr entsprach auch die Einrichtung der ständigen Gesandtschaften an fremden Höfen, welche namentlich durch Ferdinand ihre Ausbildung, wo nicht ihre Entstehung gefunden hat.

Als der unglückliche Gegenstand des neu begonnenen internationalen Schachspiels zeigt sich uns ganz vorzugsweise Italien, dieses Italien, welches unter seiner widernatürlichen, von seinen größten Patrioten, Dante an der Spitze, seit Jahrhunderten fruchtlos beklagten Zersplitterung in eine Anzahl kleiner Staaten vielleicht noch mehr und schwerer gelitten hat, als sogar Deutschland. Es war dieses Italien am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts so recht eigentlich der Spielball der großen europäischen Politik. Das nämliche Verhältniß hat sich am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhun-

derts abermals herausgestellt, und da Italiens für den Augenblick hergestellte politische Einheit auf dem tiefsten Zwiespalt mit der die Herzen der Bevölkerung in ihrer Masse beherrschenden katholischen Kirche und zugleich auf den allerschwächsten militärischen und finanziellen Grundlagen beruht, so ist es höchst wahrscheinlich, daß die gleiche Situation in nicht ferner Zeit wiederkehrt. Es ist dieß um so dringender wahrscheinlich, als die Politik des deutschen Reiches den ungeheuren, verhängnißvollen Fehler begangen hat, dieses Italien, dem sie so wenig Dank schuldig ist, schon zum Voraus mit aller Gewalt als den Zankapfel zu bezeichnen, um welchen sie sich dereinst mit Frankreich raufen werde.

In Isabellas und Ferdinands Zeiten spielten unter den italienischen Staaten die Republiken Florenz und Venedig, das Herzogthum Mailand, der Kirchenstaat und das Königreich Neapel eine hervortretende Rolle, während die Kleinen nur zum Leiden und Dulden bestimmt schienen und kaum beachtet wurden. Venedig stand noch immer in seinem aus alten Zeiten hergebrachten, geheimnißvollen Ansehen in der öffentlichen Meinung Europas, diente aber in der That einer so engherzigen und nichtsnutzigen Krämerpolitik, daß es sich damals und später für die Geschicke und Geschichte Gesammt-Italiens durchaus werthlos gezeigt hat, wie es auch in seinem Innern einem freiheitslosen, abscheulichen Regierungssystem huldigte. Mailand wurde von Ludwig Sforza in einem Geiste regiert, dem auch jede Ahnung sittlicher Beweggründe beim politischen Handeln gänzlich verloren gegangen war. Florenz erfreute sich unter der Herrschaft des aus dem Bürgerstande emporgestiegenen Hauses Medici einer glänzenden Cultur und großen Reichthums, während die Kraft politischen Handelus immer mehr erlahmte. Auf dem Thron der Päpste saß seit dem Jahr 1492

Alexander VI., ein geborener Spanier, aber dennoch dem katholischen Königspaar um seiner Laster willen im höchsten Grade zuwider. In Neapel herrschte damals Ferdinand I. Sein Vater Alfons V. war, wie wir gesehen haben, der Oheim Ferdinands von Aragonien, unsres Helden, dessen Vater Johann den Zweiten er als Regenten Aragoniens zurückgelassen hatte, als er auf italienische Abenteuer auszog. Von Sicilien aus, das schon seit der Vertreibung des Hauses Anjou ein Stammland der aragonischen Krone bildete, hatte Alfons noch in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, nach dem Tode der kinderlosen Königin Johanna von Neapel, welche ihn adoptirt hatte, das Königreich erobert und seit dem Jahre 1443 sich in demselben behauptet. Als Alfons V. im Jahre 1458 starb, hinterließ er als Nachfolger, kraft väterlicher Willkür und Vorliebe, den schon genannten Ferdinand I., seinen unehelichen Sohn. Dieser, um die Zeit des Jahres 1493 schon in vorgerückten Lebensjahren stehend, hoffte und wünschte, das Reich auf seinen Sohn Alfons vererben zu können. Gehetzt von Ludwig Sforza, kam der jugendlich überspannte König von Frankreich, Karl VIII. auf den Einfall, die Erbansprüche des Hauses Anjou auf den neapolitanischen Thron wieder aufzunehmen. Nachdem er mit England und dem deutschen Reich seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht und sich dadurch vermeintlich die gehörige Rückendeckung verschafft hatte, machte er sich an das Werk, auch Spanien von dem aragonischen König in Neapel zu trennen. Zu diesem Zwecke schloß er mit Ferdinand den Vertrag von Barcelona, durch welchen Frankreich die ehemals von Ferdinands Vater Johann II. an Ludwig XI. von Frankreich verpfändeten Provinzen Roussillon und Cerdagne an die Krone Aragonien zurückgab (19. Januar 1493). Durch diesen Vertrag, welcher dem

spanischen Reich ohne einen Kanonenschuß zwei so gut wie verlorene Provinzen eintrug, wurde ferner bestimmt, „daß beide Theile sich gegenseitig gegen alle Feinde beistehen und dieses Bündniß jedem anderen vorziehen sollten, ausgenommen den heiligen Stuhl; auch sollten sich die spanischen Herrscher, jedoch mit der gleichen Ausnahme, mit keiner Macht in ein den Interessen Frankreichs nachtheiliges Einverständniß einlassen.“ Karl VIII. glaubte sich durch diese Bestimmung reichlich entschädigt für den Verlust der beiden Landschaften, weil Ferdinand von Aragonien seinen Verwandten in Neapel dadurch preisgab; in seiner thörichten Leidenschaft übersah der französische König, daß sein ihm geistig weit überlegener Mitcontrahent sich vermittelst der zu Gunsten des heiligen Vaters gemachten Ausnahme den Weg frei gehalten hatte, um nicht für einen Andern, sondern für sich selbst und seine eigenen Interessen in Italien Fuß zu fassen. Die öffentliche Meinung Spaniens erkannte mit Recht in dem Vertrag von Barcelona einen entschiedenen und hochwichtigen Triumph der spanischen Politik.

Mittlerweile war zu Anfang des Jahres 1494 Ferdinand I. in Neapel gestorben, und sein Sohn Alfons hatte die Regierung angetreten. Uns, die wir Geschichte treiben und schreiben, um zu denken und um zu lernen, ist die Erörterung der Thronansprüche von Aragon und Anjou eine sehr gleichgiltige Sache. Wir wissen, daß das Recht auf beiden Seiten nur der Vorwand war für die Leidenschaft und für die Gewalt. Wir wissen, daß es zur heutigen Stunde noch gerade so ist in dieser Welt, und daß es voraussichtlich so bleiben wird; darum überlassen wir Anderen den Staub der vermoderten Stammbäume, und halten uns an die kräftige Kost der Thatsachen.

Karl VIII. war naiv genug, dem spanischen Ferdinand

officiell anzuzeigen, daß er zur Eroberung Constantinopels und des heiligen Grabes ausziehen, und im Vorbeigehen Neapel erobern wolle. Damit verband er die gemüthliche Bitte, Ferdinand wolle ihm in Erfüllung des Vertrags von Barcelona mit Mannschaft und Geld beistehen. Als Antwort erhielt er eine Gesandtschaft von Ferdinand, welche ihm gegen die Ungläubigen alle möglichen guten Dienste zur Verfügung stellte, ihn jedoch eben so dringend von dem Unternehmen gegen Neapel abmahnte, da für dieses Königreich, als ein anerkanntes Lehen des heiligen Stuhles, in dem Vertrag von Barcelona ausdrücklich eine Ausnahme gemacht sei, welche den Schutz der Kirche und ihrer Rechte jeder andern Verpflichtung voranstelle.

Die Entrüstung über dieses Auftreten Ferdinands hielt Karl VIII. keineswegs ab, seinen romantischen Raubzug zu beginnen. Im August 1494 brach er auf, zog am letzten Tage des Jahres in Rom ein, wo Papst und Cardinäle sich in die Engelsburg geflüchtet hatten, und glaubte nun schon, wie so viele Papstvertilger seit 19 Jahrhunderten, seiner Sache gewiß zu sein.

Inzwischen näherte sich Ferdinand durch seinen früheren Gesandten beim französischen Hofe, Alonso de Silva, dem Herzog von Mailand, welcher bereits angefangen hatte seine Anrufung französischer Hilfe zu bereuen. Gleichzeitig trat ein immer engeres Verhältniß zwischen dem heiligen Stuhle und den spanischen Herrschern hervor. Um diese Zeit geschah es, daß ihnen der Papst „in Anerkennung ihrer ausgezeichneten Tugenden, ihres Eifers für die Vertheidigung des wahren Glaubens und des apostolischen Stuhles, ihrer Verbesserung der klösterlichen Zucht, ihrer Unterwerfung der Mauren von Granada, und der Reinigung ihrer Staaten von der jüdischen Ketzerei" für sich und

ihre Nachfolger den Ehrentitel „die katholischen Könige“ verlieh.

Bevor es jedoch Ferdinand zum Bruch mit Frankreich kommen ließ, schickte er noch eine Gesandtschaft an Karl VIII., welche diesen König am 28. Januar 1495 antraf, als er gerade im Begriffe stand, von Rom gegen Neapel zu marschiren. Die Vorstellungen der spanischen Gesandten waren natürlich ohne den mindesten Erfolg. Karl setzte seinen Marsch fort, Alfons VI. von Neapel entfloh aus seinem Reiche nach Sicilien und verzichtete auf den Thron von Neapel zu Gunsten seines Sohnes, Ferdinands II. Auch diesem fehlte aber die Liebe und Begeisterung seines Volkes; es gelang ihm nicht, einen nachdrücklichen Widerstand zu organisiren; auch er mußte nach Sicilien fliehen, und am 22. Februar 1495 zog der französische König in Neapel ein. Während er hier zu träumen und ohne Maß zu genießen anfing, kam unterm 31. März in seinem Rücken die Liga von Venedig zu Stande, durch welche Spanien, Oesterreich, der heilige Stuhl, Mailand und Venedig sich gegenseitig und insbesondere dem Papste ihre Gebiete garantirten und zu diesem Zwecke eine Bundesarmee von 54,000 Mann aufzustellen versprachen; in geheimen Artikeln war die Vertreibung der Franzosen aus Neapel und aus ganz Italien ausdrücklich und im Detail vorgesehen.

Karl VIII. hatte inzwischen alles Mögliche gethan, um die Gemüther der neapolitanischen Bevölkerung von sich ab und dem vertriebenen Ferdinand II. zuzuwenden; und nachdem er am 12. Mai noch die Posse einer Krönungsfeierlichkeit aufgeführt hatte, trat er am 20. Mai mit der Hälfte seiner Truppen den Rückmarsch an, indem er die andere Hälfte zur Vertheidigung des eroberten Landes zurückließ und so beide zu jeder tüchtigen Leistung unfähig machte. Durch einen Vertrag mit Ludwig Sforza erkaufte

er sich am 10. Oktober 1495 zu Vercelli das Recht, mit heiler Haut nach Frankreich zurückzukehren. Inzwischen landete Ferdinand II. an der calabrischen Küste, und zu seiner Unterstützung sandten Ferdinand und Isabella denjenigen Mann, welcher die glänzendsten Lorbeeren in diesen italienischen Kriegen pflücken sollte, Gonsalvo de Cordova. Geboren im Jahr 1453 zu Montilla in Andalusien, hatte sich der junge, mit Gaben aller Art verschwenderisch ausgestattete Mann frühzeitig an Isabellas Partei angeschlossen, hatte im portugiesischen Kriege die ersten Proben persönlicher Tapferkeit und kriegerischer Kenntnisse abgelegt, und sich während des langen Kampfes gegen Granada zum Feldherrn und nicht minder zum Staatsmann und Diplomaten ausgebildet. Nach der Unterwerfung Granadas blieb er am königlichen Hofe als eine der hervorragendsten Gestalten, und als die Verwicklungen mit Italien ausbrachen, da war es Isabellas scharfsichtiges Urtheil, das ihrem Gemahl in Gonsalvo de Cordova den rechten Befehlshaber für dieses neue Unternehmen empfahl; und durch diesen einzigen Vorschlag hat sich in der That die stets geniale und weitblickende Königin um Alles, was in der Folge durch spanische Waffen auf italienischem Boden geschah, die entscheidendsten Verdienste erworben. An der Spitze von nur 5 bis 6000 Spaniern setzte Gonsalvo von Sicilien nach Calabrien über, und begann in Gemeinschaft mit Ferdinand II. die Operationen gegen die Franzosen. Gegen seinen Willen durch Ferdinands Drängen zum Kampfe gegen die überlegenen französischen Truppen genöthigt, wurde Gonsalvo bei Seminara geschlagen. Es war die einzige Schlacht, die er in seinem Leben verlor, und sie erhöhte nur seinen Ruf, weil man gegen seinen Rath sie gewagt hatte. Diese Niederlage hinderte jedoch Ferdinand II. nicht, durch einen kühnen Handstreich Neapel wegzunehmen,

wo ihm die Bevölkerung mit Jubel entgegen kam. Gonsalvo de Cordova eroberte inzwischen langsam und gründlich ganz Calabrien, und im Sommer 1496 vereinigte er sich mit Ferdinand II. bei Atella in Apulien, wo dieser dem französischen Vicekönig, Herzog von Montpensier, gegenüberstand. Die in Atella eingeschlossenen, von Frankreich aus nicht im geringsten unterstützten Truppen Montpensiers verpflichteten sich durch Vertrag vom 21. Juli 1496, das ganze Königreich zu räumen und auf von dem Sieger gelieferten Schiffen nach Frankreich zurückzukehren; die Meisten von ihnen gingen schon vorher durch ansteckende Krankheiten zu Grunde.

Dies war das Ende von Karls VIII. Unternehmung gegen Neapel. Allein auch Ferdinand II. erlag schon am 7. September 1496 der Ruhr; ihm folgte sein Oheim Friedrich, ein Mann von edlen persönlichen Eigenschaften, aber nicht gewachsen den rauhen Stürmen jener ehernen Zeit.

Während so die spanischen Waffen unter Gonsalvos genialer Leitung in Italien Glänzendes erreichten, hatte König Ferdinand, einer Bestimmung des Vertrags von Venedig entsprechend, auch einen Einfall im südlichen Frankreich, jedoch ohne entscheidende Resultate, ausführen lassen. Dagegen kam es in Italien noch zu einem neuen, wichtigen Ereignisse. Die päpstliche Regierung rief Gonsalvo de Cordova zu Hilfe gegen die noch in Ostia, dem Seehafen Roms, stationirten Franzosen. Gonsalvo nahm die Stadt mit Sturm und zog im Triumphe, als Befreier des päpstlichen Stuhles, in Rom ein. Bei der Unterredung, welche Gonsalvo bei dieser Gelegenheit mit Alexander VI. hatte, nahm er nach der Versicherung der gleichzeitigen Geschichtschreiber keinen Anstand, dem Papste über sein ärgernißerregendes Leben die Meinung zu sagen; hierauf ging er nach Neapel und Sicilien, und im Jahr 1498 nach Spanien zurück, wo er von seinen Herrschern mit glänzender Dank-

barkeit, von dem ruhmberauschten spanischen Volk mit unendlichem Jubel empfangen ward.

Durch die gänzliche Vertreibung der Franzosen aus Neapel und aus dem Kirchenstaat war der Friede mit Frankreich vorbereitet, welcher auch, nach Karls VIII. frühzeitigem Tod, unterm 5. August 1498 zu Stande kam.

Der erste Act der italienischen Kämpfe schloß, im Felde wie in der Diplomatie, mit einem entschiedenen und allseitigen Triumphe der spanischen Kriegsmacht und Staatskunst.

Allein der neue König Ludwig XII. war nicht gesonnen, die Ansprüche seines Vorgängers auf Neapel aufzugeben, nur suchte er, klüger als Karl VIII., zuerst in Mailand festen Fuß zu bekommen. Gegen Ludwig Sforza fand er bei den meisten übrigen Staaten Italiens eine große Erbitterung, und so war es ihm leicht, das Herzogthum des von Allen Verlassenen, der wenige Jahre zuvor die Franzosen nach Italien gerufen hatte, binnen einiger Wochen zu erobern und ihn selbst als Gefangenen nach Paris abzuführen.

Durch diese Festsetzung Frankreichs in Oberitalien waren die spanischen Interessen um so mehr bedroht, als auch Papst Alexander VI. immer mehr zu Ludwig XII. hinneigte und den geharnischten Gegenvorstellungen des spanischen Gesandten Garcilasso de la Vega keinerlei Gehör schenkte. König Friedrich in Neapel suchte den drohenden Sturm dadurch abzuwenden, daß er dem französischen Herrscher einen jährlichen Tribut und die Uebergabe einiger Festungen anbot; und als er damit kein Gehör fand, nahm er in seiner Verzweiflung keinen Anstand, den Türkensultan Bajazet zu Hilfe zu rufen.

Nachdem Friedrich sich so beinahe unmöglich gemacht hatte, trat Ferdinand, der von jeher *sich allein* als den rechtmäßigen Herrscher Neapels betrachtete, mit Ludwig XII. in Unterhandlungen über eine *Theilung* dieses König-

reiches; und durch den am 11. November 1500 zu Granada abgeschlossenen Vertrag wurde in der That ausgemacht, daß Neapels nördlicher Theil (Terra di Lavoro und Abruzzo) nebst dem Titel König von Neapel und Jerusalem an Frankreich, der südliche (Apulien und Calabrien) nebst dem Titel eines Herzogs dieser Länder an Spanien fallen solle. Die Einkünfte beider Contrahenten sollten vollständig gleich werden. Man sieht, daß die Theilung Polens ihre vollberechtigten Vorgänger gehabt hat, und daß auch ein so streng katholischer Fürst, wie Ferdinand von Aragonien, auf diesem Gebiete ein sehr weites Gewissen zu haben vermochte. Die Welt ist sich in diesen Dingen immer gleich geblieben. Allein auch diese Handlung fand den einstimmigen Beifall der aragonischen Bevölkerung, welche mit ihrem König Alles in Neapel zu Gunsten der unehelichen Nachkommen Alfons V. Angeordnete und Alles seither Geschehene als widerrechtlich, und darum ihren König als zur willkürlichen Verfügung über das ganze Land oder einzelne Theile desselben zweifellos berechtigt ansah.

Inzwischen hatte Gonsalvo de Cordova nach kurzem Aufenthalt in Spanien, wo er in der Zwischenzeit ruhmvoll gegen die aufständischen Mauren kämpfte, mit einer bedeutenden spanischen Flotte den Venetianern in ihrem Kriege gegen die Türken erfolgreichen Beistand geleistet, die spanische Flagge mit Ruhm bedeckt, die starke Festung St. Georg in Cephalonien erobert, und kehrte zu Anfang des Jahres 1501 nach Sicilien zurück. Gleichzeitig rückten die französischen Truppen gegen Neapel vor. Der französische und der spanische Gesandte in Rom setzten den Papst in Kenntniß von dem Vertrag von Granada und baten ihn, diese Uebereinkunft zu bestätigen und den Theilungsmächten die Investitur des jede treffenden Antheils zu verleihen. Alexander VI. stimmte ohne Bedenken zu. Friedrich

von Neapel, machtlos zu irgend nachhaltiger Gegenwehr, unterwarf sich dem französischen König und erhielt von demselben das Herzogthum Anjou, in dessen Besitz er im Jahr 1504 starb.

Und jetzt standen sich Ludwig XII. und Ferdinand, oder in des Letzteren Namen Gonsalvo de Cordova, allein gegenüber. Gonsalvo besetzte Calabrien mit Ausnahme von Tarent, wo König Friedrichs ältester Sohn, der Herzog von Calabrien, sich zu halten suchte. Nach einer langwierigen Belagerung, bei welcher Gonsalvo sogar mit Meuterei unter seinen Truppen zu kämpfen hatte, wurde Tarent am 1. März 1502 genommen. Dem Herzog von Calabrien und seinem Gefolge war freier Abzug gestattet worden. Gonsalvo hatte sich mit einem Eide auf das Sacrament verpflichtet, diese Uebereinkunft zu halten. Da erhielt er Befehl von Ferdinand, den jungen Prinzen in keinem Falle aus den Händen zu lassen. Gonsalvo brach seinen Eid, ließ den Prinzen, der Tarent schon verlassen hatte, unterwegs festnehmen und als Gefangenen nach Spanien führen, wo er ehrenvoll empfangen aber nicht mehr entlassen wurde, sondern bis zu seinem im Jahre 1550 erfolgten Tode blieb. Der Versuch, Gonsalvos Treubruch damit zu rechtfertigen, daß der gefangene 14jährige Prinz heimlich damit einverstanden gewesen sei, lieber nach Spanien als zu seinem Vater nach Frankreich zu gehen, dürfte als ein mißlungener zu bezeichnen sein.

Daß Neapels Theilung zwischen Frankreich und Spanien von diesen beiden Mächten nicht ernstlich und ehrlich gemeint sei, lag auf der Hand; die vielfach unbestimmte Fassung des Theilungsvertrags gab sehr bald Anlaß zu Händeln. Die Franzosen besetzten einige Ortschaften der s. g. Capitanata und Basilicata, welche Spanien für sich in Anspruch nahm, und schon im April 1502 stand

Gonsalvo mit seinen Truppen den Franzosen feindlich gegenüber. Die beiden Befehlshaber schlossen einen vorläufigen Vertrag dahin, daß Jeder behalten solle, was er besitze, bis er von seinem König Verhaltungsbefehle empfange. Ludwig XII. schickte den Befehl, sofort Spanien den Krieg zu erklären, wenn es nicht binnen 24 Stunden die Landschaft Capitanata gänzlich räume. Hiebei war das Unrecht zweifellos auf französischer Seite. Denn der Theilungsvertrag hatte bestimmt, daß die Spanier den Zoll von den aus den französischen Abruzzen in die Capitanata hinabkommenden Heerden erheben und dann mit der französischen Regierung, behufs Ausgleichung der Einkünfte, theilen sollen; diese Bestimmung setzt offenbar die spanische Souveränetät über die Capitanata voraus. Gonsalvo, dessen Streitkräfte den französischen bei Weitem nicht gewachsen waren, zog sich nach dem Hafen Barletta am äußersten Ende Apuliens zurück, wo er von den Franzosen in einer an ritterlichen Kämpfen und Abenteuern reichen Belagerung eingeschlossen und aufs Aeußerste bedrängt wurde. Die unerschöpflichen geistigen Hilfsquellen Gonsalvos hatten alle Gelegenheit, sich in ihrem ganzen Reichthum zu entfalten; in einer nahezu verzweifelten Lage blieb er stets sich selbst gleich, ruhig, heiter, unbeugsam, den günstigen Augenblick mit Zuversicht erwartend. Am 22. Februar 1503 verließ er die Mauern Barlettas, nahm die benachbarte Stadt Ruva ein und ging sofort, durch die Ankunft von 2000 deutschen Söldnern verstärkt, wieder zur Offensive über.

Ferdinands und Isabellas Schwiegersohn, Philipp der Schöne von Oesterreich, hatte in der Zwischenzeit, weil er gern durch Frankreich nach den Niederlanden reiste und überhaupt eine bis zur Lächerlichkeit gehende Vorliebe für Ludwig XII. und den französischen Hof hegte, dem spani-

schen König seine guten Dienste angeboten behufs einer Beilegung des neapolitanischen Krieges. Nach einigem Zögern schickte Ferdinand seinem Schwiegersohne den Abt Bernaldo Boyl nach, welcher ihm Vollmacht zum Abschluß einer Uebereinkunft mit Frankreich, jedoch unter geheimen Bestimmungen und Beschränkungen überbrachte. Mit Nichtachtung dieser Anweisungen und gegen den Rath des Abtes schloß Philipp alsbald am französischen Hofe unterm 5. April 1503 zu Lyon einen Vertrag, welcher auf der Grundlage eines Heirathsplanes zwischen Philipps damals noch nicht 3 Jahre altem Sohn, dem spätern Kaiser Karl V. und der Prinzessin Claudia von Frankreich beruhte. Diese beiden Kinder sollten dereinst König und Königin von Neapel sein, bis dahin aber Neapel auf Grund des gegenwärtigen Besitzstandes von beiden Mächten verwaltet werden; und zwar die spanische Hälfte von Philipp selbst, dem Werkzeuge des französischen Königs.

Philipp beeilte sich, Gonsalvo von seinem geistreichen Werke in Kenntniß zu setzen mit dem Auftrag, von jetzt an Frieden zu halten. Allein der große Feldherr erklärte, nur seinem Könige zu gehorchen, verließ abermals Barletta und schlug das französische Heer Ende April 1503 bei Cerignola. Dieser, zur guten Stunde erfochtene Sieg bahnte ihm den Weg nach Neapel. Wie die Menschen immer dem zujubeln, für welchen das Glück sich erklärt, so wurde auch Gonsalvos Heer auf seinem siegreichen Vormarsche von der feilen, wankelmüthigen Bevölkerung mit endlosem Geschrei und Siegeszuruf begrüßt; am 14. Mai zog der kurz zuvor aufs Aeußerste Bedrängte, aber keinen Augenblick Verzagte, in der glänzenden Hauptstadt des Königreiches ein. Neapel tobte gerade so wahnsinnig, wie es in unsern Tagen um Garibaldi that. Gleich am folgenden Tage wurde der Huldigungseid für König Ferdinand geleistet, und die

beiden noch von den Franzosen besetzten Forts, Castel nuovo und d'uovo, von Gonsalvos berühmtem Kriegsingenieur Pedro Navarro im Laufe weniger Wochen genommen. Eine Provinz nach der andern unterwarf sich; nur Gaeta widerstand.

Das war die Antwort, welche Gonsalvo im Namen seines Königs auf den abgeschmackten Vertrag von Lyon gegeben hatte. Ferdinand hatte wohlweislich seine Genehmigung noch nicht ertheilt, und einmal im Besitze von Gonsalvos Siegesnachrichten zögerte er nicht, die Uebereinkunft endgiltig und ausdrücklich zu verwerfen. Knirschend empfand Ludwig XII., wie ihm der geistvolle Spanier und dessen General auf allen Gebieten des Denkens und Handelns überlegen waren. In seiner Erbitterung spannte der französische König die Kräfte seines Landes aufs Aeußerste an, um von allen Seiten, zu Land und zur See, über Spanien herzufallen. Allein die Armee, welche über Fontarabia in der Pyrenäen-Halbinsel eindringen sollte, ging unter der elenden, wenn nicht verrätherischen Führung von Alan d'Albret, dem Vater des Königs von Navarra, zu Grunde; die 20,000 Mann, welche unter dem Befehl des Marschalls de Rieux in Roussillon einrückten und Salsas belagerten, sahen durch Isabellas rastlose, von keiner Krankheit, keinem häuslichen Kummer gebrochene Thätigkeit nach wenigen Wochen eine weitaus überlegene Macht unter König Ferdinands persönlicher Führung sich gegenüber, und wurden auf ihrem sofort angetretenen Rückzuge bis auf das französische Gebiet verfolgt. Allein mit weiser Mäßigung und unerschütterlicher Kaltblütigkeit unterließ Ferdinand jeden Versuch, sich auf Frankreichs Boden erobernd festzusetzen. Seiner Politik entsprach es nicht, Länder einnehmen zu wollen, deren Behauptung gegen ein tief verletztes Nationalbewußtsein nur durch endlose Opfer an Blut und Geld

möglich sein konnte. Auch Ludwigs XII. Mittelmeerflotte war, durch Stürme schwer geschädigt, nicht im Stande, die beabsichtigte Landung an der spanischen Küste auszuführen. Durch diese Schicksalsschläge gedemüthigt, schloß Ludwig mit Ferdinand einen Waffenstillstand für den Umfang der beiderseitigen Erbstaaten, während in Italien und den dazu gehörenden Meeren der Kampf fortdauern sollte. Es lag auf der Hand, daß diese Waffenruhe für Ferdinand so viel war, als ein neuer Sieg, weil er jetzt seinen ohnehin siegreichen neapolitanischen Feldherrn mit vollem Nachdruck unterstützen konnte. Bei dieser raschen und glänzenden Niederwerfung des französischen Einfalls hatte Ferdinand in befriedigendster Weise die Früchte des großen Maurenkrieges geerntet; mit ebenso großer nationaler Begeisterung wie kriegerischer Tüchtigkeit hatte sich das Volk unter seine Fahne gedrängt und einen leidenschaftlich erregten, zuerst in der Uebermacht befindlichen Feind binnen kürzester Zeit vollständig gedemüthigt.

In Italien war Papst Alexander VI. am 18. August 1503 gestorben, während eben eine neue französische Armee auf dem Marsche durch die Lombardei begriffen war. Der Versuch, mittelst dieser Armee eine Einschüchterung der zur Papstwahl versammelten Cardinäle herbeizuführen, hatte nothwendig das entgegengesetzte Ergebniß zur Folge. Ein Italiener, Pius III., ward gewählt, und als er schon nach einem Monat starb, fiel die Wahl am 31. Oktober 1503 auf Julius II., jenen kriegerischen Papst, der besser als irgend einer seiner Vorgänger die Bedeutung der weltlichen Macht für die Unabhängigkeit der Kirche zu schützen und praktisch zu verwerthen gewußt hat.

Gaëta hatte unterdessen einen muthigen und erfolgreichen Widerstand gegen Gonsalvo geleistet, und durch die Ankunft der neuen, wegen der Papstwahl längere Zeit vor

Rom aufgehaltenen französischen Armee befand sich der spanische Feldherr mit seiner kleinen Schaar von etwa 12,000 Mann abermals, und zwar ganz entschieden in der Minderzahl. Er zog sich daher in das Innere des Landes zurück, und nahm bei San Germano, am Ufer des Flusses Garigliano, eine feste Stellung ein. Hier standen sich nun die beiden Heere gegenüber, überzeugt, daß der bevorstehende Kampf endgiltig über das Schicksal des vielumworbenen, blutgetränkten Königreichs Neapel entscheiden müsse. Die Lage der Spanier war durch die Ueberlegenheit des Feindes, durch die Mängel ihrer Stellung, und durch das furchtbare Unwetter eine höchst gefahrvolle und bedenkliche; allein Gonsalvo war nicht der Mann, um sich, dem Ziel so nahe, beugen zu lassen. Mit eiserner Standhaftigkeit erklärte er, des Königs Dienst gebiete die Behauptung dieser Stellung, und er werde eher zwei Schritte vorwärts thun zum sicheren Grabe, als einen rückwärts, um noch hundert Jahre zu leben. Nach verschiedenen kleineren Kämpfen während sieben langer und schrecklicher Wochen erhielt Gonsalvo durch Vermittlung des spanischen Gesandten in Rom eine Verstärkung von 3000 Mann italienischer Truppen unter der Führung des Hauptes der römischen Familie Orsini. Jetzt ging er plötzlich zum Angriff über; am 28. Dezember 1503 schlug er eine Brücke über den Fluß, überraschte die Franzosen, und brachte ihnen am folgenden Tag eine ganz entscheidende Niederlage bei. Unter dem Eindruck dieses großen Ereignisses ergab sich nunmehr Gaëta ohne Schwertstreich; die Franzosen erhielten freien Abzug, und am 3. Januar 1504 betrat der siegreiche Gonsalvo diese Stadt, mit deren Einnahme die Eroberung des ganzen Königreiches thatsächlich vollendet war. Die körperlichen und geistigen Anstrengungen der letzten Monate zogen dem großen Feldherrn eine lebensgefährliche

Krankheit zu; allein nach kurzer Zeit war er zu neuer Thatkraft hergestellt, und widmete sich alsbald mit unermüdlicher Arbeitslust den Regierungsgeschäften.

Ludwig XII. sah ein, daß es mit seinen neapolitanischen Hoffnungen zu Ende war. Er ließ sich auf Unterhandlungen ein, und es kam zunächst am 25. Februar 1504 ein Vertrag auf die Dauer von drei Jahren zu Stande, welcher den Spaniern den ungestörten Besitz ihrer Eroberungen sicherte.

Dieser Friedensschluß, indem er Ferdinands italienischen Kriegen ein Ziel setzte und Neapel auf lange Zeit mit Spanien vereinigte, beschloß zugleich Gonsalvo de Cordovas glänzende Feldherrnlaufbahn. Wenn wir zurückschauen auf das lebendige, farbenreiche Drama, welches in diesem Kampf und Krieg eines Jahrzehnts enthalten ist, und das ich mit der knappsten Kürze vor dem Leser aufzurollen mich bemüht habe, so drängt sich uns eine Fülle von Gedanken ganz von selbst auf.

Es ist vor Allem nicht jener glänzende Zauber echter Poesie, nicht jener zarte Duft idealer Begeisterung, hochgespannter Ziele, schwärmerischer Religiosität, der den Kampf um Granada so einzig in seiner Art erscheinen läßt und durch Washington Irvings geistvolle Feder so prächtig wiedergegeben ist. Nein, im italienischen Kriege befinden wir uns, entsprechend dem leitenden Staatsmann Ferdinand, den beiden auf einander folgenden Herrschern Frankreichs, und den vielfältig zerfressenen und angefaulten Verhältnissen Italiens, in einer nur zu furchtbar realen Welt. Es handelt sich, in dürrster und trockenster Wirklichkeit, um Besitz und Herrschaft. Hier kämpft kein Volk um die geliebte vaterländische Erde; Niemanden fällt es ein, das neapolitanische Volk auch nur um seine Wünsche zu fragen; auch zeigt sich dieses Volk gar nicht würdig, darum ge-

fragt zu werden. Es ist vor langer Zeit erobert worden von einem kraftvollen aragonischen König, und jetzt wird nur die Frage entschieden: sollen des Eroberers rechtmäßige, oder sollen seine unehelichen Nachkommen herrschen, oder soll Frankreich wieder seine Hand über Süditalien ausbreiten, die nach dem Sturze der Hohenstaufen so viel Elend über das Land gebracht? Die Weltgeschichte beantwortet diese Frage zu Gunsten des rechtmäßigen Abkömmlings vom Hause Aragon, zu Gunsten des geistvollen Mannes und Königs, in dessen Kopf wohl zuerst der Gedanke des modernen europäischen Staates eine klar umgränzte, greifbare Gestalt angenommen hat. Wer möchte es wagen, dieses Verdict der Weltgeschichte eines Unrechts zu zeihen?

Dem Land und Volk, welches trotz hoher Bildung und glänzenden Wohlstandes in Folge seiner sittlichen Erschlaffung und Verkommenheit die Kraft der Selbstregierung, der nationalen Staatsbildung nicht in sich selber fand, geschah durch Spanien weder Unrecht, noch wurde ihm Nachtheil zugefügt; es bekam im Gegentheil die verhältnißmäßig beste Regierung, welche damals in Europa aufzutreiben war. Es wurde nicht losgerissen von einem gemeinsamen Vaterland, das gar nicht existirte; es wurde eingegliedert in das groß und ruhmvoll emporgestiegene Reich einer ihm nahe stammverwandten Nation.

Groß und überraschend zeigt sich namentlich die spanische Staatskunst und männliche Tüchtigkeit auf jedem Arbeitsgebiete, wenn man sie vergleicht mit der schlottrigen Oberflächlichkeit und hasenmäßigen Sprungfertigkeit, mit der sinnlosen Abenteuerlust und elenden Genußsucht der großen Mehrzahl handelnder Franzosen. Karl VIII. beging an Fehlern Alles, was nur zu begehen möglich war; und wenn auch sein Nachfolger Ludwig XII. in vielen Be-

ziehungen mit weit mehr Einsicht und Geschick arbeitete, so ließ er sich doch noch öfter von leidenschaftlicher Erregung leiten, als von allseitiger staatsmännischer Erwägung der Dinge bestimmen; und auch von diesem Gesichtspunkte aus ist es ganz von Rechtswegen geschehen, daß er seinem allseitig besonnenen, immer und überall vernünftigen Gegner unterlag.

Dieser Letztere aber hat des Errungenen schönsten und größten Theil dem Umstand zu verdanken, daß er, der Eingebung seiner Gemahlin folgend, den rechten Mann auf den rechten Platz gestellt hatte. Gonsalvo de Cordovas Leistungen in den italienischen Feldzügen stellen sich dem Größten, was je ein Feldherr geleistet, vollkommen ebenbürtig an die Seite. Denn nicht auf die Größe der Heeresmassen, auch nicht auf die Größe des Kampfpreises kommt es hierbei an, sondern lediglich auf die Größe des Geistes, der auch mit den geringsten Mitteln Alles leistet, was in jedem gegebenen Falle geleistet werden kann und soll. Das hat Gonsalvo im vollsten Maße gethan, und wenn je einmal ein geschichtlicher Ehrentitel wohl verdient war, so ist es derjenige, welchen seine Zeitgenossen einstimmig ihm beigelegt haben, der ehrenvolle Name „el gran capitan, der große Feldherr". Alles, was er in dem Jahrzehnt der Maurenkriege gelernt, das verwerthete, übte, bereicherte und erweiterte er in dem Jahrzehnt der italienischen Kämpfe; und die Geschichte der Kriegskunst wird diese Feldzüge Gonsalvos nie vergessen und nie geringschätzen. Ebenso war sein politisches Verhalten gegen die Italiener ein fortgesetztes Meisterstück überlegener Menschenkenntniß, weiser Mäßigung, kluger Berechnung, kühler Besonnenheit. Es ist wahr, daß in einem einzelnen Falle seine Handlungsweise von dem Vorwurfe des Treubruchs nicht freigesprochen werden kann. Wir beklagen es und machen keinen Versuch der Beschö-

nigung. Gonsalvo selbst mußte in den übrigen Jahren seines Lebens diese schwere Schuld bitter büßen, indem auch er schwer zu leiden hatte unter dem eifersüchtigen Undank des nämlichen Königs, für dessen Interessen er gesündigt hatte. Abgesehen von diesem einzigen Falle war sein Verhalten tadellos in allen politischen und sittlichen Beziehungen. Er verließ Neapel nach einiger Zeit unter Umständen, auf die ich noch zurückkommen werde, mit dem ehrenvollen Bewußtsein, nicht nur dieses schöne Land für seinen König erobert, sondern auch die Achtung und Liebe der Bewohner für sich und für Spanien errungen, außerdem aber das mächtige Frankreich auf italienischem Boden besiegt und gedemüthigt, und dadurch Spaniens Uebergewicht in Europa fest begründet zu haben.

V.

Die Inquisition.

Der schmachvolle Mißbrauch, welcher mit dem Wort „Inquisition" bis auf diesen Tag theils von Unwissenden, theils von Unehrlichen zu dem Zwecke getrieben wird, die Masse der Halbgebildeten gegen die katholische Kirche zu hetzen, rechtfertigt wohl die etwas genauere Behandlung dieses Gegenstandes auch in der vorliegenden Schrift. Denn so lange die Vorurtheile noch nicht gänzlich besiegt, die Verleumdungen noch nicht zum Tode getroffen sind, muß die Wahrheit immer von Neuem gesagt und begründet werden, mag dies noch so oft von Früheren und Gelehrteren geschehen sein.

Vor Allem soll daher mit der größten Bestimmtheit und Unzweideutigkeit gesagt werden, daß es mir nicht einfällt, die spanische Inquisition irgendwie zu billigen oder

zu vertheidigen. Mein einziger Zweck ist, die über dieselbe bestehenden Irrthümer widerlegen zu helfen, und dem entscheidenden Grund-Irrthum entgegenzutreten, als ob diese Inquisition irgend Etwas gemein habe mit dem Wesen der römisch-katholischen Kirche.

Das Wort Inquisition bezeichnete ursprünglich das in der christlichen Kirche von Anfang an bestandene Glaubensgericht, welches gegen die hartnäckig Irrenden oder gröblich Sündigenden kirchliche Bußen ohne alle bürgerliche Wirkung, im schlimmsten Falle den Ausschluß aus der kirchlichen Gemeinschaft, die Excommunication verfügte. Durch die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion und durch die gegenseitigen Verfolgungen der Arianer und Katholiken wurden zuerst, unter dem lauten Widerspruch gerade katholischer Päpste und Bischöfe, Verbannung und Lebensstrafen gegen Irrgläubige herbeigeführt. Der heilige Augustinus verwarf zwar blutige Strafen, nicht aber sonstige bürgerliche Nachtheile, und seiner Meinung trat die weltliche Gesetzgebung bei. Auch die meisten mittelalterlichen Lehrer, sowie auch die spanischen Gesetze der nämlichen Zeit verwarfen die Todesstrafe gegen Häretiker. Eigene Behörden zur Aufsuchung und Bestrafung der Ketzer entstanden in Folge der Secten des 12. Jahrhunderts. Unter Zustimmung des hohenstaufischen Kaisers Friedrich Rothbart verordnete nämlich Papst Lucius III. auf einer Synode zu Verona, daß jeder Bischof wenigstens einmal im Jahr in eigener Person oder durch seinen Archidiacon die Gegenden visitiren solle, wo Ketzer wohnen; er soll eine Anzahl rechtschaffener Männer eidlich verpflichten, die verschiedenen Häretiker und Alle, die geheime Zusammenkünfte halten und sich von den Gläubigen absondern, namhaft zu machen, damit der Bischof oder Archidiacon sie vorrufen und ihre Handlungsweise untersuchen könne. Diese ersten

Anfänge der Inquisition erhielten eine weitere Ausbildung durch die Kriege gegen die Albigenser im südlichen Frankreich. Papst Innocenz III. schickte Missionäre und Legaten zur Bekämpfung dieser Secte aus, nnd ihnen schlossen sich der spanische Bischof Diego von Osma und sein Priester Domingo Guzman, der heilige Dominikus, an. Namentlich dieser Letztere war übrigens in seinem ganzen Leben nie Inquisitionsrichter, sondern immer nur reisender Glaubensprediger. Als dagegen die Albigenser politisch und militärisch besiegt waren, stellte die Synode von Toulouse im Jahr 1229, nachdem sie selbst die Rechtgläubigkeit vieler angeschuldigten Personen untersucht, den Reuigen, Geständigen und Ueberwiesenen Bußwerke verschiedener Art und Schwere auferlegt hatte, für die Zukunft besondere und eigentliche Ketzergerichte auf. Es waren dieß bischöfliche, aus Priestern und Laien zusammengesetzte Commissionen, beauftragt, die Ketzer aufzusuchen und dem Bischof oder weltlichen Grundherrn anzuzeigen; in keinem Falle sollte eine weltliche Strafe erkannt werden, bevor der Bischof oder seine Bevollmächtigten den Angeklagten der Häresie schuldig erklärt hätten. Schon zwei Jahre nachher führte Papst Gregor X. die nämliche Einrichtung auch in Italien zur Bekämpfung der dortigen Secten ein. Allein neben diesen bischöflichen Inquisitionsgerichten finden sich bald auch Mitglieder des neuentstandenen, durch seinen Eifer für Predigt und Reinerhaltung des katholischen Glaubens ausgezeichneten Dominikanerordens als Inquisitoren; Papst Innocenz IV. übertrug sodann im Jahr 1248 diesem Orden förmlich und vorzugsweise das Inquisitionsgeschäft, indem er demselben hiezu eine von der bischöflichen unabhängige Amtsgewalt einräumte. Diese Dominikanerinquisition trat in manchen Ländern ganz an die Stelle der bischöflichen; allein ihre Bedeutung verlor sich wieder

mehr und mehr mit dem allmäligen Verschwindeu der Secten, welche ihr die Veranlassung des Entstehens gegeben hatten. So kam es denn, daß gerade in der ersten Regierungszeit Ferdinands und Isabellas sich im Königreiche Castilien kein einziger Inquisitor befand.

Jetzt aber entstand eine neue, von dem bisherigen kirchlichen Glaubensgericht äußerst verschiedene Anstalt, die spanische Staatsinquisition. Den ersten Anlaß zu ihrer Einführung gaben die Verhältnisse der spanischen Juden. Diese hatten nämlich schon in der westgothischen Zeit durch ihre Zahl, ihren Reichthum, und durch ihre hartnäckige Opposition gegen das Christenthum eine solche Bedeutung erlangt, daß sie in Verbindung mit ihren scheinbar zum Christenthum übergetretenen, aber heimlich die alten Satzungen bewahrenden Glaubensbrüdern eine Verschwörung zu dem Zwecke eingeleitet haben sollen, im Bunde mit den Sarazenen in Afrika die westgothische Herrschaft in Spanien zu stürzen und ein judaisches Reich zu gründen. Gegen diesen, vom Könige Egica entdeckten Plan schritt die 17. Synode von Toledo mit schweren Strafen, insbesondere mit Verhängung der Sklaverei gegen die Schuldigen ein.

Nach der maurischen Eroberung gelangten die Juden rasch wieder zu Reichthum und Einfluß und erreichten in Spanien eine Bedeutung, wie nirgends sonst in Europa. Gegen den Argwohn und Haß der Bevölkerung wurden sie geschützt von den Priestern, von den Päpsten, überhaupt von der katholischen Kirche. Eigenthümlich und während des Mittelalters nur in Spanien bemerkbar ist der Umstand, daß die Juden auch vielfach im Besitze aller möglichen öffentlichen Aemter sind. Durch diese Sachlage gereizt, brach gegen Ende des 14. Jahrhunderts die Stimmung des Volkes in eine förmliche Judenverfolgung aus.

Diese führte zu einer Masse bloß scheinbarer Bekehrungen, und solchen verkappten Juden gelang es in der Folge wieder, zu allen bürgerlichen Aemtern und selbst in geistliche Würden sich einzuschleichen, in die höchsten adeligen Familien zu heirathen, und allmälig nicht nur das Christenthum, sondern auch die spanische Nationalität ernstlich zu bedrohen.

So kam es, daß Ferdinands und Isabellas Regierung bestürmt wurde mit Bitten, gegen die ein Volk im Volke bildenden heimlichen Juden oder Judaisten einzuschreiten, und selbst die milde, liebreiche Isabella war so überzeugt von der Nothwendigkeit, dieß auf dem Wege der Inquisition zu thun, daß sie noch in ihrem letzten Willen ihren Nachfolgern die eifrigste Begünstigung dieses Instituts anempfahl. Der Antrag auf Errichtung des spanischen Glaubensgerichtes erfolgte also aus politischen und nationalen Gründen von Seiten der weltlichen Herrscher, und nur zögernd gab die kirchliche Gewalt ihre Zustimmung, indem Papst Sixtus IV. unterm 1. November 1478 den katholischen Königen die Ermächtigung gab, zur Untersuchung und Bestrafung der Ketzer nach eigener Wahl zwei bis drei kirchliche Würdenträger, Welt- oder Ordensgeistliche aufstellen zu dürfen.

Also der spanische National-Liberalismus des 15. Jahrhunderts war es, der in seiner leidenschaftlichen Reaction gegen den Judaismus Staat und Kirche zur Inquisition verführte. Es war dieß eben so sehr zu mißbilligen, aber leichter zu entschuldigen, als wenn im 19. Jahrhundert der deutsche National-Liberalismus den Staat gegen die Kirche zu kaum minder harten Dingen verführt.

Das spanische Königspaar versuchte zuerst die Mittel der Belehrung, indem es durch den Cardinal Mendoza im

Jahre 1478 einen kurzen Katechismus des christlichen Lebens verfassen und massenhaft verbreiten ließ. Auch Missionspredigten wurden angeordnet, allein die judaistische Antwort bestand nur in einer herben und leidenschaftlichen Schmähschrift. Nun wurden — nicht als Diener der Kirche, sondern als Staatsrichter mit landesherrlichem Anstellungspatent, — zwei Dominicaner und zwei Weltpriester als die ersten Vertreter der spanischen Staatsinquisition ernannt. Diese, in Sevilla eingesetzte, jedoch ihren Wirkungskreis auch über ganz Castilien und Leon, nicht nur über Andalusien erstreckende Behörde erließ sofort im Jahre 1481 ein Edict, worin die Punkte aufgezählt werden, welche auf den geheimen Judaismus eines angeblichen Christen schließen lassen. Das Verfahren der Sevillaner Behörde war unstreitig hart und rücksichtslos, und Papst Sixtus IV. erklärte schon im folgenden Jahr die von ihm erwirkte Bestätigungsbulle als durch falsche Vorspiegelungen erschlichen. Weil es aber thatsächlich nicht in seiner Macht lag, das einmal eingeführte Staatsinstitut wieder aus der Welt zu schaffen, so suchte der Papst dadurch zu helfen, daß er den Erzbischof von Sevilla als kirchliche Appellations-Instanz den Inquisitoren überordnete; und als die Letzteren diese Anordnung nicht beachteten, erklärte er, die Appellationen der von den Inquisitoren Verfolgten selbst annehmen zu wollen. Alle päpstlichen Kundgebungen in der ganzen Frage suchen die vom politischen Fanatismus Verfolgten durch den milden Schutz der Kirche zu decken und zu retten.

Im Jahr 1483 wurde, mit Zustimmung des Papstes, der Dominicaner Thomas Torquemada zum Großinquisitor für Castilien und bald darauf auch für Aragonien ernannt; er war es, der dem spanischen Staats-Tribunal der Inquisition seine volle Ausbildung verschafft

hat. Er errichtete vier Gerichtshöfe, zu Sevilla, Cordova, Jaen und Toledo, und entwarf ausführliche Statuten für dieselben; dem Großinquisitor selbst wurde ein oberster Inquisitionsrath an die Seite gesetzt, der in bürgerlichen und juristischen Fragen nach Stimmenmehrheit collegialisch entschied, während in rein geistlichen Fragen dieser Behörde nur eine berathende Wirksamkeit zustand; diese Räthe waren ausschließlich Staatsbeamte, und es wurden auch Laien zu diesen Rathsstellen ernannt.

Nach der Eroberung Granadas im Jahre 1492 verbannten Ferdinand und Isabella alle Juden, die sich nicht taufen ließen, aus ihren Reichen. Gegen diese Maßregel möge sich dasjenige Jahrhundert nicht empören, in welchem, und zwar im Namen des Fortschritts und der Geistesfreiheit, Jesuiten, Priester aller Art, Bischöfe, und vielleicht schließlich auch alle „Ultramontanen" gleicher Behandlung theils schon anheimgefallen sind, theils zugestandener Maßen noch anheimfallen sollen. Ferdinand und Isabella ließen sich bei Verhängung dieser harten Maßregel durch die Ueberzeugung leiten, daß die jüdische Proselytenmacherei nicht nur die Wiedergewinnung der getauften Juden (Maranos), sondern sogar die Judaisirung ganz Spaniens beabsichtigte. Ob das königliche Paar hierbei irrte, will ich nicht entscheiden; daß den Juden große Dinge zuzutrauen sind, zeigt unter Anderm ein Blick auf das heutige Oesterreich. Durch Edict vom 31. März 1492 wurde also allen Juden, die nicht Christen werden wollten, befohlen, bis zum 31. Juli gleichen Jahres Spanien zu verlassen; bis dahin sollten sie ihr Eigenthum verkaufen und ihr Vermögen in Wechseln und Waaren, aber nicht in Metall mitnehmen dürfen. Für Auswanderungsschiffe sorgten die Herrscher. Wer weiß, wann und wo das Ganze Nachahmung findet! — Die meisten Juden wanderten aus, aber die Zurückbleibenden,

ohne Ueberzeugung Getauften beschäftigten leider fortwährend die Inquisition.

Bald bekam dieselbe auch mit den getauften Mauren, den sogenannten Moriscos, zu thun. Den vollkommen berechtigten, auf Ausbreitung der christlichen Religion unter den besiegten Mauren gerichteten Bestrebungen der Regierung und der Kirche hatten wiederholte blutige Aufstände, auf die ich im Einzelnen noch zurückkommen werde, geantwortet. Nun hielten sich die Herrscher ihrerseits an den Vertrag vom Jahre 1492 nicht mehr gebunden, sondern verlangten auch hier — Taufe oder Auswanderung. Das Nämliche geschah bezüglich der noch in den alten Provinzen lebenden Mauren. Die maurische Bevölkerung unterwarf sich fast ausnahmslos; nur sehr Wenige wanderten aus. Es erfolgten diese harten Maßregeln in den Jahren 1501 und 1502, nachdem im Jahr 1498 Diego de Deza Torquemadas Nachfolger im Amte des Großinquisitors geworden war. Doch verfuhr die Inquisition gegen die Moriscos ungleich milder, als gegen die Judaisten; namentlich erfolgten keinerlei Hinrichtungen wegen Abfalls vom Christenthum unter der maurischen Bevölkerung, während unter Torquemadas Amtsführung allerdings in ganz Spanien nicht weniger als 2000 Judaisten verbrannt worden sein sollen. Erst im Jahre 1609, unter König Philipp III., schritt die spanische Regierung zu der durch wiederholte Aufstände und hochverrätherische Verbindungen nothwendig gewordenen, von den aufgeklärtesten und geistreichsten Zeitgenossen, wie Cervantes, als unvermeidliche Nothwendigkeit laut und unzweideutig gebilligten Maßregel der Vertreibung aller Moriscos aus Spanien.

Die Inquisition diente aber nicht nur, wie wir bisher gesehen haben, den politischen Zwecken des spanischen Nationalismus in seinem Kampfe gegen Judenthum und

Mohammedanismus, sondern sie diente ferner, in diesem Sinne wohl besonders von König Ferdinand freudig begrüßt, der Gründung und Vollendung des Staatsabsolutismus in seinem Kampfe gegen die ständischen Freiheiten des zu Grabe gehenden Mittelalters. Darum sehen wir den Adel und höheren Clerus vielfach als Feinde der Inquisition, und zahlreiche Mitglieder beider Stände als Angeklagte vor ihren Tribunalen, während das auf Seite der Krone stehende niedere Volk mit allgemeiner Begeisterung für die Inquisition erfüllt war; der Masse des Volkes war dieselbe in ihrer politischen Bedeutung ebenso willkommen, wie in ihrer nationalen; in noch höherem Grade war dieß in Castilien der Fall, als in Aragonien, wo die alte freie Verfassung nur nach lebhaftem Widerstand und unter ernsten Schwierigkeiten gebrochen werden konnte. Der erste königliche Inquisitor in Aragonien, Peter Arbues, wurde in der Kirche zu Saragossa meuchlerisch ermordet; natürlich war der Erfolg dieses Verbrechens eine desto nachdrücklichere Begründung und Handhabung der Inquisition.

Die Eigenschaft der spanischen Inquisition als eine Staatsanstalt war schon unter Ferdinand und Isabella so klar erkannt, daß, als einmal der Cardinal Ximenes einen von Ferdinand in den Rath der Inquisition ernannten Laien zu beanstanden suchte, der König ihm mit größter Entschiedenheit antwortete: „Wißt Ihr nicht, daß, wenn dieser Rath eine Gerichtsbarkeit hat, der König es ist, von dem er sie hat?“ Auch der Ertrag der Confiscationen fiel ausschließlich in die königliche Kammer, und vor dem Gericht der Inquisition hörten alle privilegirten Gerichtsstände auf, nicht zu Gunsten der Kirche, sondern zu Gunsten der ausschließlichen und souveränen Macht der Krone. Es sagt daher der protestantische Historiker

Ranke mit vollstem Recht: „Wie das Inquisitionsgericht auf Vollmacht des Königs beruht, so gereicht seine Handhabung zum Vortheil der königlichen Gewalt. Es gehört zu jenen Spolien der geistlichen Macht, durch welche die spanische Regierung mächtig geworden, wie die Verwaltung der Großmeisterthümer, die Besetzung der Bisthümer, — seinem Sinn und Zwecke nach ist es vor Allem ein politisches Institut. Der Papst hat ein Interesse, ihm in den Weg zu treten, und thut es, so oft er kann. Der König aber hat ein Interesse, es in steter Aufnahme zu erhalten.“ — Darum ist auch in den Statuten der Inquisitionstribunale immer nur von dem Willen und von den Anordnungen Ihrer Hoheiten, der Könige von Castilien und Aragonien, und nirgends von der kirchlichen Macht und von ihren Anordnungen die Rede.

Es ist wohl kaum nothwendig, darauf hinzuweisen, daß die spanische Inquisition, deren Entstehung unter Ferdinand und Isabella wir bisher betrachtet haben, nicht vom Standpunkte *unserer*, sondern von dem *jener* Zeit aufgefaßt werden muß, obwohl wir schon wiederholt genöthigt waren, darauf hinzudeuten, daß gerade *unsere* Zeit keineswegs frei ist von inquisitorischen Tendenzen der allerschlimmsten Art, nur gerichtet gegen *andere Personen*. Auch ist es, was das Foltern und Verbrennen anbelangt, eine ausgemachte Sache, daß das Strafrecht des 15. und 16. Jahrhunderts *überhaupt* furchtbar streng und blutig war; so findet sich insbesondere die Todesstrafe gegen Ketzerei nicht etwa bloß bei der spanischen Inquisition, sondern in allen Ländern und bei allen Confessionen damaliger Zeit, namentlich auch bei den Protestanten. Daß das Inquisitionsgericht selbst *gar nicht* auf Todesstrafe erkannte, sondern die von ihm der Häresie schuldig Erklärten nur dem *weltlichen* Arm übergab,

welcher sodann nach den politischen Landesgesetzen das Todesurtheil aussprach, soll nur beiläufig und als Nebensache hier erwähnt werden. Für den zu Verbrennenden war es allerdings gleichgiltig, welcher Gerichtshof das Urtheil unterschrieb. Sicher, und durch urkundliche Beweise dargethan ist es aber, daß gerade bei den Inquisitionstribunalen die grausamen Härten jener früheren Jahrhunderte, z. B. hinsichtlich der Folter, zuerst eine Milderung erfuhren, daß jedenfalls diese Härten bei den Inquisitionsgerichten sich weder länger, noch strenger erhalten haben, als bei allen übrigen weltlichen Gerichten. Es ist keineswegs meine Absicht, der Inquisition aus diesem Umstande ein besonderes Verdienst zu machen; allein der Wahrheit soll man auch dann die Ehre geben, wenn sie ausnahmsweise einmal zu Gunsten eines an sich so verwerflichen, von Niemand mehr als von den Päpsten bekämpften Institutes spricht. Jedes Inquisitionsgericht begann seine Thätigkeit mit Anberaumung einer Gnadenfrist, innerhalb welcher Jedem, der sich des Abfalls vom Glauben bewußt sei, aber sich freiwillig stelle und Buße thue, Verschonung mit allen schweren Strafen zugesichert ward; gegen solche Reuige wurden nur leichtere Kirchenbußen erkannt und die Gnadenfristen selbst wiederholt erneuert und verlängert. Junge Leute unter 20 Jahren durften auch nach Ablauf der Gnadenfristen nur mit leichteren Bußübungen belegt, und es sollte vor Allem für ihren Unterricht gesorgt werden. Die Erkennung des Untersuchungsverhafts war mindestens ebenso sehr an gesetzliche Bedingungen geknüpft, wie dieß im 19. Jahrhundert der Fall ist. Die Verhöre wurden von einem Inquisitionsrichter unter Zuzug eines Gerichtsschreibers und zweier außerhalb der Inquisition stehender Priester als Schöffen vorgenommen; humane und liebreiche Behandlung der Ange-

klagten war Vorschrift, und wenn diese Vorschrift verletzt wurde, so geschah das Nämliche, was noch zur heutigen Stunde in aller Herren Ländern durch gar manchen Untersuchungsrichter geschieht. Die Angeschuldigten durften sich durch Anwälte vertheidigen lassen, und für vermögenslose Angeklagte wurde ein Armenanwalt aufgestellt, gerade wie bei dem vielbelobten, in der That und Wahrheit aber ganz entsetzlichen Schwurgerichte unserer Tage. Die Urtheile der Provinzialinquisitionen, und zwar Anfangs nur die nicht einstimmig gefällten, später jedoch alle ohne Ausnahme erlangten erst durch Revision und Bestätigung des Großinquisitors und obersten Inquisitionsraths die Rechtskraft; vor der Ertheilung dieser Bestätigung wurden die sogenannten Consulenten, die Advocaten der Oberinquisition, mit ihrem Gutachten gehört. Die Bemühung der Päpste, Appellationen gegen Urtheile der spanischen Staatsinquisition entweder vor ihre eigene Entscheidung zu ziehen, oder spanische Erzbischöfe mit derselben zu beauftragen, wurde beharrlich fortgesetzt. Daß dem Angeschuldigten die Anzeiger und Zeugen nicht genannt wurden, ist richtig, und hatte seinen Grund darin, daß man dieselben vor den blutigen Verfolgungen und der unversöhnlichen Rache der oft sehr hochstehenden, reichen und mächtigen Angeschuldigten und ihrer Familien schützen wollte, womit jedoch wiederum dieser Punkt von meiner Seite nur erklärt, keineswegs vertheidigt oder auch nur entschuldigt werden soll. Uebrigens stand dem Angeklagten nicht nur das Recht zu, Entlastungszeugen geltend zu machen, sondern er durfte auch alle diejenigen Personen benennen, welche er für seine Feinde halte und deren Zeugniß er daher verwerfe. War dieses Vorbringen thatsächlich begründet, so durfte das Urtheil nicht auf die Aussagen solcher befangenen Zeugen gegründet werden. Gegen den Angeschuldigten durfte nicht er-

kannt werden, so lange auch nur ein einziger von ihm vorgeschlagener Entlastungszeuge nicht vernommen war, selbst wenn man denselben in Amerika aufsuchen mußte. War dagegen der Beweis der Schuld nicht vollständig zu erbringen, so durfte der Verhaft nicht unter dem Vorwand verlängert werden, daß noch weit aussehende Beweiserhebungen abzuwarten seien; die Untersuchung mußte vielmehr eingestellt, durfte aber später auf den Grund neu entdeckter Beweise wieder aufgenommen werden, gerade wie dieß auch heutigen Tages noch geschieht.

Alle Beamten der Inquisition bezogen festgesetzte Besoldungen und hatten keinen Vortheil von den durch sie auszusprechenden Vermögensconfiscationen, deren Ertrag vielmehr, wie schon erwähnt wurde, ganz entsprechend der Natur dieses absolutistischen Staatsinstituts dem königlichen Fiscus zufiel. Das Gesetz selbst, wonach das Vermögen überführter Ketzer eingezogen werden soll, verdient die äußerste Mißbilligung; es bestand aber längst vor Einführung der Inquisition, kann also nicht auf ihre Rechnung geschrieben werden. Ferdinand und Isabella insbesondere verwendeten die Erträgnisse der Confiscation zu dem großen Nationalkriege gegen die Mauren; gleichwohl, und trotz ihrer häufigen und großen Geldverlegenheiten, schenkten sie vielen Wittwen und Waisen das confiscirte Vermögen ganz oder theilweise.

Die sogenannten Autos de fé (Glaubenshandlungen) bestanden zunächst theils in Freisprechung der grundlos Angeklagten, theils in Versöhnung der Reuigen und Bußfertigen mit der Kirche. So wissen wir ganz bestimmt von einem Auto de fé zu Toledo vom 12. Februar 1486, bei welchem 750 Schuldige mit Kirchenbußen belegt, nicht ein Einziger hingerichtet wurde; ähnliche Fälle sind vielfach aus der Regierungszeit Ferdinands und Isabellas

nachgewiesen. Von 3300 Personen, welche im Ganzen um jene Zeit zu Toledo für schuldig erklärt wurden, traf 27 die Verurtheilung zum Tode; — schlimm genug für diese, allerdings, aber eine wahre Kleinigkeit in Vergleichung mit dem, was in weit späteren Zeiten Jahrhunderte lang das protestantische, freiheitliebende England in unermüdlichem Eifer geleistet hat. Nach beendigter Aussöhnung der Reuigen mit der Kirche wurden die hartnäckigen Ketzer und Diejenigen, deren Verbrechen theilweise bürgerlicher Natur waren, dem weltlichen Arme übergeben. Damit war die eigentliche Glaubenshandlung zu Ende; die Inquisitoren entfernten sich, und die Hinrichtungen wurden durch die Organe und unter der Verantwortlichkeit der rein weltlichen Staatsgewalt vollzogen.

Die von der Inquisition Verurtheilten waren jedoch keineswegs ausschließlich Ketzer und rückfällige Judaisten, sondern es gehörten zu ihrer Gerichtsbarkeit auch alle Anschuldigungen wegen unnatürlicher und sonstiger Fleischesverbrechen, wegen der in Spanien durch das maurische Beispiel eingeschleppten Vielweiberei, wegen Gotteslästerung, Kirchenraub, Wucher; sodann unterstanden dem Tribunal nicht nur die Diener der Inquisition selbst, sondern auch Schmuggler, die in Kriegszeiten dem Feinde Kriegsbedürfnisse verkauften, endlich die Zauberer, Hexen, Verfertiger von Liebestränken, betrügerische Scheinheilige, und Alle, die aus dem Aberglauben der Menschen Nutzen zu ziehen suchten.

Obgleich hierdurch die Zahl der wegen Ketzerei Bestraften ganz außerordentlich vermindert wird, so beklage ich nicht minder die wirklich Uebrigbleibenden. Was jedoch diese Letzteren angeht, so ist auch in dieser Beziehung ganz ungeheuer gelogen und übertrieben worden; so z. B. fallen auf das ganze erste Jahr des Bestehens der Inquisition

(1481) nicht mehrere Tausende von Todesurtheilen, wie man gefabelt und sich gegenseitig nachgesprochen hat, sondern es sind deren 298. Der Sanbenito oder eigentlich Sacco bendito, um auch von diesem Wauwau liberaler Herzen ein Wort zu sprechen, war das zum Gebrauch der Reuigen kirchlich eingesegnete Bußgewand in Form einer Mönchskutte oder Priestersoutane. Man pflegte es in Spanien gelb zu tragen, mit einem halben Kreuze darauf, wenn der Träger desselben nur als schwer Verdächtiger eine Ketzerei abschwören mußte; mit einem ganzen Kreuze dagegen, wenn er ein entschiedener Ketzer gewesen, aber reuig geworden war. Mit vollstem Rechte bemerkte Bischof Hefele über diesen Gegenstand: „Kreuze als Zeichen der Gnade eines Fürsten zu tragen, soll für Viele nicht lästig sein; aber sie als Zeichen der wiedererlangten Gnade Gottes an den Rock geheftet zu haben, das gilt als schrecklich, schimpflich und ungeheuer."

Bei den reuelos zum Tode Verurtheilten war allerdings das Bußkleid mit Teufelsgestalten und Flammen bemalt; auch trugen diese eine ähnliche Mütze auf dem Kopfe. Dieß war die sogenannte Armesünderkleidung, mit allerhand Variationen im ganzen damaligen Europa gebräuchlich, und keineswegs eine eigenthümliche Erfindung der spanischen Staatsinquisition.

Dieses ganze Institut, verwerflich in seinem Wesen und darum auch sicherlich beklagenswerth in seinen Folgen, hat übrigens keineswegs gehindert, daß der Geist, die Kraft, der Ruhm der spanischen Nation gerade in den Zeiten seiner Entstehung und seines bedeutungsvollsten Bestehens einen ganz außerordentlich glänzenden Aufschwung nahm. Es wäre thöricht, der Inquisition auch nur den geringsten positiven Antheil zuschreiben zu wollen an der hervorragenden Stellung, welche Spanien gerade vom Ende des 15. bis

zum letzten Dritttheil des 16. Jahrhunderts in Europa eingenommen hat; aber das muß, der Wahrheit gemäß, ausgesprochen werden, daß die Inquisition ebenso wenig den späteren Verfall Spaniens herbeigeführt, als seine frühere Größe und Herrlichkeit verhindert hat. Die aufgeklärtesten und vaterlandsliebendsten spanischen Schriftsteller, unter ihnen gerade Diejenigen, auf welche sich von den Gegnern der katholischen Kirche am Liebsten berufen wird, betrachten die Inquisition als ein nach den thatsächlich gegebenen Verhältnissen jener Zeiten unentbehrliches Mittel zur Aufrechterhaltung der spanischen Nationalität, der katholischen Staatsreligion und der öffentlichen Sittlichkeit. Wir halten diese Auffassung der Sache für einen Irrthum, welchen auch Ferdinand und Isabella mit ihren Zeitgenossen theilten; aber wir können ebensowenig zugeben, daß dieser Irrthum im Stande sei, den Ruhmesglanz des katholischen Herrscherpaares zu brandmarken, als daß er mit dem Wesen des katholischen Glaubens und der römisch-katholischen Kirche irgend Etwas zu thun habe.

Es ist bekannt, daß die bald lächerlich, bald traurig, maaßlose Darstellung der Verhältnisse der spanischen Inquisition, welche zum Zwecke hat, das Wesen dieser Einrichtung zu fälschen, ihre Fehler zu übertreiben und für Beides die katholische Kirche verantwortlich zu machen, daß diese Darstellung und Auffassung, welche auch bei dem kirchlich-politischen Kampf unserer Tage von Neuem in den Köpfen deutscher Bierphilister und in den von ihnen auserkorenen parlamentarischen Majoritäten spuckt, sich vorzugsweise gründet auf die „Kritische Geschichte der spanischen Inquisition von Llorente, Inquisitionssecretär.“ Dieser Mann, im Jahre 1756 in Aragonien geboren, studirte zu Saragossa weltliches und canonisches Recht, ward im Jahre 1779 Priester, schloß sich der auf-

geklärten Richtung jener Zeit an, wurde rasch Generalvikar des Bisthums Calahorra, und trat als solcher in enge Verbindung mit der Regierung und wahrscheinlich auch mit den Freimaurern. Im Jahre 1789, dem Geburtsjahr der französischen Revolution, ward er zum Generalsecretär des Inquisitionstribunals zu Madrid ernannt, 1791 aus der Hauptstadt verbannt, aber 1793 wieder zurückgerufen und von der Regierung bei der kirchlich- und politisch-liberalen Umgestaltung Spaniens beschäftigt. Im Jahr 1805 gab er sich dazu her, die Rechte und Freiheiten der baskischen Provinzen im Solde der Regierung „wissenschaftlich" zu bekämpfen, und als nach dem Einfall Napoleons in Spanien eine dem französischen Eroberer verkaufte kleine, von der ganzen Nation verachtete Partei (die sog. Afrancesados) sich bildete, da war Llorente einer der Ersten dieser Vaterlandsverräther. Dieser würdige Priester übernahm ferner den Auftrag, das Klosteraufhebungsdecret in Vollzug zu setzen und das säcularisirte Gut zu verwalten. Dabei führte er sich so auf, daß er nach kurzer Zeit, der Unterschlagung von 11 Millionen Realen angeschuldigt, sein Amt wieder verlor, jedoch beim Mangel vollständigen Beweises seiner Schuld anderweitig verwendet wurde.

Seit dem Jahre 1809 beschäftigte er sich auf Befehl des Königs Josef mit einer Geschichte der Inquisition, die er, nach dem Sturze der napoleonischen Herrschaft als Hochverräther aus seinem Vaterlande verbannt, im Jahre 1817 in Paris herausgab. Der Erzbischof von Paris untersagte ihm wegen dieses Buches das Beichthören und Messelesen, die königliche Universität verbot ihm auch den Unterricht in Privaterziehungsanstalten; von den Freimaurerlogen unterstützt, lebte er von Verfassung und Uebersetzung unsittlicher Bücher, bis ihn im Jahre 1822 die französische Regierung des Landes verwies. Da er in

Spanien schon seit 1820 mit den andern Verbannten amnestirt worden war, kehrte er nach Madrid zurück, wo er 1823 starb. Dieser Soldschreiber, Landesverräther, kirchenräuberische Priester und sittenvergiftende Schriftsteller ist die Quelle Alles desjenigen, was sich die Liberalen auch unserer Tage über die spanische Inquisition unter Ferdinand und Isabella, sowie in späteren Zeiten von Mund zu Mund nachsprechen und nachschreiben. Schande über eine Aufklärung, die auf solchen Stützen ruht! —

Wir haben schon oben gesehen, daß nach Torquemadas Tod als zweiter Großinquisitor Deza thätig war. Unter ihm treten die Schattenseiten des Inquisitionsinstituts namentlich lebhaft hervor durch das maßlose Treiben seines Gehilfen Diego Rodriquez de Lucero, welcher sogar gegen den edlen und tugendhaften Erzbischof Talavera von Granada einen Prozeß wegen angeblich judaisirender Richtung einleiten ließ. Es geschah dieß jedoch erst im Jahre 1506, als Isabella gestorben und mit ihr ein guter Engel aus der Geschichte ihres Landes geschieden war. Auf Veranlassung des Erzbischofs Ximenes nahm der Papst dem Großinquisitor die Untersuchung ab und übertrug sie seinem Nuntius in Spanien, sowie einer eigens bestellten Commission. Die geschlossenen Acten wurden nach Rom geschickt, von wo aus bald die gänzliche Freisprechung Talaveras erfolgte. Es war also in diesem Falle, wie in so manchem anderen, gerade die kirchliche Autorität, welche als Beschützerin des Verfolgten gegen die Uebergriffe der Staatsgewalt auftrat. Als bald darauf Lucero in Folge der Denunciation einiger Angeklagten gegen eine ganze Menge von Personen aus allen Ständen und Lebensaltern Prozesse einleitete und darüber allgemeine Unzufriedenheit und in Andalusien eine förmliche Revolte ausbrach, suspendirte König Ferdinand die Gerichtsbarkeit des Groß-

inquisitors und übertrug dessen Geschäfte geradezu seinem königlichen Rathe. Da aber die öffentliche Meinung darauf beharrte, nur gegen die derzeitigen Vorstände des Instituts, keineswegs gegen dieses selbst sich zu kehren, so verzichtete Deza auf sein Amt, und durch königliches Edict vom 18. Mai 1507 wurde als dritter Großinquisitor, jedoch nur für Castilien, Ximenes ernannt, während Don Johann Enguera, Bischof von Vich, und nach ihm der Karthäuser Don Luis Mercader bis zum Ende von Ferdinands Regierung das Großinquisitoriat von Aragonien bekleideten.

Ximenes, mit dessen Geschichte und Thätigkeit, abgesehen von der Inquisitionsanstalt, wir uns im nächsten Abschnitt noch besonders beschäftigen werden, leitete die Geschäfte seines neuen Amtes im Geiste großer Entschiedenheit, aber nicht im Geiste der Grausamkeit. Durch ausführliche Erlasse zeichnete er den Neubekehrten vor, wie sie und die Ihrigen sich zu benehmen hätten, um keinen Verdacht des Rückfalls auf sich zu laden. Vor Allem suchte er durch guten und regelmäßigen Unterricht der neuen Christen die Zahl der Inquisitionsprozesse zu verringern. Zu diesem Zwecke wurden in größeren Städten besondere Pfarrer aufgestellt, welche die neuen Christen in ihren Wohnungen besuchen, belehren, und so vor der Inquisition bewahren sollten. Den großen, von Lucero in Cordova eingeleiteten Prozeß, welcher zu Unruhe und Aufruhr Anlaß gegeben hatte, ließ Ximenes unter seinem Vorsitz durch eine Commission von 22 angesehenen Männern, die „katholische Congregation", in ruhiger und parteiloser Weise fortführen; Lucero selbst ließ er verhaften und seine Amtsführung wurde nicht minder Gegenstand der Untersuchung, als die Rechtgläubigkeit der von ihm Verfolgten. Am 1. August 1508 wurde das Urtheil verkündet, welches eine vollständige Freisprechung der Angeschuldigten und Wieder-

herstellung derselben gegen den erlittenen Schaden aussprach, während Lucero nach einjähriger Einkerkerung seines Amtes enthoben und auf seine frühere Pfründe als Canonicus beschränkt wurde.

Ebenso beschützte Ximenes mehrere freisinnige Gelehrte, namentlich den berühmten Bibelforscher Antonius von Lebrija, gegen Beunruhigung durch die Inquisition, und eine seiner hauptsächlichsten, energischen Bemühungen war auf strengste Beaufsichtigung aller Inquisitionsbeamten gerichtet. Dagegen scheiterte, wie schon oben angedeutet, sein Verlangen, daß nur Geistliche zu Mitgliedern des Oberinquisitionsrathes ernannt werden sollten, an der unbeugsamen Entschiedenheit, mit welcher König Ferdinand den durchaus staatlichen Charakter des königlichen Inquisitionsinstitutes aufrecht erhielt.

Die Bestrebungen des Papstes, die spanische Inquisition milder und schonender zu machen, waren gerade unter dem Großinquisitoriat des Ximenes so ausgesprochener und nachdrücklicher Art, daß Ferdinand unterm 31. August 1509 sogar eine Verordnung erließ, welche Jeden, der vom Papst oder dessen Legaten irgend eine Bulle oder sonstige Urkunde zum Nachtheil der Inquisition erwirken und veröffentlichen würde, geradezu mit dem Tode bedrohte. Es war dieses häßliche Decret so recht die Blüthe von Ferdinands Staatsabsolutismus, der sich, wie heute so damals, keineswegs scheute, auch der höchsten kirchlichen Autorität gewaltsam entgegenzutreten, wo immer sie seine Bahnen durchkreuzte. Wie man aber im Stande sein kann, Angesichts einer solchen That der staatlichen Gesetzgebung die spanische Inquisition noch für ein Institut der römisch-katholischen Kirche auszugeben, das dürfte sich nur aus dickster Unwissenheit oder böswilligster Verlogenheit erklären lassen. Ueber die Zahl der unter Ximenes geführten Inquisitionsprozesse fehlt

es an festen, urkundlichen Nachweisen; dagegen wissen wir, daß er die Bezirke der einzelnen Gerichtshöfe genauer nach Provinzen und Bisthümern abrundete, sowie auch in dem durch ihn eroberten Oran, auf den canarischen Inseln und in Amerika Inquisitionstribunale errichten ließ, welch' letztere jedoch nicht über die Eingeborenen, sondern nur über die eingewanderten „alten Christen" Gerichtsbarkeit haben sollten.

Nach dem Tode des Ximenes vereinigte der Dechant Hadrian von Utrecht, später Papst Hadrian VI., die Großinquisitoriate von Castilien und Aragonien wieder in seiner Hand.

Dieß ist die wahrheitsgemäße Geschichte der spanischen Staatsinquisition unter Isabella und Ferdinand. Fern sei von mir, ich wiederhole es, jedes leiseste Lob, jede behutsamste Entschuldigung eines Instituts, das in seinem ganzen Wesen auf geistiger Unfreiheit beruht. Die Entstehung einheitlicher, großer Militärstaaten führt erfahrungsgemäß — und es liegt dieß in der Natur der Sache — jedesmal leidenschaftliche Uebertreibungen des nationalen Bewußtseins hervor. Die „alten Christen" von „reinem gothischen Blut," welche in jahrhundertelangem Kampfe Spanien von den Ungläubigen zurückerobert hatten, lebten in maßloser Furcht, das niedergeworfene judaistische und mohammedanische, reichsfeindliche, vaterlandslose und antinationale Element im Staat möchte durch geheime Umtriebe und unter dem Deckmantel eines erlogenen Scheinkatholicismus die Grundlagen der neuen Staatsordnung und der mit ihm in untrennbarem Zusammenhang stehenden Staatsreligion untergraben. Das Erzeugniß und der Ausdruck dieser leidenschaftlichen Befürchtung war das Inquisitionstribunal, und der auf den Trümmern des mittelalterlichen socialen Lebens sich erhebende, von König Ferdinand viel-

leicht früher und folgerichtiger als von irgend einem Monarchen Europa's begriffene, absolute moderne Staat benützte, wie er zu thun pflegt, die blinden Vorurtheile des Patriotismus, um vermittelst des neuen, blutigen Gerichtshofes nach allen Richtungen für seine selbstsüchtigen Zwecke Kapital zu schlagen. Die große Begeisterung der spanischen Nation für Reinerhaltung des katholischen Glaubens brachte dem Institut ihren dauernden, allgemeinen Beifall, und die gerade um jene Zeit ausbrechende protestantische Kirchenspaltung, welche den energischen, aber durchaus erfolglosen Versuch machte, auch in Spanien ihre Fahne aufzupflanzen, ließ keinen Gedanken an eine Wiederbeseitigung der Inquisition aufkommen. So erhielt sich dieselbe, vom Papstthum in ihrer Entstehung mehr bekämpft als begünstigt und in ihrer Praxis bei jeder Gelegenheit und mit allen Mitteln gemildert, auch nach gänzlicher Ueberwindung der judaistischen und maurischen Elemente in Spanien, als ein trauriges Denkmal einer in anderen Beziehungen so großen Zeit.

Der in England in großem Maßstab unternommene und während beinahe drei Jahrhunderten durchgeführte Versuch, Staat und Staatsreligion auf Vernichtung der katholischen Kirche und Ausrottung der Katholiken zu gründen, war in seinem Wesen ebenso verwerflich, in seiner Ausführung aber ungleich blutiger, grausamer und unbarmherziger, als es die spanische Inquisition jemals gewesen ist.

Und der Versuch, unter dem lügenhaften Vorwand kirchlicher Uebergriffe oder in dem irrthümlichen Glauben an solche, unter dem Mißbrauch unverstandener kirchlicher Lehrsätze, mit Anwendung der Schlagworte vom vaterlandslosen, staatsfeindlichen Ultramontanismus und mit Begünstigung aller wahrhaft staats- und sittenverderblichen

Elemente des Unglaubens und der Religionslosigkeit die römisch-katholische Kirche und deren treue, überzeugungsmuthige Bekenner zu irgend einem Reiche hinaus zu fegen, auch dieser Versuch beruht auf dem nämlichen politischen Unverstand, auf der nämlichen Selbstüberhebung menschlicher Leidenschaft und absolutistischer Willkür, welche man mit allem Grund und Recht der spanischen Staatsinquisition zum Vorwurf macht. Auch die Folgen werden, wenn die Sache fortgesetzt wird, die nämlichen sein, welche, wenn auch mit weit geringerem Grunde, der spanischen Inquisition so heftig vorgeworfen werden: tiefe Schädigung, recht gelinde ausgedrückt, gerade desjenigen Staatswesens, welches auf diesem seit Jahrhunderten wohl bekannten Wege zur ausschließlichen Herrschaft über Leib und Seele seiner Angehörigen erhoben werden soll, aber nicht dazu gelangen wird.

VI.

Ximenes.

Unter Isabellas und Ferdinands spanischen Zeitgenossen nimmt Keiner, sowohl nach der äußeren Lebensstellung als nach der inneren Bedeutung, einen höheren Rang ein als Ximenes. Von Isabella mit der ihr eigenen tiefen Menschenkenntniß aus seiner Einsamkeit hervorgezogen, von Ferdinand trotz persönlicher Abneigung um seiner geistigen Größe willen anerkannt, hat er während langer Jahre an allen wichtigen Ereignissen im königlichen Hause unter Freud und Leid Antheil genommen, in den wichtigsten Angelegenheiten des Staates eine große, oftmals die entscheidende Thätig-

keit entwickelt. Und als der Tod nicht nur das katholische Herrscherpaar hinweggerufen, sondern auch unter ihren Kindern und Enkeln mit unbarmherziger Hand so aufgeräumt hatte, daß das Schicksal des gewaltigen, neugegründeten Reiches an dem Leben des unmündigen flandrischen Karl zu hängen schien, da hielt Ximenes mit gewaltiger Hand das Werk von Jahrzehnten empor über den stürmenden Wogen, bis der jugendliche Herrscher im Stande war, selbst Besitz zu ergreifen von der politischen Schöpfung, die seine Großeltern gegründet und ihm hinterlassen hatten.

Und was diesen Ximenes so groß, stark und unerschütterlich gemacht hat, das war nicht seine Verstandesbegabung, in der ihm mancher Zeitgenosse ebenbürtig sein mochte, nicht seine Gelehrsamkeit und Wissenschaft, in welcher ihn mehr als einer zweifellos überragte. Nein! seinem Geiste war der Stempel des Mönchthums aufgeprägt. In stiller Klosterzelle hatte er, langsam aber unermüdlich kämpfend, den Feind in sich selber aufgesucht, bezwungen, mit Füßen getreten und erwürgt; todt war für ihn die Welt, und nur Andern zu Liebe um Gottes willen suchte er Glück und Segen um sich zu verbreiten. In reiner, stiller Gluth brannte sein Herz für die Ausbreitung der wahren Religion und mit ihr der wahren Bildung und des wahren Völkerglücks. Er liebte sein Spanien, aber mit einer Liebe vom Himmel herab; darum stand er hoch über allen Parteien des Tages, und Nichts konnte ihn bestimmen, sich selbst oder sein Land den Stürmen der Leidenschaft preiszugeben. Selbstverläugnung, glühende und fest in die eigene Brust verschlossene Andacht, Schweigen und körperliche Abtödtung hatten aus ihm eines jener höheren Wesen herangebildet, wie sie einzig und allein von der katholischen Kirche in der Uebungsschule des Heiligen-Ideals erzogen werden.

Doch um Ximenes' politische Stellung und Wirksamkeit zu begreifen, müssen wir einen kurzen Rückblick auf sein Vorleben uns gestatten.

Im Jahre 1436 zu Torrelaguna in der Provinz Toledo als Sohn einer zum niederen Adel Castiliens gehörigen Familie geboren, wurde Gonzalez Ximenes de Cisneros schon in früher Jugend von seinen Eltern zum geistlichen Stande bestimmt; den Namen Franciscus nahm er bei seinem Eintritt in den Franciscanerorden an. Seinen Jugend-Unterricht genoß er in Alcalá de Henares nahe bei Madrid, der Stadt, welche er später durch die Gründung einer großartigen Universität weltberühmt gemacht hat. Sodann machte er umfassende Universitätsstudien zu Salamanca in der Theologie, Philosophie und Rechtswissenschaft, indem er sich durch Ertheilung von Privatunterricht die Mittel zu einem sechsjährigen Aufenthalt auf der Universität erwarb. Als Baccalaureus der Rechte nach Hause zurückgekehrt, machte er sich auf den Rath seines durch Nahrungssorgen gedrückten Vaters im Jahr 1459 auf den Weg nach Rom, um sich durch die errungenen Kenntnisse eine Lebensstellung zu verschaffen. Unterwegs zweimal von Räubern ausgeplündert, erreichte er das Ziel seiner Reise nur durch die wohlthätige Unterstützung eines früheren Mitschülers von Salamanca her. In Rom beschäftigte er sich während sechs Jahren mit Studien und Prozessen vor den geistlichen Gerichten. Er hatte bereits die Augen der Oberen auf sich gezogen, auch vom Papste die Anwartschaft auf die nächste erledigte Pfründe in der Diöcese Toledo erlangt, als der Tod seines Vaters ihn zur Rückkehr in die Heimath veranlaßte. Die erst durch das Concil von Trient völlig untersagten Anwartschaftsertheilungen waren im 15. Jahrhundert zwar schon Gegenstand lebhafter Bekämpfung, aber immerhin noch positiv geltendes kirchliches

Recht. Ximenes war also in der That befugt, auf den Grund der ihm ertheilten Bewilligung die Stelle als Erzpriester zu Uceda, zu deren Sprengel Ximenes' Vaterstadt Torrelaguna gehörte, als die zuerst frei gewordene toledanische Pfründe in Anspruch zu nehmen. Dem widersetzte sich aber Erzbischof Carillo von Toledo, dessen Starrsinn und Herrschsucht wir bereits kennen gelernt haben, weil er die Stelle einem seiner Hausgeistlichen zugedacht hatte. Der junge Priester aber widerstand dem herrschgewaltigen Staatsmann und Erzbischof mit jener unbeugsamen Festigkeit, die ihn in seinem ganzen Leben ausgezeichnet hat; Carillo ließ ihn daher zu Uceda in einem wohlbefestigten Thurme einsperren, der in späteren Jahren dem Ximenes selbst als Schatzkammer diente. Da er sich beharrlich weigerte, auf sein gutes Recht zu verzichten, so dauerte seine Gefangenschaft theils in Uceda, theils in der Priesterstrafanstalt zu Santorgaz über sechs Jahre. Endlich gab der Erzbischof nach, weil er einsah, daß keine Gewalt im Stande sei, diesen Mann zu beugen, und setzte den Mißhandelten in Freiheit und in den Besitz seiner Stelle, welche jedoch Ximenes im Jahre 1480 mit derjenigen als erster Kaplan an der Kathedrale zu Siguenza vertauschte. Hier widmete sich Ximenes mit allem Eifer den ernstesten, namentlich alttestamentlichen Studien, bestimmte den reichen Archidiaconus Lope de Medina-Celi zur Gründung der Hochschule von Siguenza, und wurde von dem Erzbischof von Siguenza und Sevilla, dem uns gleichfalls schon bekannten Pedro Gonsalez Mendoza, dem Cardinal von Spanien und ersten Minister Isabellas, zu seinem Generalvicar in Siguenza ernannt.

Allein stets unzufrieden mit sich selbst und nicht den Ehren dieser Welt, sondern einem weit höheren Ideale nachstrebend, verließ Ximenes im Jahre 1484 seine einfluß-

reiche Stelle, um, bald 50 Jahre alt, als erster Novize in das Franciscanerkloster San Juan de los Reyes in Toledo einzutreten. Isabella und Ferdinand hatten dieses Kloster in Folge eines Gelübdes nach der siegreichen Beendigung des Erbfolgekrieges gegründet; es war berühmt durch die strenge Festhaltung der Ordensregel. Allein auch hier störte den Ximenes der Ruf seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit, der ihm eine Menge Beichtender und Rathsuchender zuführte; er bat daher um Versetzung in das einsame, kleine Klösterchen Castannar bei Toledo. Hier verlebte er nach seiner eigenen Versicherung die schönsten Tage seines Lebens in Gebet, Studium und Ascese. Viele Tage und Nächte brachte er betend in einer einsamen Waldhütte zu, die er unter Zustimmung seiner Obern mit eigenen Händen erbaut hatte, und deren geliebtem Andenken er alle Jahre seines langen Lebens hindurch so treu blieb, daß er den Erzbischofsstuhl von Toledo sammt dem Cardinalshut und der Regentschaft Spaniens gern dagegen vertauscht haben würde. Später wurde er nach dem nicht minder einsamen Kloster Salcedo versetzt, wo er seine streng ascetische Lebensweise nicht nur fortführte, sondern noch steigerte, jedoch das Amt als Guardian zu übernehmen hatte.

So verlebte Ximenes in stiller klösterlicher Abgeschiedenheit die ereignißreichen Jahre des großen Kampfes um Granada. Wie sich an diesen Krieg das welthistorische Auftreten des Columbus und die Feldherrnlaufbahn des „großen Capitäns" Gonsalvo de Cordova unmittelbar anschloß, so steht auch das weitere Schicksal des Ximenes, der mit den beiden Genannten die Dreizahl der größten Männer unter Isabellas Regierung bildet, in engstem Zusammenhange mit der Beendigung des maurischen Krieges.

Isabella gründete nämlich in dem neu eroberten Granada nicht nur für die christlichen Ansiedler, sondern auch

mit dem ganz bestimmten Zwecke der Bekehrung der maurischen Bevölkerung ein Erzbisthum, dessen Stuhl sie ihrem bisherigen Beichtvater, dem Hieronymitermönche und bisherigen Bischof von Avila, Fernando de Talavera, anvertraute, einem Manne gleich ausgezeichnet durch Tugend und Frömmigkeit wie durch milde Sanftmuth, und folgeweise ganz vorzüglich geeignet für die Stellung gegenüber den unterworfenen Mauren.

Cardinal Mendoza, seit Carillos Tode Erzbischof von Toledo, wurde von Isabella bei der Wahl eines neuen Beichtvaters zu Rathe gezogen, und lenkte ihre Aufmerksamkeit auf Ximenes. Das entschiedene Wort der Königin vereitelte jeden Widerstand; doch wurde dem einsamkeitsdurstigen Franciscaner bewilligt, daß er auch fernerhin im Kloster bleiben dürfe und nur auf besonderes Verlangen am Hofe zu erscheinen habe. Den Eindruck, welchen die Erscheinung des Ximenes bei den Hofkreisen machte, bezeichnen am besten folgende Worte eines Zeitgenossen: „ein hochheiliger Mann aus der Einsamkeit finsterer Wälder, durch Ascese abgezehrt und den alten Anachoreten Paulus und Hilarion ähnlich, ist an die Stelle des jetzigen Erzbischofs von Granada getreten."

Ximenes wurde bald nachher auch zum Provinzial seines Ordens für Alt- und Neu-Castilien erwählt, welches Amt er um so lieber übernahm, als es ihm nicht nur Gelegenheit gab, mit allem Nachdruck seines gewaltigen Willens für Herstellung klösterlicher Zucht und Strenge zu wirken, sondern auch die Möglichkeit, sich dem Erscheinen bei Hofe vielfach zu entziehen. Das hinderte aber keineswegs seinen steigenden Einfluß bei der Königin. Isabella kannte die Ihrigen, und zog den neuen Beichtvater immer mehr in allen wichtigen rein politischen oder kirchlich-politischen Angelegenheiten zu Rathe. —

Gegen Ende des Jahres 1494 erkrankte Mendoza, der Erzbischof von Toledo. Mit diesem Kirchenamte verbunden war die Eigenschaft als Primas von Spanien und Großkanzler Castiliens. Der Inhaber solch hoher Stellung war nach dem Monarchen unstreitig die erste und mächtigste Person des Landes; die Einkünfte des Erzbisthums allein betrugen 80,000 Dukaten. Der sterbende Mendoza, bei all' seinen Fehlern ein Mann von großem Geist und patriotischem Herzen, gab den ihn besuchenden Monarchen den Rath, sein unter Umständen für die königliche Macht und für den neu entstehenden modernen Staat so gefährliches Amt nicht mehr mit einem Angehörigen des hohen Adels, sondern mit einem tugendhaften Mann aus dem Mittelstande zu besetzen. Am 11. Januar 1495 starb Mendoza, nachdem er 20 Jahre lang der eigentliche erste Staatsminister Ferdinands und Isabellas gewesen, so daß man ihn wohl auch scherzweise den „dritten König Spaniens" nannte.

Gegen die entschiedensten Wünsche Ferdinands, der in diesem Falle klein und niedrig genug war, seinem 24jährigen unehelichen Sohne Alfons die höchste Würde in Staat und Kirche zuwenden zu wollen, beschloß Isabella nach reifer Ueberlegung, ihren Beichtvater Ximenes zu diesem Amte zu erheben, welches sie allein zu vergeben hatte. Mit ihrer unerschütterlichen, nur auf das Gute und Große gerichteten Festigkeit führte sie diesen Entschluß durch gegen den Widerstand ihres Gemahls und gegen den noch größeren Widerwillen von Ximenes selbst. Der Papst mußte den eigensinnigen Mönch förmlich zwingen, Primas Spaniens zu werden; am 11. Oktober 1495 wurde Ximenes consecrirt. Auf dem Stuhle Carillos saß nunmehr der von ihm wenige Jahre zuvor Verfolgte und Eingekerkerte.

Als Bischof, Klosterreformator, Förderer der Wissen-

schaften und Staatsmann hat er von jetzt an während mehr als 20 Jahren Großartiges für Kirche und Vaterland geleistet. Vor Allem blieb er mitten im Reichthum arm, mitten in der Welt Einsiedler, mitten in der Pracht Ascete; die einfachste und strengste Lebensweise zeigte allezeit den Mönch mit Leib und Seele. Er ging hierin so weit, daß, ohne Zweifel auf Isabellas Veranlassung, der Papst ihn mittelst eines eigenen Breve ermahnen mußte, „auch äußerlich in Kleidung, Gefolge, und in Allem, was der Wohlstand erheischt, der Würde seines Standes gemäß sich einzurichten und zu benehmen.“ Allein unter den erzbischöflichen Gewändern behielt Ximenes auch fortan die grobe Franciscanerkutte auf seinem Leibe; auch fuhr er fort, im Ordenskleid auf dem bloßen Boden oder auf einem Brett zu schlafen. Seine Zeit war ganz ausgefüllt mit Arbeit, Gebet und Studium; seine einzige Erholung hie und da ein kleiner Spaziergang, seine einzigen Ferien die von Zeit zu Zeit wiederholte Zurückgezogenheit in ein Kloster seines Ordens, wo er sich dann den strengsten Geistes-, Gebets- und Bußübungen unterwarf.

Die erste größere politische That des Ximenes war eine wesentliche und höchst wohlthätige Erleichterung der Lasten des Volkes. Es bestand nämlich damals die in Folge der Maurenkriege nothwendig gewordene Alcabala, eine Abgabe, die nicht weniger als zehn Prozent vom Gegenstande jedes Kauf- oder Tauschvertrages betrug. Da eine vollständige Aufhebung derselben für den Augenblick nicht ausführbar erschien, so setzte Ximenes bei den Monarchen wenigstens so viel durch, daß der Gesammtertrag der Steuer in einer sehr mäßigen Durchschnittssumme fixirt und verhältnißmäßig auf die Städte und Landbezirke umgelegt wurde. Die Erhebung im Einzelnen wurde der bürgerlichen Selbstverwaltung überlassen, und auf diese Weise

nicht nur die Erhebungskosten außerordentlich vermindert, sondern auch der Steuerbeitrag selbst wesentlich herabgesetzt.

Eine ganz besonders wichtige und vielangefochtene Thätigkeit erwartete den Primas in Granada. Nach diesem Königreiche verfügten sich Ferdinand und Isabella im Spätjahr 1499, um die seit der Eroberung in mehrfacher Hinsicht bedenklich gewordenen Zustände des Landes zu prüfen und wo möglich umzugestalten.

Als Isabella ihren früheren Beichtvater Fernando de Talavera zum Erzbischof von Granada ernannte, übertrugen gleichzeitig sie und Ferdinand die oberste Leitung der politischen Verwaltung im neuerrungenen Lande dem Grafen Mendoza von Tendilla. Es wird von den Geschichtsschreibern aller Richtungen einstimmig anerkannt, daß diese beiden Männer in einträchtigem Zusammenwirken ihre hohen Aemter mit einer vorsichtigen Mäßigung, einem stets freundlichen Wohlwollen und einem festen Tacte verwaltet haben, mit welchen nicht immer und überall in der Geschichte neu eroberte Reichslande regiert zu werden pflegen. Talavera insbesondere lernte noch in hohem Alter die arabische Sprache, verlangte das Gleiche auch von seiner Geistlichkeit, und ließ den Katechismus, die Liturgie und Abschnitte des neuen Testaments ins Arabische übersetzen, um so einen tüchtigen Grund für eine friedliche Mission unter den Mauren zu legen.

Denn, wohl verstanden, so wohlwollend und klug die Regierung gegen die Mauren verfuhr, — den Gedanken ihrer Bekehrung zum Christenthum hatte sie keinen Augenblick aufgegeben oder aus den Augen verloren, und zwar ebensowohl aus Gründen der Pflicht gegenüber der geoffenbarten göttlichen Wahrheit, wie aus Gründen der Politik gegenüber der nationalen Einheit und staatlichen Wohlfahrt.

Allein das Werk der Christianisirung machte sehr langsame Fortschritte, und es scheint, daß die maurische Bevölkerung darauf bedacht war, nicht nur die gütige Behandlung der spanischen Regierung und ihrer Beamten sich zu Nutzen zu machen, sondern auch bei dieser Gelegenheit, wenn auch ohne eigenen König, den maurischen Staat im christlichen Staate möglichst ungenirt und in engster Verbindung mit ihren afrikanischen Glaubensgenossen fortzusetzen. Das war es offenbar, was die Monarchen im Jahre 1499 nach Granada führte und was sie auch bestimmte, den Großkanzler zur Unterstützung der Bemühungen Talaveras in Granada zurückzulassen, als sie selbst den Süden wieder verließen.

Wahrscheinlich auf den Rath des Ximenes war schon das Gesetz vom 31. Oktober 1499 erlassen worden, nach welchem kein Maure seinen zum Christenthum bekehrten Sohn wegen der Glaubensänderung enterben durfte, die bekehrten maurischen Mädchen aber vom Staat aus den durch die Eroberung Granadas gewonnenen Gütern ausgesteuert, aus gleicher Quelle auch bekehrte maurische Sklaven losgekauft werden sollten.

Im Geiste dieses Gesetzes entwickelte nun Ximenes eine erhöhte Thätigkeit, welche allerdings ganz das Gepräge seines glühenden Glaubenseifers an sich trug, jedoch zunächst durchaus auf friedliche und rechtmäßige Mittel beschränkt blieb. Er lud die angesehensten maurischen Priester und Gelehrten zu Religionsgesprächen ein, bewirkte eine Anzahl von Conversionen, und war schon am 18. Dezember 1499 in der Lage, 4000 Mauren an einem Tage zu taufen. Der Fortgang dieser glänzenden Erfolge erregte jedoch lauten Widerstand und tumultuarisches Geschrei von Seiten der streng gesinnten Mauren, welche den Verfall ihrer Religion über sich hereinbrechen sahen. Ximenes ließ mehrere Per-

sonen verhaften, und Einzelne wurden von seinen Untergebenen hart und unbillig behandelt. Ferner befahl er, Tausende von Exemplaren des Koran und anderer religiöser Bücher der Mauren, die ihm von Bekehrten ausgeliefert worden waren, auf öffentlichem Platze zu verbrennen. Bei diesem Anlaß ist es lustig zu sehen, wie gerade Diejenigen über den Fanatismus des Franciscaners toben, welche nicht Worte genug finden können zur Verherrlichung Martin Luthers, wenn er das canonische Recht der christlichen Kirche durch den Feuertod zu vertilgen übernimmt. Allein noch weiter ging Ximenes dadurch, daß er die von Renegaten abstammenden Mauren ohne Weiteres gewaltsam für das Christenthum in Anspruch nahm, ihnen auch bei fortgesetztem Widerstreben die Kinder wegnehmen ließ, um sie gegen den Willen der Eltern christlich erziehen zu lassen. Das ist freilich nicht so schlimm, wie wenn ein Staat Kinder gegen den Willen ihrer Eltern um ihre christliche Religion bringen oder in Zwangsschulen derart unterrichten und erziehen wollte, daß sie ihre Religion verlieren müßten.

Indessen war das Auftreten des Erzbischofs genügend, um schon in den letzten Tagen des Jahres 1499 aus Anlaß der Verhaftung einer Renegatentochter im Albaycin, dem durchaus maurischen Stadttheil Granadas, einen gewaltsamen Aufstand herbeizuführen. Ximenes ward in seinem Palaste belagert, von dem Statthalter Tendilla gewaltsam befreit, und erst nach Verlauf von neun Tagen die Ruhe wieder hergestellt. König Ferdinand, ohnedieß zu Groll gegen Ximenes geneigt, war mit des Erzbischofs Verhalten unzufrieden, und es bedurfte der persönlichen Rechtfertigung desselben am Hoflager zu Sevilla, um seine wankende Stellung wieder zu befestigen Dieß gelang ihm auch in solchem Grade, daß den Bewohnern des Albaycin die Wahl gestellt wurde zwischen Untersuchung und

Bestrafung wegen Hochverrath und zwischen dem Empfang der Taufe. Die Folge war, daß etwa 50,000 maurische Familienhäupter in der Stadt Granada und ihrer Umgebung zum Christenthum übertraten, während eine weit geringere Anzahl in die Gebirge flohen oder nach Afrika auswanderten.

Von Sevilla nach Granada zurückgekehrt, fuhr Ximenes fort, in ungestörter Eintracht mit Talavera an dem gemeinsamen Werke der Christianisirung des Landes weiter zu arbeiten. Die Meinungen der beiden Kirchenfürsten gingen nur in einem Punkte auseinander. Talavera wollte die ganze heilige Schrift für die Neubekehrten übersetzen lassen, während Ximenes diesen geistig unmündigen Neulingen des Christenthums nur Gebet- und Erbauungsbücher in ihrer Muttersprache in die Hand zu geben für rathsam hielt. Wer da weiß, welch' blödsinnigen Unfug das protestantische Sectenwesen mit Gottes Wort getrieben hat und noch treibt, der wird keinen Augenblick zögern, der Ansicht des Ximenes beizutreten, nach welcher denn auch verfahren wurde. Der edle, fromme Talavera aber war darob so wenig verstimmt, daß er vielmehr, die geistige Ueberlegenheit seines gewaltigen Amtsbruders in williger Demuth anerkennend, wiederholt in die Worte ausbrach: „Ximenes hat größere Siege errungen als Ferdinand und Isabella; denn diese haben nur den Boden, er aber hat die Seelen von Granada erobert.“

Im folgenden Jahre 1500 griffen die maurischen Bewohner der südöstlich von Granada gelegenen Alpuxarras-Alpen, wahrscheinlich gereizt durch die Nachrichten der Flüchtlinge aus Granada, zu den Waffen. Graf Tendilla und der eben zu Granada sich aufhaltende Gonsalvo de Cordova zogen gegen die Empörer aus; Ferdinand selbst mußte ins Feld rücken, nahm die Hauptfestung der Aufständischen ein, und ließ furchtbare Strafen über die Besiegten ver-

hängen. Gegen Diejenigen, welche sich freiwillig unterwarfen, wurden übrigens milde und schonende Maßregeln ergriffen. Sie mußten die Waffen und Festungen ausliefern, eine Kriegssteuer bezahlen, christliche Missionäre in ihre Mitte aufnehmen; Niemand aber ward zur Taufe gezwungen, sondern nur den sich freiwillig Bekehrenden manche Begünstigungen und Vortheile zugesichert. Die meisten Gebirgsbewohner, sowie fast die ganze Bevölkerung der Städte Baza, Guadix und Almeria empfingen noch vor Ende des Jahres 1500 die Taufe.

Dagegen brach jetzt ein neuer Aufstand aus in einem andern, dem westlich von Granada gelegenen Theil des Gebirges, der „rothen Sierra.“ Die Missionäre wurden gemordet, zahlreiche Christen gefangen und nach Afrika in die Sklaverei verkauft. König Ferdinand mußte abermals persönlich in den Krieg ziehen, und ein Theil seiner Armee wurde im März 1501 in den Engpässen des Gebirges von den Aufständischen geradezu vernichtet; auch Gonsalvos älterer Bruder Alonso de Aguilar fiel bei diesem blutigen Anlaß.

Der kommenden Rache mit Schrecken entgegensehend, suchten die Empörer selbst den Frieden. Ferdinand verlangte nur, sie sollten entweder Christen werden oder, unter Erlegung von zehn Goldgulden für den Kopf, Spanien verlassen. —

Die wenigen Auswanderungslustigen ließ Ferdinand nach Afrika überführen; es fehlte nicht an Einflüsterungen, als ob man sich nach Ablauf des königlichen Geleitsbriefes an den noch im Bereiche der Staatsgewalt befindlichen Mauren rächen dürfe; aber die katholischen Herrscher beharrten darauf, daß ihr fürstliches Wort unverletzlich und heilig bleiben müsse, sei es einem Christen oder Mauren gegeben. Der weitaus größte Theil der Bevölkerung blieb

und ließ sich taufen; bald gab es im ganzen Königreich Granada keinen ungetauften Mauren mehr.

Um diesen Stand der Dinge zu befestigen, verboten die Monarchen durch Edict vom 20. Juli 1501 den Moriscos, d. h. bekehrten Mauren Granadas allen Umgang mit ihren noch ungetauften Stammesbrüdern in den übrigen Provinzen, um sie vor der Gefahr des Rückfalls zu bewahren; und durch eine weitere Verordnung vom 12. Februar 1502 wurde allen ungetauften Mauren in den Königreichen Castilien und Leon befohlen, bis zum April des kommenden Jahres auszuwandern. Fast Alle nahmen die Taufe, wurden Heuchler und Verschwörer.

Glaube Niemand, daß ich kein Gefühl habe für diesen trauervollen Todeskampf eines dahinsterbenden Volkes, einer untergegangenen Civilisation; selbst die zweifellose Falschheit und Verkehrtheit des Islam läßt mich weder die Härten der spanischen Politik, noch die Leiden der Besiegten vergessen. Und ich erkenne willig an, daß Ferdinand und Isabella sich hier einer Frage gegenüber gestellt sahen, welche richtig und vollständig zu lösen ihnen die Einsicht und Kraft gebrach. Der Standpunkt des Ximenes war eigentlich der: die lebende Generation soll getauft werden, damit in der kommenden wirkliche Christen da seien. Dabei täuschte er sich aber sowohl in der Widerstandskraft des Mohammedanismus, als in der Vortrefflichkeit des katholischen Clerus. Ja, wenn Alle gewesen wären wie Ximenes selbst, so durchglüht von heroischem Glaubenseifer, so geläutert in ascetischem Prüfungskampf, so hochstehend auf der Himmelsleiter christlicher Tugend — dann hätte die nächste Generation ein Geschlecht überzeugter, ernsthafter Katholiken werden können. Aber mangelhaft waren, wie immer, die menschlichen Werkzeuge, und namentlich in Spanien, bei dieser Nation voll glänzender Phantasie und

leidenschaftlicher Neigung zu Pracht und Pomp, vergaß man nur zu leicht über der in das Leben eingeführten und es beherrschenden vollen Herrlichkeit des äußeren Kirchenthums die schonungslose Prüfung der Frage, ob im Innern alles Wesentliche in Ordnung sei. Man schleppte die stets verschwörerischen Moriscos und die Staatsinquisition als ihr Gegengewicht durch die Jahrhunderte fort, bis man im siebenzehnten genöthigt war, den ganzen Rest der maurischen Bevölkerung aus dem Lande zu vertreiben.

In den Jahren 1501 und 1502 war es, als die katholischen Monarchen den gelehrten Petrus Martyr, Prior der Kirche zu Granada, an den Sultan von Aegypten sandten, um die angedrohten Bedrückungen der Christen, namentlich im heiligen Lande, abzuwenden, und die Wallfahrt nach den heiligen Stätten des Erlösungswerkes sicher zu stellen. Zweifellos hatte Ximenes an dieser wohl überlegten und glänzend ausgeführten Gesandtschaft wesentlichen Antheil. Um jene Zeit geschah es auch, daß er, in der Alhambra wohnend, von einer durch seine unermüdlichen Anstrengungen verursachten lebensgefährlichen Krankheit an den Rand des Grabes gebracht wurde. Seine königliche Gönnerin ließ ihn auf das hoch und gesund gelegene Lustschloß Generalife verbringen, das noch jetzt ein Ort voll unaussprechlicher Schönheit ist. Die Salben und Kräuter einer alten Maurin sollen ihn gerettet haben, wenn es nicht die köstliche Luft der Sierra und das heilbringende Wasser der Darro-Quelle gethan hat. Vollkommen hergestellt, kehrte der rüstige Greis in sein geliebtes Alcalá zu seinen bischöflichen Pflichten und wissenschaftlichen Unternehmungen zurück.

In den nächsten Jahren hielt sich Ximenes vorzugsweise am erzbischöflichen Sitze oder in Alcalá auf, stets in engster Verbindung mit dem königlichen Hause, Antheil nehmend an allem Kreuz und Leiden, das namentlich die

Geisteskrankheit und das Familienunglück der Prinzessin Juana seiner verehrten Königin brachte.

Sie, die in ihrer von der göttlichen Gnade erleuchteten Menschenkenntniß den einfachen Mönch zu Spaniens höchster Kirchenwürde erhoben, die ihn trotz der Abneigung ihres Gemahls auch zu ihrem ersten politischen Rathgeber ernannt hatte, mußte schon im Jahre 1506 den Schauplatz ihrer Thaten verlassen. König Ferdinand selbst schrieb die Trauernachricht an den Primas, und der in Selbstbeherrschung jeder Art so unerbittlich Geübte brach bei der Kunde von diesem Verlust in laute Klagen und in Thränenströme aus. „Niemals,“ rief er, „wird die Welt eine Regentin von gleicher Geistesgröße und Herzensreinheit, von gleich warmer Frömmigkeit, von gleicher Sorge für die Gerechtigkeit erblicken.“ Dieses prophetische Wort des erhabenen Mönches dürfte wenigstens bis zum heutigen Tag zweifellos in Erfüllung gegangen sein.

Die Gründung der weltberühmten Hochschule des Ximenes zu Alcalá, sein großartiges Unternehmen der Polyglotten-Bibel, einer Darstellung der heiligen Schrift alten und neuen Testaments in ihren verschiedenen Ursprachen nach den wichtigsten, seltensten und kostbarsten Handschriften, seine Thätigkeit als Reformator der Welt- und Ordensgeistlichkeit, dies Alles sind Gegenstände vom höchsten, geschichtlichen, wissenschaftlichen und katholischen Interesse, die aber leider nicht zur Aufgabe dieser Schrift gehören. Ich mußte mich darauf beschränken, Ximenes als Isabellas auserwählten Priester und höchsten Staatsmann mit kurzen Zügen zu zeichnen. Sein großer Antheil an der Leitung der Geschicke Spaniens nach ihrem Tod muß an einer späteren Stelle kurz geschildert werden.

Die Art, wie Isabella diesen ihren treuen, heiligmäßigen Diener kennen lernte, die unverbrüchliche Anhäng-

lichkeit, mit welcher sie ihm in allen Wechseln der Ereignisse bis zu ihrem Tode zugethan blieb, bilden einen der schönsten Züge, eine wahre Zierde in Isabellas Leben und Charakter.

Und Ximenes selbst, wie ragt er als ein wahrer geistiger Riese vor unsern Augen über sein Jahrhundert empor. Ausgerüstet mit der ganzen Bildung und Gelehrsamkeit der Zeit, aber von keinem ihrer sittlichen Schäden berührt; ausgestattet mit aller gewaltigen Willenskraft, eisernen Consequenz, durchdringenden Einsicht und überlegenen Beobachtungsgabe des vollendeten Staatsmannes, aber frei von jedem irdischen Ehrgeiz und von jeder persönlichen Leidenschaft; treu ergeben dem königlichen Hause, aber unerbittlich innehaltend an der Grenzmarke, wo Gottes Gebot den Menschengehorsam abschließt, ein begeistert patriotischer Sohn seines Vaterlandes, aber vor Allem und über Alles Katholik und Priester — so steht er vor uns, selbst Isabellas wunderliebliche Gestalt für Augenblicke in den Hintergrund drängend oder in Schatten hüllend, als ein glänzender Beweis für die Wahrheit, daß nicht „der König und der Dichter" es sind, welche „wandeln auf der Menschheit Höhen," sondern der k a t h o l i s c h e M ö n c h. Ja, der katholische Ordensmann, die katholische Ordensfrau sind die reinsten und lieblichsten Blüthen am großen Baume der Menschheit; sie bilden den Uebergang aus der Welt des Fleisches in jene des Geistes, aus der kalten Nebeldämmerung der irdischen Atmosphäre in den ewig heitern, unendlich schönen und makellosen Lichtglanz, der den Thron des ewigen Gottes umwogt.

Nur zwei Vorwürfe sind es im Grunde, die selbst von den Gegnern auf Ximenes geschleudert werden: G l a u b e n s f a n a t i s m u s wird ihm zur Last gelegt und S t a a t s a b s o l u t i s m u s. Wer die Geschichte unserer Tage betrachtet, der sollte meinen, die eine dieser Tendenzen schließe

die andere aus, beide zugleich könnten nicht in dem nämlichen Menschen vereinigt sein. Wenn man aber auch eine solche Möglichkeit für gewisse Fälle und unter gewissen Bedingungen zugeben will, so ist dennoch der eine wie der andere Vorwurf gegenüber dem großen Cardinale unbegründet. Denn bei den Feinden der Kirche hat allezeit die entschiedene Ueberzeugung von der ausschließlichen und vollständigen Wahrheit und Vortrefflichkeit des Christenthums und das dieser Ueberzeugung entsprechende Handeln Fanatismus geheißen. Der Katholik muß Propaganda treiben, und vor Allem muß dieß der katholische Bischof und der katholische Staatsmann thun. Die Gegner thun es nicht minder. Was aber den Vorwurf absolutistischer Neigungen betrifft, so hat Ximenes nur die staatliche Ordnung zu stärken und zu befestigen gesucht. Dabei mußte er natürlich, vorzugsweise in der letzten Periode seines Lebens, die gedankenlos selbstsüchtigen Gelüste gewisser Richtungen innerhalb des spanischen Adels mit seinem ehernen Arme niederhalten. Der Staat, welchen Ximenes wollte, war der Staat des ganzen Volkes; und in diesem Sinne steht der große Mann, weit entfernt von Absolutismus oder Obscurantismus jeder Art, im Gegentheil als ein, freilich katholisch gemäßigter, Freiheitsmann an der Schwelle der Neuzeit da. Wie viel und wie Vielerlei könnten von Ximenes die Staatsmänner der Gegenwart lernen, wenn sie nur wollten! Und wie bald würde sein schönes, hartgeprüftes Vaterland den früheren Rang in der Geschichte Europas wieder einnehmen, wenn Gott in seiner Barmherzigkeit ihm wieder einmal einen Mann senden wollte von gleichem Geiste und von ähnlicher Kraft, wie der alte Franciscaner. „In der ganzen Geschichte," sagt der Engländer Robertson, „erscheint Ximenes als der einzige Premierminister, den die Zeitgenossen als einen Heiligen verehrten,

und dem ein Volk, das unter seiner Regierung stand, die Macht zuschrieb, Wunder zu thun.“ Und ein neuerer spanischer Forscher fügt hinzu: „Ximenes verstand es, in seiner Person die Tugenden des frömmsten Mönches, des eifrigsten Bischofs und des vollendetsten Staatsmanns zu vereinigen.“ Möge er, wenn sein Geist in Gottes ewiger Herrlichkeit lebt, wie wir hoffen dürfen, möge er bitten für sein vielleicht schuldbeladenes, jedenfalls aber tief gesunkenes und gedemüthigtes, unglückliches Vaterland!

VII.

Amerika.

Das großartige, außerordentliche Ereigniß der Entdeckung Amerikas gehört bekanntlich ganz vorzugsweise der Regierung Isabellas und Ferdinands an. Sowohl die Monarchen, als auch der geniale Held Colombo waren auch bei dieser welthistorischen That ganz erfüllt von den Beweggründen und von den geistigen Zielen des Katholicismus. Auffindung eines westlichen Seeweges nach Ostindien, Bekehrung der Heiden Ostasiens, und von dort aus Wiedereroberung des heiligen Landes, das waren die Ideen, für welche Columbus lebte und starb, das die Ziele, für welche Isabella den kühnen Abenteurer unterstützte, für welche sie mitten in dem Waffenlärm vor Granada Auge und Herz offen behielt.

Freilich, das Ergebniß hat die Ahnungen aller mitwirkenden Personen unendlich weit übertroffen; wie weit, das wird erst eine lange und ferne Zukunft in vollem Umfang enthüllen. Der Protestantismus hat es in seiner Selbstüberhebung gewagt, die Wichtigkeit seiner Entstehung

in Vergleich zu ziehen mit der ihm nur kurz vorangegangenen Entdeckung der neuen Welt: aber der gesammte deutsche und außerdeutsche Protestantismus mit allen seinen Bastardrassen wird längst dahin gegangen sein, wohin seine Vorgänger, die Arianer, mit ihren zahlreichen Vor- und Nachtretern allesammt gegangen sind; in Amerika aber wird die römisch-katholische Kirche wachsen und blühen und das ihr von Gott anvertraute Werk der Civilisation auch in der westlichen Erdhälfte weiter führen.

Nicht leicht ist ein geschichtlicher Gegenstand zu finden, der reicher wäre an überraschenden Aussichten, an glänzenden Erscheinungen, an furchtbaren Thaten, an entsetzlichen Verbrechen, als die Entdeckung Amerikas. Allein auf all' diese Pracht des Gegenstandes, und auf alle Vortheile der Darstellung desselben muß ich Verzicht leisten. Denn es ist meine Aufgabe beschränkt auf die Zeichnung eines Lebensbildes von Ferdinand und Isabella; und wenn ich eine einzige kleine Ausnahme machte zu Gunsten ihres ersten Staatsmannes Ximenes, so geschah es beinahe mit demselben Grund und Recht, mit welchem die Geschichtschreiber der Zukunft den Kaiser Wilhelm I. nicht werden behandeln können, ohne ziemlich Viel von dem Fürsten Bismarck zu reden. Die Lebensgeschichte des Christoph Columbus dagegen, die Geschichte seiner Entdeckungen und der Fahrten so vieler anderer kühner Seemänner jener Zeit, bleibt als Gegenstand einer selbstständigen Darstellung ausgeschlossen von dem Plane dieses Büchleins. Hier werfen wir nach Amerika nur insofern einen raschen Blick, als Isabellas persönliche Theilnahme an der Entdeckung, ihre Politik gegenüber den neu gewonnenen Pflanzstaaten, und überhaupt das spanische Staatsinteresse in Frage kommt.

Der merkwürdige Mann, welchen Gott zum Entdecker

Amerikas ausersehen hatte, und von welchem man trotz aller gelehrten Forschung bis auf die heutige Stunde noch nicht einmal das Geburtsjahr mit voller Bestimmtheit kennt, war mit der Gewißheit eines Propheten erfüllt von dem Gedanken, daß man, von den westlichsten Gestaden Europas direkt nach Westen steuernd, Ostasien erreichen und dort unendlich reiche Quellen von Macht, von Handelsvortheilen, und vor Allem von Ausbreitung des Christenthums entdecken müsse. Seine mit allem Zauber seemännischer Poesie erfüllte und im Glanz einer urkräftigen südländischen Mannesnatur leuchtende Phantasie war beinahe unwiderstehlich für Jeden, der sich seiner Persönlichkeit näherte. Er hatte am portugiesischen Hof, dem er, der genuesische Seemann, seine Pläne zuerst angetragen, bittere Enttäuschung und Kränkung erfahren; er wandte sich nach Spanien zu einer Zeit, wo man ihm auch hier kaum etwas Anderes, als eine ablehnende Antwort, prophezeien konnte. Er kam nach Spanien mitten in der Zeit des großen Kampfes um Granada, während alle Thätigkeit des Herrscherpaares, alle Kraft der Nation mit äußerster Anstrengung gerichtet war auf die endgiltige Vernichtung der ungläubigen Fremdherrschaft über die spanische Erde. In diesem Augenblicke Staatsmittel verlangen für ein Unternehmen, welches der damaligen Welt ebenso abenteuerlich vorkommen mußte, wie uns etwa eine Reise in den Mond, das war ein Einfall, der nur in der glaubenskühnen, großartigen Seele des Columbus entstehen konnte. Uebrigens zeigt dieser Einfall auch, daß man schon um jene Zeit in der öffentlichen Meinung gerade bei Isabella und Ferdinand die Neigung und Befähigung zu jeder ruhmwürdigen, entschlossenen und außerordentlichen Unternehmung mehr, als bei irgend einem andern Monarchen Europas voraussetzte.

Und man täuschte sich nicht. Unmittelbar ist es

freilich ein Diener und Mönch der katholischen Kirche gewesen, der Prior Juan Perez de Marchena im andalusischen Kloster la Rabida, der zuerst den Columbus würdigte und verstand. Allein Bischof Talavera, damals noch Isabellas Beichtvater, war ebenso wie die wiederholten Commissionen, denen Isabella die Prüfung der wunderbaren Entdeckungsplane übertrug, sehr weit entfernt von einem hoffnungsvollen oder gläubigen Eingehen auf die abenteuerlich aussehende Sache. Inzwischen hatte Columbus während mehrerer Jahre das spanische Hoflager im maurischen Kriege begleitet, und erst im Jahre 1491, des langen Aufschubs müde, sich zum Uebertritt nach Frankreich entschlossen. Da bewirkte der schon genannte Juan Perez eine nochmalige ernste Erwägung der Sache durch Isabella selbst. Sie, die Edle und Herrliche, allem Großen und Erhabenen von Herzen zugeneigt, sah auch in diesem Falle, wie gewöhnlich, weiter als ihre ganze Umgebung. Die Aussicht, für die Verbreitung des Reiches Gottes auf Erden etwas Großes thun zu können, war bei ihr das Entscheidende, und sie befand sich in diesem Punkte sicherlich in Uebereinstimmung mit dem 'göttlichen Willen selbst. Auch diesmal hatte sie die kalte und prosaische Natur ihres Gemahls zu überwinden, dessen Thatkraft an der Klippe des Geldbeutels stranden wollte. Die heroische Königin gewann den Sieg, indem sie das Unternehmen des Columbus auf ausschließliche Rechnung der Krone Castilien nahm und sich bereit erklärte, für dasselbe ihre Juwelen zu verpfänden, wenn der spanische Staatsschatz nicht mehr reich genug sei.

Und jetzt kam im Lager zu Santa Fé, wenige Monate nach der Einnahme Granadas, am 17. April 1492 zwischen dem spanischen Monarchenpaar und dem genuesischen Abenteurer jener merkwürdige Vertrag zu Stande, durch welchen das Interesse der spanischen Monarchie unzweifelhaft

geschädigt wurde, weil bei Abschluß der Uebereinkunft in der That kein einziger Mensch, selbst Columbus nicht ausgenommen, auch nur die entfernteste Ahnung von dem hatte, was nach dem Rathschluß der Vorsehung aus dieser Entdeckungsreise werden sollte. Ferdinand und Isabella ernannten nämlich den Christoph Columbus zu ihrem Admiral, Vicekönig und Oberbefehlshaber aller Inseln und Festlande, die er entdecken würde, gewährten ihm das Recht auf ein Zehntheil aller Erzeugnisse, alles Handels- und sonstigen Gewinns innerhalb der zu entdeckenden Länder und, wenn er den achten Theil der Ausrüstungskosten tragen würde, auch noch den Anspruch auf ein weiteres Achtel aller soeben bezeichneten Vortheile. All' diese Würden, Rechte und Privilegien wurden ihm und seinen Erben auf ewige Zeiten zugesichert.

Mit diesem Vertrag in der Hand, und von der Königin kräftigster Hilfe bei seiner Ausrüstung unterstützt, segelte Columbus am 3. August 1492 mit drei kleinen Schiffen von Palos ab, und entdeckte zunächst die westindischen Inseln. Am 15. März 1493 betrat er den spanischen Boden wieder in dem nämlichen Palos, von welchem er, jetzt der Held seiner Zeit, ein halbes Jahr zuvor unter den Verwünschungen der gesammten Bevölkerung ausgezogen war.

Ferdinand und Isabella empfingen den glücklich und ruhmvoll Zurückgekehrten, der sich durch Menschen und Bodenerzeugnisse nie gesehener Art als Bringer einer neuen Welt auswies, im April 1493 zu Barcelona. Mit ihrem hoffnungsvollen Sohne Johann unter dem Thronbaldachin sitzend, im vollen Glanze ihres Herrscherruhmes und in der Fülle ihrer Lebenskraft und ihres Lebensglückes, begrüßten sie in der herrlichen catalonischen Hauptstadt den Mann, welcher eine halbe Erde zu ihren Füßen legte; — nicht ahnten weder sie, noch er, welche Anzahl entsetzlicher Ver-

brechen, welche Anhäufung des furchtbarsten menschlichen Elends sich an diese Entdeckung anreihen sollte. Columbus ward mit beinahe königlichen Ehren empfangen; die ruhmvollsten Herrscher der Zeit erhoben sich bei seiner Ankunft und luden ihn ein, sich mit ihnen niederzusetzen. Nichts störte zunächst das beste Einvernehmen. Ferdinand hoffte auf reiche Schätze, Isabella auf leichte und Gott wohlgefällige Bekehrung der treuherzigen, unverdorbenen Urbewohner dieser allgemein und zweifellos zu Asien gerechneten Länder.

Indessen waren die Monarchen ernsthaft und denkend genug, um der ganzen Angelegenheit sofort und von jetzt an ununterbrochen ihre politische Aufmerksamkeit zuzuwenden. Schon jetzt wurde unverzüglich eine eigene Centralbehörde zur Leitung der „indischen Angelegenheiten“ ernannt, welche zunächst aus einem Präsidenten und zwei Räthen bestehen sollte. Die Vorstandsstelle wurde erstmals dem Archidiaconus von Sevilla, Namens Juan de Fonseca, anvertraut.

Er war ein schonungsloser Vertreter des wirklichen oder angeblichen spanischen Staatsinteresses gegenüber dem Fremdling aus Genua; unter ihm wurde das nachher so berühmte Haus des indischen Amtes in Sevilla und das Zollhaus in Cadiz ins Leben gerufen, überhaupt der neue Regierungszweig vollständig organisirt. Der Verkehr mit den neuen Ländern wurde nur den Spaniern, auch ihnen nur unter strenger amtlicher Controle und Beschränkung, gestattet. Andererseits wurde vom Mutterlande aus der Colonie Alles geschickt, was sie brauchen konnte, vom Missionär herab bis zur geringfügigsten Waare. Die Gesinnung und Politik der Monarchen gegenüber den Indianern wurde in einer Weise ausgesprochen, wie sie Isabellas durchaus würdig erschien. Der Admiral sollte sich aller Zwangsmittel

enthalten, die Eingeborenen wohlwollend und liebreich behandeln, ihnen alle möglichen Dienste leisten und Geschenke machen, auch Jeden exemplarisch züchtigen, der ihnen das geringste Unrecht zufüge. Columbus selbst war durchaus ebenso gesinnt.

Ferdinand und Isabella, durchdrungen von dem Zwecke der Heidenbekehrung als Hauptgegenstand ihrer Unternehmung, wandten sich an den heiligen Stuhl wegen Bestätigung in dem Besitze der neuen Länder, namentlich mit Rücksicht auf die gleichzeitigen Entdeckungsreisen der Portugiesen. Der heilige Stuhl kraft seiner höchsten geistlichen Gewalt und seiner schiedsrichterlichen Stellung unter den christlichen Mächten, einer Stellung, deren Fortbestand für die heutige Welt zweifellos eine große Wohlthat sein würde, wies der spanischen Nation alle Entdeckungen hundert Leguas westlich von den Azoren und den Cap Verde'schen Inseln zu.

Ausgerüstet mit den weitgehendsten Vollmachten, aber leider auch mit einer großer Schaar gewissenloser und genußsüchtiger Abenteurer, zog Columbus am 25. September 1493 von Cadiz aus auf seine zweite Reise, welche die für Spanien bis zur heutigen Stunde so verhängnißvolle nähere Entdeckung Cubas brachte. Während derselben kam nach langen und bedrohlichen Unterhandlungen zwischen Spanien und Portugal der Vertrag von Tordesillas am 7. Juni 1494 zu Stande, durch welchen die spanische Entdeckungslinie auf 370 Leguas westlich von den Cap Verde'schen Inseln hinausgesetzt wurde. Dieser Vertrag entschied die portugiesische Geschichte Brasiliens, die spanische des übrigen Mittel- und Süd-Amerika.

Als Columbus im Jahr 1496 von seiner zweiten Reise zurückkehrte, war der poetische Nimbus schon zerstört, welcher wenige Jahre zuvor seine That in den Augen der Zeitgenossen verherrlicht und die Menschen vorübergehend

mit einem Anflug höherer und edlerer Beweggründe erfüllt hatte. Die wüste Sucht, ohne Arbeit Gold zu gewinnen, hatte sich derselben bemächtigt; Amerika wurde der Gegenstand des spanischen Gründungsschwindels, und der Charakter der Nation sog Gift um Gift aus der neuen Welt. Der Mangel aller sittlichen und christlichen Zwecke in den Gemüthern der Meisten, die nach Amerika gingen, brachte einerseits aufrührerisches Murren gegen den Admiral, andrerseits lieblose, schamlose und gewaltthätige Behandlung der Eingebornen hervor. Das Colonisationswerk auf Hispaniola wollte nicht gedeihen, Columbus wurde seines Lebens und Wirkens keinen Augenblick froh, und die spanischen Herrscher wurden unausgesetzt bestürmt mit den bedrohlichsten Klagen und Beschwerden gegen den angeblich nach souveräner Alleinherrschaft strebenden Genueser, dem sie so schrankenlose Gewalt verliehen hatten und der offenbar das Zauberwort nicht besaß, um die bösen Geister in den Herzen der ihm untergebenen Spanier zu bannen. Es ist wohl zweifellos, daß in des Admirals großer Seele auch nicht der leiseste Schatten einer Illoyalität aufgestiegen ist gegen die Herrscher, denen er nächst Gott sein ganzes Werk verdankte; auch war sein Empfang im Jahr 1496 ausgezeichnet durch Beweise der höchsten königlichen Gunst. Allein die Staatsmittel waren gerade damals sehr erschöpft, Fonseca arbeitete mit Mißgunst und Widerwillen, und um dem Admiral die nöthige Mannschaft zu seiner dritten Reise zu verschaffen, entschloß sich Isabella zu der nie genug zu beklagenden Maßregel, eine Anzahl zu diesem Zwecke begnadigter Sträflinge unter die Befehle des Entdeckers zu stellen. Es läßt sich leicht denken, von welchen Grundsätzen solche Menschen in ihrem Verkehr mit den armen, hilflosen Eingeborenen Westindiens ausgingen, wie alle edlen und erhabenen Absichten Isabellas und ihres Admi-

rals durch dieses Gesindel zu nichte gemacht wurden; und man darf in der That behaupten, daß alles Schauderhafte und Unerhörte, was die spanische Herrschaft in Amerika sich ganz unzweifelhaft hat zu Schulden kommen lassen, auf jene grundverkehrte Regierungshandlung als auf ihre eigentliche Quelle zurückzuführen ist.

Columbus traf, als er im Jahre 1498 Amerika zum dritten Mal betrat, die Colonie auf Hispaniola bereits in Aufruhr und Zerrüttung schlimmster Art, und seine neuen Ankömmlinge konnten die Verhältnisse nur noch mehr vergiften. Die gewaltsame Verwendung der Eingebornen zum Dienste der Spanier in Landbau und Bergwerk (die s. g. Repartimientos) begann schon jetzt, und während die Eingebornen namenlos unglücklich wurden, waren die Entdecker nicht weniger unzufrieden mit Allem was Columbus that.

Isabella selbst war keineswegs einverstanden mit dem in ihrem Jahrhundert allgemein als giltig angenommenen Institut der Sklaverei, welches Columbus auch in Amerika nicht entbehren zu können glaubte; ihr Herz war erfüllt von christlicher Nächstenliebe und von warmem Mitleiden für die unglücklichen, auf Befehl oder mit Erlaubniß des Admirals als Sklaven nach Europa gebrachten Eingebornen, und sie befahl im Jahre 1500, dieselben freizulassen, indem sie nicht ohne Entrüstung ausrief: „Aus welcher Machtvollkommenheit wagt es der Admiral, so mit meinen Unterthanen zu verfahren?“ Zugleich entschlossen sich die Monarchen nach langem Zögern, in der Person des Don Francisco de Bobadilla einen außerordentlichen Bevollmächtigten mit sehr weitgehenden Befugnissen nach Amerika zu senden, um dem Grund oder Ungrund der gegen Columbus sich immer mehr anhäufenden Klagen auf die Spur zu kommen.

Erwägt man, wie furchtbar weit nach den damaligen Schifffahrts- und Verkehrs-Verhältnissen Amerika noch von Spanien war, so muß man sagen, daß die Herrscher gar nicht anders handeln konnten; und wenn sie überhaupt auch durch Columbus sich in ihrer souveränen Stellung nicht wollten beeinträchtigen lassen, wenn sie auch ihm gegenüber selbst dem geringsten Unterthan seinen Rechtsschutz angedeihen ließen, so thaten sie offenbar nur, was ihre Regentenpflicht war. Der große Fehler bestand nur darin, daß sie sich gänzlich täuschten in der Person ihres außerordentlichen Commissärs. Eng und beschränkt in seinen Ansichten, lieblos und selbstsüchtig in seinen Absichten, parteiisch und voreingenommen in seiner Meinung von Columbus, trug Bobadilla alle großen Fehler des spanischen Nationalcharakters jener Zeit an sich, ohne die heroischen Seiten desselben zu besitzen. Indem er den Entdecker Amerikas in Ketten nach Europa schickte, überschritt er alle seine Vollmachten zweifellos, und that Etwas, woran Isabella und Ferdinand sicherlich niemals gedacht haben. Bei seiner Ankunft in Europa setzten sie ihn unverzüglich in Freiheit, und empfingen ihn am 17. Dezember 1500 mit königlicher Huld. Es ist bezeichnend für Isabellas hohen sittlichen Werth, daß auch Columbus, wie alle besseren Zeitgenossen, ganz vorzugsweise auf die Königin vertraute, daß er von ihr mit aller Gewißheit sein Recht erhoffte, daß er zu ihr gleich einem Engel der Güte und des Wohlwollens emporsah. Auch hat sie ihn nicht getäuscht; sie wußte den großen Mann zu unterscheiden von der niedrigen Masse, und selbst da, wo sie ihm nicht beistimmen konnte, behandelte sie ihn gewissermaßen auf dem Fuße der Ebenbürtigkeit, die im Reiche des Geistes zwischen den auserlesenen Werkzeugen Gottes gilt. Sie schämte sich nicht, den mißhandelten Mann mit Thränen in ihren liebevollen Augen zu em-

pfangen, und der stahlharte Seemann sank laut weinend zu den Füßen seiner königlichen Gönnerin.

Allein mit der Beseitigung der ihm persönlich zugefügten Schmach und Unbill war keineswegs in der Sache selbst Alles so abgethan, wie Columbus hoffte und wünschte. Mit gutem Grunde hielten die Monarchen es für unrathsam, den Genueser in seine volle Herrschaft über die spanischen Besitzungen in Amerika wieder einzusetzen. Isabella, durch die unzweifelhaften Vertragsrechte des Columbus in ihrem Gewissen beunruhigt, wollte offenbar seine Stellung nur so lange unterbrechen, bis jenseits des Meeres Ruhe und Ordnung in den Colonien wieder hergestellt wäre. Der kalte und minder ängstliche Ferdinand dagegen erkannte schon damals wahrscheinlich sehr klar, daß man dem Admiral Zugeständnisse gemacht habe, die sich mit dem Wesen der staatlichen Souveränetät nicht wohl vereinbaren ließen; und da nach dem Charakter des Columbus von dessen Seite ein Verzicht auch nur auf das geringste Titelchen seiner Rechte niemals zu erwarten war, so beschloß Ferdinand ohne Zweifel, dem Genueser einfach nicht Wort zu halten, sondern sich in seinen Handlungen lediglich durch das spanische Staatsinteresse leiten zu lassen. Diese, das rechte Maß überschreitende, in entschiedene Ungerechtigkeit ausartende Handlungsweise konnte aber Ferdinand erst mit Erfolg zur Geltung bringen, als Isabella von der Erde geschieden war.

Jetzt schickten die Monarchen für's Erste den Don Nicolas de Ovando als Statthalter nach Westindien. Als Jugendgespiele des verewigten Prinzen Juan erzogen, stand er noch jetzt in seinen Mannesjahren hoch in der königlichen Gunst; er war ein Mann von Talent und Geschäftskenntniß, aber ohne Herz, und stand in Bezug auf Columbus mit schroffer Einseitigkeit auf dem ausschließlich spani-

schen Standpunkte. Es ist zwar richtig, daß der Admiral sowohl den Spaniern gegenüber, die er ohne alle Rücksicht auf Standesverhältnisse zur Arbeit zwingen wollte, als den Eingebornen gegenüber, die er unter das Joch der Sklaverei beugte, das richtige Maß überschritten und große Fehlgriffe begangen hatte; auch war die Nationaleifersucht zwischen ihm und den Spaniern auf keine Weise zur Ruhe zu bringen und man konnte im Allgemeinen als erwiesen annehmen, daß Columbus zwar ein großer Glaubensheld und Seefahrer, aber kein glücklicher Administrator sei. Allein Ovando gab ihm auch da Unrecht, wo er zweifellos Recht hatte, sogar in seinen privatrechtlichen Ansprüchen. Und die politisch-administrativen Angelegenheiten der Colonie standen und wurden unter Ovando durchaus nicht besser; denn auch er, wie Bobadilla, ging keineswegs aus von den Grundsätzen des Christenthums, der Gerechtigkeit und Menschenliebe, welche seine Herrscherin erfüllten, sondern von den Grundsätzen grausamer, menschenverachtender Herrschsucht und gewissenlosester Habsucht.

Nachdem Ovando am 15. Februar 1502 mit einer prachtvoll ausgerüsteten Flotille nach Amerika abgesegelt war, rüstete sich Columbus, der schon auf seiner dritten Reise das amerikanische Festland betreten hatte, zu seiner vierten und letzten Fahrt, unerschütterlich beharrend auf der Ueberzeugung vom Vorhandensein einer Durchfahrt nach Ostindien. Er wurde bei diesem Unternehmen von der Regierung fast so spärlich unterstützt, wie bei seiner ersten Reise; doch erfreute ihn vor der Abfahrt ein königliches Handschreiben, welches alle gegen ihn eingegangenen vertragsmäßigen Verpflichtungen, namentlich auch die Erblichkeit der ihm verliehenen Würden, abermals und feierlich anerkannte. Als ein bezeichnender Zug von Isabellas Zartsinn und Edelmuth muß erwähnt werden, daß sie die

beiden Söhne des Admirals, Diego und Fernando, welche dem Dienste des Prinzen Johann zugetheilt gewesen waren, nach dessen Tod unter die Zahl ihrer eigenen Pagen aufgenommen hatte.

Nach einer langen Reihe entsetzlicher Strapazen, Mißgeschicke, vereitelter Hoffnungen und fehlgeschlagener Unternehmungen kehrte Columbus, alt und gebrochen, nach Spanien zurück, wo er am 7. November 1504 im Hafen San Lucar sich ausschiffte. Er kam gerade recht, um die Nachricht von dem kurz darauf erfolgten Tode seiner huldvollen königlichen Gönnerin zu empfangen. Von jetzt an war der schwergeprüfte Held für den kurzen Rest seines Lebens auf König Ferdinands gleichgiltige, wo nicht unfreundliche Gesinnung angewiesen.

Zu Isabellas Lob kann man schwerlich etwas einfach Schöneres und zugleich Gerechteres sagen, als die ruhigen und tief empfundenen Worte, welche Columbus kurz nach ihrem Tode an seinen Sohn Diego über die entschlafene Königin geschrieben hat: „Ihr Leben war stets katholisch und tugendhaft," sagt der Admiral, „und sie war immer bereit zu Allem, was Gottes heiligem Dienste zum Vortheil gereichen konnte; weßhalb wir auch zuversichtlich hoffen dürfen, daß sie jetzt, weit entfernt von den Angelegenheiten dieser stürmischen und drangsalvollen Welt, in der Herrlichkeit Gottes ruht."

Schwer gepeinigt von Gichtleiden, suchte der zusammenbrechende Columbus seine vielfach gekränkten Vertragsrechte durch seinen Sohn Diego bei König Ferdinand geltend zu machen, aber ohne Erfolg. Im Mai 1505 brachte er es endlich dahin, sich dem Könige in Segovia selbst vorzustellen. Ferdinand war viel zu sehr Monarch und Cavalier, um den erhabenen Greis nicht mit Anstand und rücksichtsvoller Höflichkeit zu empfangen; er gab ihm jedoch zu ver-

stehen, daß er ihm in Castilien seine besondere Gunst zuwenden wolle, was, aus Ferdinands diplomatischer Sprache in das gewöhnliche Spanisch übersetzt, nichts Anderes bedeuten konnte als die feste Entschlossenheit des Königs, seinem gekränkten Admiral in Bezug auf Amerika keinerlei Zugeständnisse von Bedeutung zu machen. Und dabei verblieb es denn auch; Ferdinand war mit Ovandos Verwaltung um so mehr zufrieden, da sie ihm bedeutende Summen in den Staatsschatz lieferte und sich gerade wegen ihrer unmenschlichen Härte der vollen Sympathie des spanischen Gesindels in Amerika erfreute; keine Klage tönte jetzt mehr von dort her an Ferdinands Ohr, und er dachte nicht daran, dem Columbus oder seinen Söhnen die Herrschaft über die amerikanischen Besitzungen abermals zu übertragen. Er wünschte, Columbus möchte seine Ansprüche, auch die privatrechtlichen, gegen andere ihm in Castilien zu überweisende Güter und Würden vertauschen; und da der Admiral über diesen Punkt nicht zu sprechen war, so scheute sich Ferdinand nicht, ihm sogar in Bezug auf seine rechtmäßigen Einkünfte keine Gerechtigkeit zu verschaffen. Noch richtete Columbus bei der Ankunft der jungen Herrscher Philipp und Johanna ein Bewillkommnungsschreiben an diese; allein er kam mit ihnen nicht mehr in Berührung, sondern starb am Himmelfahrtsfeste (20. Mai 1506). Sein Tod befreite den König von einem lästigen Mahner; für die spanische Politik in Amerika hatte er schon bei Lebzeiten aufgehört von irgend welcher Bedeutung zu sein.

Auf diese überseeische Politik selbst jedoch müssen wir noch einige Blicke werfen, und zwar mit besonderer Rücksicht auf die Stellung, welche die katholische Kirche gegenüber den Eingeborenen genommen hat.

Ferdinand und Isabella nebst ihrem Sohne Juan hatten bei der Taufe der ersten von Columbus nach Europa

gebrachten Indianer Pathenstelle übernommen; sie säumten nicht, die erste der Pathenpflichten an dem ganzen Volke zu erfüllen. Als Columbus seine zweite Reise antrat, begleiteten ihn zwölf Ordens- und Weltpriester als Missionäre unter der Leitung des Benedictiner-Abtes Bernhard Boyl; die Leistungen dieser Mission waren aber gering, und Boyl selbst scheint hieran nicht ohne alle Schuld gewesen zu sein; er nahm in ungerechter Weise Antheil an den Parteiungen gegen Columbus, und kehrte schon nach einem Jahre mit mehreren seiner Genossen nach Spanien zurück. Die Laster und Grausamkeiten der Spanier, die verkehrte und sinnlose Aeußerlichkeit, mit welcher gar Viele unter ihnen die religiösen Dinge behandelten, trugen an dem Scheitern der ersten Missionen weit größere Schuld, als die Eigenthümlichkeiten der Indianer.

Eine neue Glaubensbotschaft ging mit Ovandos Flotte im Jahr 1502 nach Amerika. Unter den zehn Franciscanern, welche diese Mission gebildet haben sollen, befand sich auch Francisco Ruyz, der Freund und Hausgenosse des Cardinals Ximenes, welch letzterer an dieser Sendung zweifellos den größten Antheil hatte. Auch Ovando war von Isabella dringend ermahnt worden, auf die friedliche Bekehrung der Indianer und auf die gründliche Unterweisung derselben im katholischen Glauben das Hauptgewicht zu legen. Was aber er und seine Missionäre in dieser Richtung Gutes thaten, das vernichteten sie wieder durch die vielfachen und grausamen Mißhandlungen der Eingebornen beim zwangsweisen Feld- und Bergwerksbau, in Folge derer die Indianer auch die Religion ihrer Peiniger zu hassen und zu verabscheuen anfingen. Isabella, erst spät zu einer Ahnung der wahren Sachlage gelangend, beschwor ihren Gemahl noch auf dem Todbette um Ovandos Absetzung. War es doch schon so weit gekommen, daß ein

indianischer Häuptling feierlich erklärte, nicht einmal in den Himmel wolle er kommen, wenn auch dort Spanier seien.

Als sich unter der Leitung der Staatsgewalt die Mißhandlung der Indianer und die Verkennung ihrer Menschenwürde immer mehr steigerte, da traten die Priester der katholischen Kirche, vorzugsweise der berühmte Las Casas, welcher im Jahre 1502 nach Amerika gekommen war, und die Mönche aus dem Dominikaner-Orden unabhängig von der Regierung mit den Mitteln des Geistes und der Religion, auf den Kanzeln und in den Beichtstühlen, für die Sache der Freiheit und der Gerechtigkeit ein. Sie waren sich dabei zugleich wohl bewußt, auch so recht eigentlich im Geiste der dahingeschiedenen Monarchin zu handeln. Die Dominikaner verweigerten Jedem die Spendung der Sakramente, der einen Indianer als Sklaven besitze, und traten namentlich, als Diego, der ältere Sohn des Columbus, im Jahre 1508 an Ovandos Stelle endlich von Ferdinand als Statthalter nach Amerika gesandt worden war, diesem und seinen harten Regierungsgrundsätzen gegenüber mit der furchtlosesten Entschiedenheit auf. Die Franciscaner schlossen sich damals mehr den Grundsätzen der Regierung an, und König Ferdinand ließ eine Commission von Staatsmännern, Rechtsgelehrten und Theologen einsetzen, um die beiderseitigen Standpunkte zu prüfen. Diese Junta bekannte sich in ihren Beschlüssen ganz entschieden zu den von der seligen Königin befolgten und noch in ihrem letzten Willen ausgesprochenen Grundsätzen; die Indianer wurden für frei und im vollen Besitz aller Menschenrechte befindlich erklärt.

Diesem Siege des correcten kirchlichen Standpunktes entsprach leider abermals nicht die Praxis der allzeit herrschsüchtigen Staatsgewalt. Ferdinand befahl zwar im Jahre

1512 abermals die gute Behandlung der Indianer, erlaubte aber, wenigstens die Menschenfresser zu Sklaven zu machen, und erklärte im Jahre 1513 die Repartimientos und Zwangsarbeiten für zulässig, indem er zugleich den Dominikanern größere Mäßigung in ihrem Auftreten anbefahl.

Nun reiste Las Casas selbst nach Europa, und führte vor dem König persönlich die Sache seiner unglücklichen Schutzbefohlenen mit solchem Feuer der Begeisterung, daß selbst Ferdinands kalte Seele gerührt ward und er dem Uebel ernstlich abzuhelfen versprach. An Erfüllung dieses Versprechens hinderte ihn der Tod; Las Casas wollte sofort nach Flandern zu Karl V. sich begeben, allein der neue spanische Regent, Ximenes, hielt ihn davon ab, indem er seine eigene Thätigkeit in der Sache versprach.

Der große Cardinal nahm die Angelegenheit mit jener Energie in die Hand, welche um jene Zeit außer ihm Niemand besaß. Er trat aufs Entschiedenste für die Freiheit der Indianer auf, indem er höchstens die Gefangennehmung der menschenfressenden Caraiben gestattete, jede Mißhandlung der friedlichen Indianer gerichtlich strafbar erklärte, schwere Fälle mit Todesstrafe belegte, die vorgeschlagene Einfuhr von Negersklaven mit Festigkeit verwarf (erst Las Casas hat sie späterhin in seiner Verzweiflung um die Indianer durchgesetzt), und zum Vollzuge seiner ausführlichen, humanen und weisen Anordnungen eine aus Hieronymiter-Mönchen bestehende Commission nach Amerika sandte. Den Las Casas ernannte er zum „Protector aller Indianer“, und gab ihm außerdem noch 14 französische Franciscaner als Missionäre mit. Ueberhaupt war Ximenes der Ueberzeugung, daß diese ganze Sache nicht durch herzlose Staatsmänner, Beamte und Schreiber, sondern nur durch Mönche, in denen der Geist

Christi lebt, auf eine bessere Bahn gebracht werden könne.

Die drei Hieronymiter-Commissäre kamen am 20. Dezember 1516 in Hispaniola an und begannen mit Klugheit und Mäßigung zwischen der herzlosen Eigensucht der Colonisten und dem oft unklugen Feuereifer des Las Casas zu vermitteln. Namentlich hoben sie zunächst nur die Repartimientos der von Amerika abwesenden Spanier unbedingt auf, ließen dagegen jene der Anwesenden unter der Bedingung bestehen, daß die Indianer menschlich und gütig behandelt würden. Hiemit unzufrieden, ging Las Casas abermals nach Europa, um an die Staatsgewalt zu appelliren, und die Folge davon war, kurz nach dem Tode des Ximenes, die Abberufung der von ihm nach Hispaniola gesendeten Hieronymiten, deren Thätigkeit, Wohlwollen und Milde, mit Klugheit und Mäßigung verbunden, die besten Früchte zu tragen versprach. So wurde das von Isabella sehnlich gewünschte, von ihrem Gemahl vernachlässigte, von Ximenes endlich begonnene Werk der Kirche wieder unterbrochen, und als unter Karl V. auf beharrliche Betreibung des Las Casas die Befreiung der Indianer von aller Zwangsarbeit ausgesprochen wurde, da geschah es bekanntlich nur gegen Einführung der Negersklaverei, an deren Folgen Amerika noch heute krankt und noch lange Zeit zu arbeiten haben wird, bis es seine providentielle Mission an unsern schwarzen Brüdern vollständig erfüllt hat.

Es ergibt sich aus dem bisher Gesagten schon zur Genüge, daß Ferdinands und Isabellas überseeische Politik gewiß der schwächste Theil ihrer ganzen Regierung war. Und dieß ist in der That höchst erklärlich. Das Feld der Entdeckungen war zu ungeheuer, es bot der Phantasie und den selbstsüchtigen Leidenschaften einen zu weiten Spielraum, und war durch zu enorme Entfernung vom könig-

lichen Hofe getrennt, als daß auf diesem Gebiet die nämliche ruhige Sachkenntniß und allseitige Beherrschung der Verhältnisse sich hätte geltend machen können, wie es in anderen Geschäftszweigen der Fall war. Die Folgen des ganzen Ereignisses waren noch nicht zu ahnen, geschweige denn zu übersehen, und darum tastete die Politik der Regierung unsicher hin und her.

Gewiß war einstweilen nur so viel, und ist auch seither gewiß geblieben, daß der Einfluß auf den sittlichen Charakter der spanischen Nation im Ganzen und Großen ein ungünstiger war. Geldgier und gewissenlose Abenteuerlust, verbunden mit Lastern aller Art, verdrängte die Gewohnheit solider, nachhaltiger Arbeit; und die „Milliarden", welche nach einiger Zeit aus dem ausgepreßten Schweiß und Blut der Indianer zu strömen begannen, brachten dem Mutterlande nur Gold, aber keinen Segen. Nach der vielleicht etwas übertriebenen, aber doch wohl in allem Wesentlichen getreuen Darstellung des Las Casas fallen der spanischen Herrschaft innerhalb der ersten 38 Jahre nach der Entdeckung 12 Millionen leichtfertig verschleuderte oder grausam geopferte Menschenleben zur Last. Wie muß eine Nation moralisch sinken, der auch nur annähernd eine solch ungeheure Blutschuld mit Recht aufgebürdet werden kann!

Allein außer allem Angeführten muß bei Beurtheilung der spanischen Colonialpolitik auch das, und zwar als Milderungsgrund, berücksichtigt werden, daß der damaligen Welt überhaupt die richtigen Grundsätze in Bezug auf das volkswirthschaftliche Leben jedenfalls in weit höherem Grade fehlten, als dieß, trotz aller alten und neuen Mängel der Gegenwart, heutzutage der Fall ist. Der Gold- und Silberertrag war der einzige Maßstab, an welchem der Wohlstand eines Landes, der Werth einer Entdeckung, und sei es die Entdeckung einer halben Welt, gemessen wurde. Der

Monopolgeist beherrschte den Handel, und in ihm war wie in einem Keime alle Zwietracht und all der blutige Kampf enthalten, welcher späterhin zwischen dem Mutterlande und den Colonien ausbrechen mußte. Amerika war für Spanien ein Geschenk so verhängnißvoller Art, daß man sagen kann, es hatte mehr von einer Strafe, als von einer Gottesgnade an sich: es war, mit einem Worte, ein glänzendes Elend. Durch die große Gold- und Silberzufuhr, welche man innerhalb der Grenzen des Mutterlandes zu verschließen bemüht war, stiegen die Preise der Lebensmittel in Spanien enorm; die Gesetzgebung bemühte sich vergeblich, sie auf künstlichem Wege herabzudrücken, und so wurde das Volk im Einzelnen buchstäblich immer ärmer und elender, je reicher es im Ganzen an Gold und Silber war.

Die Macht der Krone in den Pflanzstaaten war eine ganz absolute; ihr gegenüber konnte selbst die Kirche trotz besten Willens und eifrigster Bemühung keinen erfolgreichen Widerstand entwickeln, nachdem der heilige Stuhl sowohl das Recht der Zehntenerhebung, als jenes der Pfründenbesetzung in den neu entdeckten Ländern der spanischen Krone abgetreten hatte. Dieser allbeherrschende Staatsabsolutismus bediente sich zur Besorgung der Geschäfte eines Heeres von Beamten und Schreibern, welche durchschnittlich mit dem Gefühle rein formeller Pflichterfüllung ihr Gewissen abzufinden wußten und kein Gefühl hatten für das Wohl und Wehe der Menschen, über welche sie gesetzt waren, sondern nur für den eigenen Geldbeutel, der möglichst rasch und voll nach Europa zurückwandern sollte.

Der Umstand, daß der ganze Handel und Verkehr mit Amerika unter strengster amtlicher Ueberwachung an den Hafen von Sevilla und an die Staats-Handels-Anstalten in dieser Stadt, sowie später in Cadiz gebunden war, rief unter Ferdinand und Isabella noch keine großen Nachtheile

hervor, weil damals der Verkehr mit den überseeischen Besitzungen noch zu neu und zu beschränkt war, um sich durch die Zusammendrängung auf einen oder zwei gemeinsame Hafenplätze sehr belästigt zu finden. Die genannten Städte selbst verdankten der Maßregel einen außerordentlichen Glanz und Reichthum. Erst später, als das Verkehrsleben sich freier und allseitiger entwickeln wollte, die Gesetzgebung aber eigensinnig auf dem früheren, veralteten Standpunkte beharrte, da zeigte sich auch in diesem Punkt eine Quelle des Unsegens und eine Probe verkehrter Handelspolitik.

Während der Regierung Isabellas und Ferdinands war nicht nur ganz Westindien, sondern auch ein ansehnlicher Küstenstrich des mittel- und süd-amerikanischen Festlandes, ja sogar ein bedeutender Theil des großen Landes Brasilien entdeckt, es war der lang ersehnte Anblick des stillen Oceans mit unendlichem Jubel begrüßt worden. In der That, eine gewaltige Veränderung des Gesichtskreises der Menschen innerhalb der kurzen Dauer eines einzigen Lebensalters. Die Vorsehung legte auch in diesem Falle den Sterblichen eine reiche Fülle des Segens und der Gnade in den Schooß; und nur durch menschliche Thorheit, Sünde und Leidenschaft ist es geschehen, daß so furchtbares Elend, so endloser Fluch sich an die Geschichte der Entdeckung geheftet hat. Doch der allbarmherzige Gott, der trotz alles Sündenelends seine irrenden Geschöpfe nicht vernichtet, wird denen, die ungerecht litten, ebenso entsprechend vergolten haben, wie ihren Peinigern. Und Isabellas tröstreichste Hoffnung, daß Amerika eine Stätte des Heiles für die katholische Kirche sein werde, mag zwar in ganz anderer Form und Weise in Erfüllung gehen, als die edle Königin sich vorgestellt hatte: aber erfüllt wird sie doch.

VIII.

Königliche Familienschicksale.

Wir haben uns von dem mächtigen Strom der Ereignisse und von der Betrachtung ihrer Wechselwirkungen fortreißen lassen, und darüber die rein menschlichen Schicksale des katholischen Herrscherpaares aus den Augen verloren. Fast mag es in einzelnen Momenten ihres irdischen Daseins unseren Helden selbst ähnlich ergangen sein, so daß sie, ergriffen von den rasch sich folgenden Aufgaben der Geschichte, sich selber mehr als Werkzeuge der Vorsehung, denn als willkürliche Einzelwesen erscheinen mußten. Wohl uns Allen, wenn wir diesen Standpunkt nicht nur in einzelnen hochgestimmten Augenblicken, sondern immer und überall festzuhalten vermöchten.

In der That! Nachdem einmal die herben Prüfungen der Jugendjahre von Ferdinand und Isabella glücklich und ehrenvoll bestanden waren, schlossen sich der Erbfolgekrieg, die innere Neugestaltung des Landes, der Kampf gegen den Islam und jener für die Glaubensreinheit, und endlich der Krieg um Neapel, sowie die Entdeckung eines neuen Erdtheils so unmittelbar und lückenlos an einander, daß wir erst jetzt Zeit und Raum finden, um uns im königlichen Hause und bei den Schicksalen der königlichen Kinder ein wenig umzusehen. Wir müssen dieß um so mehr thun, als Isabella, gleich ausgezeichnet auf jedem Gebiete menschlicher und christlicher Pflichterfüllung, auch als Mutter und Erzieherin ein leuchtendes Vorbild für jedes Haus im Königreiche war. Beide königlichen Eltern aber hatten auch im Kreis der Familie unter harten Schicksalsschlägen zu lernen, wie vergänglich auch das beste Erdenglück, wie sterblich auch der hoffnungsvollste Mensch ist.

Das erste Kind, welches dem königlichen Paar geschenkt wurde, die Prinzessin Isabella, war am 1. Oktober 1470, ihr zweites Kind und einziger Sohn, Juan, Prinz von Asturien, am 30. Juni 1478 geboren. Ihm folgte am 6. November 1479 Juana, drei Jahre, später im Sommer 1482, Maria, und endlich am 5. Dezember 1485 Catalina. Sämmtliche Kinder waren von Hause aus glücklich begabt, mehrere von ihnen hervorragend durch glänzende Talente und begeisterte Religiosität; ihren Eltern brachten sie, größtentheils ohne eigenes Verschulden, schweren Kummer, und ihre eigenen Lebenswege waren rechts und links mit Kreuzen aller Art und Größe bezeichnet. Sehen wir uns mit raschen Blicken nach ihren Hauptschicksalen um.

Isabella, ihrer Mutter erkorener Liebling, war schon im Alter von drei Jahren der Gegenstand einer diplomatischen Unterhandlung wegen ihrer dereinstigen Vermählung mit dem Dauphin von Frankreich, dem nachmaligen Könige Karl VIII.; doch ging diese drohende Wolke spurlos an ihrem unschuldigen Haupte vorüber. Als aber im Jahre 1479 der Erbfolgekrieg durch den Frieden mit Portugal beendigt war, da faßte man eine Vermählung Isabellas mit dem Prinzen Alonso, dem Sohne des damaligen portugiesischen Kronprinzen Johann, mit aller Bestimmtheit ins Auge. Inzwischen wurde Isabella mit höchster Sorgfalt erzogen und ausgebildet; namentlich beglückte sie ihre Mutter durch die innige Frömmigkeit, welche sie von Kindheit auf auszeichnete. Wir finden die Prinzessin während des maurischen Krieges, im Jahre 1486, mit ihrer Mutter im Lager der christlichen Armee; denn für alle die verschiedenen denkbaren Aufgaben ihres Lebens sollte sie ernstlich und tüchtig vorbereitet werden. Im Frühjahr 1490 kamen Abgesandte aus Portugal, um den Ehevertrag zwischen Alonso, der inzwischen Thronerbe geworden

war, und der jugendlich schönen Isabella festzusetzen. Bei den Festen, durch welche die im April 1490 zu Sevilla stattfindende Verlobung verherrlicht wurde, zeichnete König Ferdinand, damals noch in der vollen Kraft seines Mannesalters, sich durch seine Gewandtheit und Reitkunst bei den Turnieren und ritterlichen Spielen aus. Der vollste Sonnenschein des Glückes schien auf dem lieblichen Haupte der holdseligen, königlichen Jungfrau zu ruhen, als sie, von ihrer Mutter mit unendlichem Schmerze aus den treuen Armen entlassen, ihrem Bräutigam nach Portugal entgegenzog. Diese Verbindung schien das Unterpfand der Eintracht zwischen den beiden Nachbarreichen; sie konnte den Keim ihrer dereinstigen glücklichen Vereinigung in sich schließen; und die persönliche Anmuth und tugendhafte Vortrefflichkeit der jungen Braut erwarb ihr auch an dem damals so reichen und glänzenden Hofe von Lissabon nicht nur einen großartigen, sondern einen wahrhaft herzlichen Empfang. Aber schon nach wenigen Monaten wurde die Ehe durch den Tod Alonsos zerrissen, und Isabella kehrte zu ihrer geliebten Mutter zurück, fest gewillt, den Rest ihres Lebens der Frömmigkeit und den Werken christlicher Liebe zu widmen. Als jedoch im Jahre 1495 der berühmte König Emmanuel den portugiesischen Thron bestieg, unter dessen Regierung der Seeweg nach Ostindien entdeckt ward, bewarb er sich um die Hand der jungen fürstlichen Wittwe. Lang widerstrebte Isabella den mit dieser Werbung vereinigten Bitten ihrer Eltern; und als sie endlich im Jahre 1497 nachgab, forderte sie als Mitgift und Morgengabe die Vertreibung der Juden aus Portugal, welche auch von Emmanuel bewilligt ward. Da Isabellas zartes, liebevolles Gemüth sich die bewundernde Anerkennung aller ihrer Zeitgenossen erworben hat, so dürfte aus der erzählten Thatsache mit Grund zu schließen sein, daß die aus Spanien

verjagten und in Portugal niedergelassenen Juden die triftigsten Anlässe zur Unzufriedenheit gegeben, wahrscheinlich die Abneigung der beiderseitigen Bevölkerungen geschürt haben werden. Ich bedaure den Einzelnen, der unter solchen Maßregeln leidet, immer, bemühe mich aber in der Zeit der Jesuitenvertreibung und Katholikenverfolgung, nach Kräften ein wenig unbarmherzig zu werden.

Isabellas Glück war auch in ihrer zweiten Ehe von kurzer Dauer. Zart von Körper, vielleicht auch durch selbstauferlegte Entbehrung geschwächt, starb sie, wie sie längst geahnt hatte, eine Stunde nach der Geburt eines Kindes, am 23. August 1498. Ihr letztes Lebensglück war, sich sterbend von ihren Eltern umarmt zu sehen. Ximenes bereitete sie zum Tode vor; ihre letzten Worte enthielten die Bitte, ihre Eltern zu trösten. Das Kind, welchem die früh erlöste Mutter das Leben gegeben hatte, Miguel, war nach dem schon im Jahr vorher erfolgten Tode des einzigen Sohnes der katholischen Herrscher, der Thronerbe von Castilien, Aragonien und Portugal; allein die Hoffnung, unter seinem Scepter endlich die ganze pyrenäische Halbinsel zu einem einzigen Reiche vereinigt zu sehen, ward durch seinen schon im Alter von zwei Jahren erfolgten Tod zerstört. Die Großeltern hatten den Prinzen mit sich nach Granada genommen; vor ihren Augen starb das schwächliche Kind am 22. Juli 1500.

Wir wenden uns zu den kurzen Lebensschicksalen Johanns, der als einziger Sohn Isabellas und Ferdinands Freude und Hoffnung war, und dessen frühes Hinscheiden oben schon angedeutet wurde. Die Eltern thaten alles Mögliche, um namentlich diesem Erben ihrer Reiche eine mustergiltige Erziehung zu verschaffen. Er wurde mit 10 Knaben aus den höchsten Adelsfamilien gemeinsam erzogen; fünf derselben waren im gleichen, fünf in reiferem Alter; alle wohnten mit ihm im

königlichen Palaste. Die Zeitgenossen sind einstimmig im Lobe nicht nur der geistigen Gaben, sondern auch der sittlichen Vorzüge des hoffnungsreichen Königssohnes, dessen Thronfolge von den sonst so widerspänstigen aragonischen Cortes schon im Jahre 1487 feierlich anerkannt wurde, und dem sein königlicher Vater im Jahre 1490, als er ihn zum ersten Male in den Feldzug gegen Granada mit sich nahm, vor den Mauren der belagerten feindlichen Hauptstadt den Ritterschlag ertheilte.

Schon in Johanns zartesten Jugendjahren hatte man, wie es damals bei Fürstenkindern der Brauch war, wegen einer künftigen Vermählung desselben mit Katharina von Navarra verhandelt. Der Plan ward vereitelt durch die Ehe dieser Fürstin mit Jean d'Albret (1484); als aber Johann heranwuchs, knüpfte sich an seinen Namen zuerst das Verhältniß der spanischen Königsfamilie zum Hause Oesterreich, ein Verhältniß, welches von so welthistorischer Bedeutung namentlich für die Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts werden sollte, und dem namentlich die katholische Kirche eine so treue und mächtige Unterstützung in den Kämpfen gegen den Protestantismus verdankt. Die Eroberung Granadas, die Entdeckung Amerikas und Gonsalvos Feldherrnthaten in Italien hatten gegen das Ende des 15. Jahrhunderts den Ruhm und Glanz des spanischen Namens auf einen solchen Gipfel der Höhe gebracht, daß eine Familienverbindung mit dem spanischen Königshause selbst für das Haupt des Erzhauses Oesterreich, den römischen Kaiser deutscher Nation, ein Ziel war, das er seinen Kindern als das beste irdische Gut wünschen mochte. Das eroberungssüchtige Auftreten des Königs Karl VIII. von Frankreich unterstützte gleichzeitig diese Annäherung der Höfe von Spanien und Oesterreich mit mächtigen politischen Gründen, und so entstand der Plan zu jener berühmten

Doppelheirath. Nach der im Jahre 1495 hierüber zu Stande gekommenen Uebereinkunft sollte Prinz Johann, damals im 18. Lebensjahre stehend, die Prinzessin Margarethe, Kaiser Maximilians Tochter, und des Letzteren Sohn, Philipp, zugleich der Erbe der Niederlande, die zweite Tochter Ferdinands und Isabellas, die nachher so unglückliche Johanna, heirathen. Im Sommer 1496 ward die Flotte ausgerüstet, welche die Infantin nach Flandern führen und sodann die Prinzessin Margarethe nach Spanien bringen sollte. Diese geistreiche und lebensfrohe junge Dame, in ihrer frühen Jugend mit Karl VIII. von Frankreich verlobt, am Hofe von Paris erzogen und schließlich in beleidigender Weise nach Hause zurückgeschickt', kam im März 1497 auf spanischem Boden an. Am 3. April wurde die Vermählung gefeiert; Ximenes als Erzbischof von Toledo vollzog die Trauung, Alles war voll Jubel und Herrlichkeit. Zwar fand die lustige und französischen Sitten huldigende Margaretha gar Manches auszusetzen an der bis zur Pedanterei gravitätischen Ernsthaftigkeit des spanischen Hoflebens; allein desto glücklicher war sie durch die herzliche und herzgewinnende Aufnahme in der königlichen Familie selbst, wo unter dem beherrschenden Einfluß Isabellas die Innigkeit und Wärme der nächsten verwandtschaftlichen Verhältnisse im Geiste des Christenthums gehegt und gepflegt wurde. Allein auch dieses Glück war nur von kurzer Dauer. Während Ferdinand und Isabella der Vermählung ihrer ältesten Tochter mit Emmanuel von Portugal beiwohnten, traf sie die Schreckenskunde von der in Salamanca erfolgten gefährlichen Erkrankung ihres Sohnes. König Ferdinand eilte unverzüglich an das Lager seines Thronerben und kam noch rechtzeitig, um ihn sterben zu sehen. Mit einer Seelengröße und Ergebung, die über sein Alter war, fügte sich der junge Mann, dem die Erde

alle ihre glänzendsten Hoffnungen und schönsten Freuden entgegenzutragen schien, in den unerforschlichen Willen Gottes, und sprach den einzigen Wunsch aus, daß auch seine Eltern die nämliche Ruhe und Fassung empfinden möchten, welche ihn selbst auf dem Todbette beglückte. Am 4. Oktober 1497 hatte er aufgehört zu leiden. Isabella empfing die Nachricht mit den Worten Jobs: „Der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen; der Name des Herrn sei gelobt.“ Das tragische Geschick des Königshauses wurde von der ganzen Nation aufs Tiefste mitempfunden, und dieser Schmerz gab sich in ergreifender Weise bei allen Klassen der Bevölkerung kund; Margaretha kehrte später in ihr Vaterland zurück, wurde nach einer kurzen, ebenfalls kinderlosen Ehe mit dem Herzog von Savoyen Regentin der Niederlande, und starb im Jahre 1530.

Durch Johanns kinderlosen Tod und das frühzeitige Hinscheiden des Kindes Miguel in Portugal war die muthmaßliche Thronfolge der spanischen Reiche zu dem Haupte Johannas, des dritten Kindes aus Ferdinands und Isabellas Ehe, gelangt. Diese Tochter, von Isabella wegen ihrer Aehnlichkeit mit König Ferdinands Mutter im Scherze „Schwiegermütterchen“ genannt, scheint unter allen Kindern des katholischen Herrscherpaares verhältnißmäßig die mindest glückliche Begabung in diese Welt mitgebracht zu haben. Sie war in ihrer Jugend dem Könige Franz Phöbus von Navarra bestimmt, dessen früher Tod diesen Heirathsplan zerstörte. Wie sie gleichzeitig mit ihrem Bruder Johann mit dem kaiserlichen Hause Oesterreich in Verbindung trat, haben wir bereits gesehen. Isabella trennte sich ganz besonders schwer von diesem Kinde; ihr mütterliches Herz mag wohl gefühlt haben, wie wenig gerade die bis zur Leidenschaftlichkeit liebevolle und herzenswarme Juana in die kalte und feindselige Welt eines fremden Hofes paßte.

Die Königin begleitete ihre Tochter bis zum Einschiffungsplatze im asturischen Hafen Laredo, und mit ernster Wehmuth mag sie der glänzenden Armada von 130 Schiffen nachgeblickt haben, welche ihr ungeduldiges Kind über die stürmischen Wogen entführte. Isabella hatte gerade um jene Zeit ihre zärtlich geliebte und eigenhändig gepflegte Mutter durch den Tod verloren, und es war, als ob das ganze traurige Lebensschicksal der scheidenden Johanna mit ahnungsvoller Schwere das Herz der Königin bedrückte. Heftige Stürme begleiteten die fürstliche Jungfrau über das Meer, Viele von der Reisebegleitung fanden unterwegs ihren Tod. Die Infantin selbst kam wohlbehalten in Flandern an, und bald darauf ward ihre Vermählung mit Erzherzog Philipp „dem Schönen“ von Oesterreich vollzogen.

Der erste Sohn dieser Ehe war der am 24. Februar des Jahres 1500 zu Genf geborene Karl, der als Karl V. die spanischen und österreichischen Besitzungen in seiner Hand vereinigen und am Abend seines Lebens die Nichtigkeit aller irdischen Herrschaft so tief empfinden sollte. Bei der Nachricht von seiner Geburt am Festtage des Apostels Mathias rief seine Großmutter Isabella in prophetischem Geiste mit den Worten der heiligen Schrift (Apostelgeschichte 1, 26) aus: „Sors cecidit super Mathiam, das Loos ist gefallen auf Mathias.“ Diese Prophezeiung war um so merkwürdiger, als der portugiesische Prinz Miguel erst einige Zeit nach Karls Geburt, nämlich am 20. Juli 1500, starb. Seitdem durch diesen Todesfall die Thronfolge Johannas entschieden war, wünschten Ferdinand und Isabella sehnlich, Philipp mit seiner Gemahlin in Spanien zu sehen. Dieses Verlangen ward jedoch erst im Januar 1502 erfüllt. Das junge Paar reiste über Frankreich, wo Philipp sich ganz den höfischen Zerstreuungen und Festlich-

keiten hingab und seine Würde schon so weit vergaß, daß er keinen Anstand nahm, als Pair von Frankreich sich ins Parlament von Paris zu setzen und dem französischen König als Oberlehensherrn hinsichtlich seiner flandrischen Besitzungen zu huldigen; eine Handlungsweise, welche für sich allein genügt, um die vollständige politische Unfähigkeit des jungen Mannes darzuthun. Johanna, ihrer spanischen Ehre treu, nahm an ihres Gemahls Selbsterniedrigung keinen Antheil. Zugleich wurde, der damaligen Unsitte entsprechend, die Vermählung des kaum der Wiege entwachsenden Karl mit Ludwigs XII. ältester Tochter Claudia ausgemacht.

In Spanien wurden Philipp und Johanna von ihren königlichen Eltern, in deren Gefolge der Erzbischof Ximenes die politische und kirchliche Repräsentation leitete, mit innigster Zärtlichkeit, von der Bevölkerung mit allen Zeichen herzlicher Freude und Ergebenheit empfangen; und es hätte nur eines gewöhnlichen Maßes von Vernunft auf Seiten des Erzherzogs bedurft, um an diesen glänzenden Empfang die würdigsten und bedeutungsvollsten häuslichen und weltgeschichtlichen Verhältnisse anzuknüpfen. Allein ihm fehlte der Sinn für das Höhere und Edle.

Obgleich die weibliche Thronfolge, welche früher in der Person der portugiesischen Königin von den Cortes Aragoniens lebhaft beanstandet wurde, diesmal weder in Castilien noch in Aragonien dem leisesten Widerstand begegnete, vielmehr die Huldigung beider Königreiche eine ebenso freudige wie bedingungslose war, drängte Philipp gleichwohl auf die unvernünftigste Weise nach baldiger Rückkehr in die Niederlande. Ein Mensch, der fähig ist, in Spanien sich nach den Niederlanden zu sehnen, hat dadurch allein sich selbst gezeichnet und gerichtet, es müßte denn aus Patriotismus geschehen, was bei dem jungen Habsburger wohl nicht der Fall war. Philipp wollte ungehemmt

und rücksichtslos genießen; die frommen und ernsten Schwiegereltern waren ihm zuwider, der hochgestimmte ideale Zug des spanischen Volkes fand keinen Anklang in seiner ordinären Seele. Er war um so gleichgiltiger gegen seine arme Frau, je mehr diese in ihrer Herzenseinfalt sterblich in ihren Mann verliebt war; ihre bis zur Krankheit sich steigernde Eifersucht hatte nur zu schlimmen Grund. Trotz Johannas Schwangerschaft, trotz ihrer und der Schwiegereltern flehentlichen Bitten reiste Philipp ohne seine Gemahlin, aber mit seinem flämischen Gefolge, welches die Spanier als im Solde Ludwigs XII. stehend betrachteten, im Dezember 1502 von Madrid ab, um in Frankreich politische Thorheiten zu begehen, von deren Unverantwortlichkeit wir uns schon weiter oben überzeugt haben.

Johanna aber, vom Augenblick seiner Abreise an in verzweiflungsvolle Traurigkeit und tiefste Schwermuth versunken, gebar am 10. März 1503 zu Alcalá, der Universitätsstadt des Ximenes und Geburtsstadt des Cervantes, ihren zweiten Sohn Ferdinand, der seiner Zeit seinem Bruder Karl V. auf dem deutschen Kaiserthrone folgen sollte. Allein die Liebe zu dem Kinde vermochte den kranken Gemüthszustand der Mutter nicht mehr zu heilen; nur nach Philipp trachteten ihre Gedanken, und die Schatten des Wahnsinns umdüsterten mit zunehmender Finsterniß die Seele, welche allen Halt und alle Kraft verloren hatte. Philipp trug durch Aufforderungen zur Rückkehr, welche er an seine Gattin richtete, sein Mögliches zur Verschlimmerung des Uebels bei, und noch im Laufe des Jahres 1503 hatte die Krankheit der Unglücklichen einen solchen Grad erreicht, daß sie im Nachtkleid zu entfliehen versuchte. Es bedarf keiner Worte, um den schweren Kummer der Eltern auszusprechen, der um so schmerzlich drückender auf ihnen lastete, als Philipps rohe Lieblosigkeit keinen Hoffnungs-

schimmer einer besseren Zukunft, keine Aussicht auf Genesung übrig ließ. Johannas fernere traurige Schicksale bis zum Tode ihres Vaters werden wir in Verbindung mit dem Fortgang der politischen Ereignisse kennen lernen; erst im Jahre 1546 erlöste sie der Tod aus unheilbarer Geistesnacht. Ihr Andenken ist noch jetzt, wie ich mich selbst überzeugt habe, bei dem spanischen Volke allgemein verbreitet als ein Gegenstand herzlicher Theilnahme.

Die beiden letzten Töchter Ferdinands und Isabellas haben in der spanischen Geschichte keine Rolle gespielt, weßhalb wir nur mit wenigen Worten ihrer wesentlichsten Lebensschicksale gedenken.

Maria, das vierte Kind, wurde mit König Emmanuel von Portugal vermählt, dem Wittwer ihrer Schwester Isabella, und starb, in ihrem neuen Vaterlande hochverehrt, als Mutter zahlreicher und hoffnungsvoller Kinder, im Jahre 1517, wenige Jahre vor ihrem Gemahl.

Das traurigste Schicksal, vielleicht selbst Juana nicht ausgenommen, hatte unter allen Kindern Ferdinands und Isabellas ihre jüngste Tochter Katharina, oder wie die spanische Sprache sagt, Catalina. Im Jahre 1496, kurz nach der Verlobung Johanns und Johannas mit dem habsburgischen Geschwisterpaar, wurden von dem englischen Hofe Unterhandlungen eingeleitet wegen einer Vermählung Katharinas mit dem Prinzen Arthur von Wales, einem Bruder des nachherigen Königs Heinrich VIII. Ferdinand war mit dem Vater dieses Prinzen, König Heinrich VII., längst in freundschaftliche politische Beziehungen getreten; das hohe Ansehen, in welchem der spanische Monarch durch ganz Europa stand, war Veranlassung gewesen, ihm das Vermittleramt zwischen den Herrschern von England und Schottland zu übertragen, und diese Vermittlung war dem stets umsichtigen und geschäftsgewandten Ferdi-

nand auch vollständig gelungen. Die Anknüpfungen wegen Catalina reichen schon in die frühesten Jugendjahre der Infantin zurück; jetzt wurden sie mit rascher Energie wieder aufgenommen, und im folgenden Jahre, als Catalina erst 12 Jahre alt war, die Ehe vollzogen. Nach dem frühen Tode des Prinzen von Wales heirathete Heinrich VIII. dessen Wittwe. Sie ist die in der englischen Geschichte wegen ihrer Tugenden und ihres Unglücks so berühmte „Katharina von Aragonien", die Mutter der späteren Königin Maria. Die Weigerung des heiligen Stuhles, Heinrichs Ehe mit Katharina zu trennen, gab die Veranlassung zur Losreißung Englands von der katholischen Kirche; Katharina selbst wurde von ihrem despotischen Gemahl verstoßen, und erst nach einem prüfungsreichen Leben im Jahre 1536 zu ihren längst entschlafenen Eltern heimgerufen.

Wenn Ferdinands und Isabellas öffentliche Laufbahn von seltenem Glück begleitet und durch großartige Ergebnisse ausgezeichnet war — wahrlich, am häuslichen Herde haben Beide, und vor Allem die zärtliche und fromme Mutter, herbe Sühne geleistet für das auf dem Schauplatz der Weltgeschichte Genossene und Vollbrachte. Die mancherlei Leiden und schweren Geschicke ihrer Kinder trafen die Eltern um so schmerzlicher, als die Sorgfalt der Erziehung bei allen durch reiche Früchte belohnt war. Nicht umsonst waren die ausgezeichnetsten Lehrer des In- und Auslandes, namentlich auch Italiens, zum Unterrichte des Prinzen von Asturien und seiner Schwestern berufen worden. Die ganze Bildung ihrer Zeit wurde diesen Königskindern im höchsten Grade zu eigen gemacht; Juan war mit den Werken des Aristoteles in seltenem Maße vertraut, Johanna und namentlich auch Katharina beantworteten lateinische Anreden fließend und tadellos in derselben Sprache; vor Katharinas wissenschaftlichen Kenntnissen sprach sogar ein

Erasmus seine hohe Bewunderung aus. Und wie in geistigen Dingen, so wurden die Kinder auch in den Uebungen und Geschäften des äußerlichen Lebens mustergiltig ausgebildet, der Sohn als junger Ritter, die Töchter als künftige Hausfrauen, denen jede, auch die geringste weibliche Arbeit durch vielfache Uebung vertraut geworden war.

Allein der ewige Rathschluß der göttlichen Vorsehung vollzieht sich an den Geschicken der Sterblichen ohne Rücksicht auf ihre größere oder geringere Begabung und Entwicklung. Wir müssen Alle lernen, daß wir Geschöpfe sind, und Isabella, die es nie vergessen hatte, sah die geliebten Wesen, die sie unter ihrem reinen Herzen getragen, nach einander und zu ernsten Aufgaben in diese allgemeine Schule eintreten. Ferdinand aber mochte, wenn er mit und in den Leiden seiner Kinder litt, zugleich die Stimme des Gewissens hören, die ihn mehr als nur eines einzigen Fehltrittes gegen sein häusliches Glück, gegen seine erhabene Gattin beschuldigen mußte.

IX.

Isabellas Tod und Charakterbild.

Groß und glänzend waren in der That die reichen Segnungen, durch welche Gott Isabellas Regierung ausgezeichnet hatte. Das Vaterland zu einem mächtigen politischen Ganzen geeinigt, die Herrschaft der Ungläubigen vollständig und endgiltig vernichtet, eine neue Welt in des Wortes kühnster Bedeutung entdeckt und als reichster Ersatz der großmüthig angebotenen Kronjuwelen in das Diadem ihres Ruhmes eingeflochten, ein wunderbar schönes König-

reich im Herzen Italiens erobert, Spanien aus seiner Unbedeutendheit mit einem Mal zur ersten Macht der Erde erhoben — das waren die Ergebnisse von drei Jahrzehnten.

Daß aber auch die Edelsten und Größten unseres Geschlechtes nichts Ruhmwürdiges und Gott Wohlgefälliges ohne harte Arbeit und bittere Sorge zu erreichen vermögen, das hatte Isabella, wie wir gesehen haben, in nicht minder reichem Maße erfahren. In strenger Geistesarbeit und unter den schwersten körperlichen Anstrengungen hatte sie die Tage ihres Lebens zugebracht. Seit dem Jahr 1496, in welchem sie ihre Mutter verlor, hatte eine Reihe schwerer Schicksalsschläge daran gearbeitet, ihr großes und edles Herz allmälig zu brechen. In den beiden folgenden Jahren mußte sie ihren einzigen Sohn, ihre liebste Tochter zum Grabe geleiten, in bitterster Erfahrung lernend, wie vergänglich und zerbrechlich auch das reinste und beste Erdenglück sei. Johannas immer trauriger sich gestaltender Geisteszustand bereitete dem Mutterherzen die allerschlimmsten Qualen, und König Ferdinand war nie der Mann gewesen, das tiefere Seelenleben seiner königlichen Gemahlin in Freud und Leid vollkommen zu verstehen und zu erleichtern.

So stand sie denn, als der Abend ihres Erdenlebens heranzudämmern begann, einsam und mit einer Seele voll Schmerz, mit zwei Augen voll brennender Thränen neben dem ruhmvollen Throne Spaniens. Aber als alle Stützen ihres irdischen Glückes nach einander zusammengebrochen waren, vergaß sie um so weniger die Grundlagen ihres ewigen Heiles. In strengster Pflichterfüllung und mit unausgesetztem Aufgebot der sinkenden Kraft waltete sie ihres königlichen Amtes, unterstützt von dem erhabenen priesterlichen Greise, in dessen genialem Geist längst Alles abge-

tödtet war außer dem Willen Gottes, dem Heil seiner Kirche und der Wohlfahrt Spaniens.

Schon im Jahr 1503 war Isabella so schwer leidend, daß die Cortes von Castilien amtlich und förmlich die Bitte wagten, die Königin möge auf den Fall der Abwesenheit oder Unfähigkeit Johannas für die Geschicke des Landes nach ihrem Tode bedacht sein. Im Frühling des Jahres 1504 reiste Johanna nach Flandern; nach wenigen Monaten gelangten die peinlichsten Nachrichten von ihr an den spanischen Hof. Philipp verlor immer mehr jeden sittlichen Halt, und Johanna, von der finstern Macht des Wahnsinns zur Erde gebeugt, vergaß gänzlich ihrer königlichen Würde. Er liebäugelte mit den Palastdamen seiner Frau, sie ließ der gefürchtetsten Nebenbuhlerin die Locken glatt vom Kopfe scheeren und zerfleischte eigenhändig das verhaßte Angesicht. Beiderseits machte der wilde Sturm unmenschlicher Leidenschaft jede Hoffnung auf ein menschenwürdiges Dasein unmöglich, wo die königlichen Eltern so rastlos gearbeitet hatten, um die höchste Fülle edelsten Glückes auf das Haupt ihrer thorheitvollen Kinder zu häufen.

Unter diesen erschütternden Einflüssen ging es mit Isabellas Erdendasein fortan rasch dem Ende zu. Sie arbeitete noch unermüdlich, während sie schon beinahe unfähig war, sich von ihrem Schmerzenslager zu erheben; allein im Oktober 1504 mußte jede Hoffnung einer Wiederherstellung aufgegeben werden. Die Königin selbst war sich des herannahenden Endes recht wohl bewußt, und mit königlicher Pflichterfüllung bereitete sie sich zum Tode vor. Am 12. Oktober errichtete sie ihr Testament. Ihr Begräbniß sollte in bescheidenster Weise stattfinden, ihre irdische Hülle im geliebten Granada ruhen, jedenfalls aber nur da, wo der König, ihr Herr, es wünsche, „damit die Einigkeit, deren wir in dieser Welt genossen, und die wir mit der

Gnade Gottes auch für unsere Seelen im Himmel hoffen dürfen, schon durch unsere Körper im Grabe vorgestellt werde." Nach einer Reihe von Anordnungen christlicher Wohlthätigkeit und treuer Regentensorge wendet sich Isabella zu der dornenvollen Frage der Thronfolge. Die Infantin Johanna als Königin und Erzherzog Philipp als deren Gemahl werden zu Erben der Krone Castilien erklärt, für den Fall der Abwesenheit oder Unfähigkeit Johannas aber König Ferdinand als alleiniger Regent von Castilien bis zur Volljährigkeit Karls ernannt, mit Rücksicht auf den Edelmuth und die glorreichen Eigenschaften des Königs, ihres Herrn, auf dessen reiche Erfahrung und auf den großen Nutzen, welcher dem Staat aus seiner weisen und wohlthätigen Regierung erwachsen werde. Für den persönlichen Unterhalt ihres Gemahls bestimmte Isabella unter Anderm die Hälfte aller reinen Erträgnisse aus den amerikanischen Besitzungen. Sodann ersucht die Sterbende ihren „König und Herrn", alle ihre Juwelen anzunehmen oder was ihm davon beliebe, damit er bei deren Anblick sich der ausgezeichneten Liebe erinnere, welche sie stets für ihn gehegt, und damit er eingedenk bleibe, wie sie ihn nun in einer besseren Welt erwarte; dieser Gedanke möge ihn ermuntern, desto gerechter und heiliger in dieser Welt zu leben.

Allein es war der Königin noch eine lange und schwere Leidenszeit auferlegt. Unter großen Qualen langsamer Auflösung immer geistig frisch und unablässig ihrem hohen Berufe zugethan, errichtete sie noch am 23. November 1504 einen Nachtrag zu ihrem eben besprochenen letzten Willen. Mittelst desselben ernannte sie eine Commission, um die bestehenden Gesetze und Verordnungen in ein bündiges Gesetzbuch zusammenzustellen; sodann trifft sie Anordnungen zum Wohle der Eingebornen der neuen Welt, schärft ihren

Nachfolgern das große Werk der Christianisirung und Civilisation ein und beschwört sie, die armen Indianer mit der größten Güte zu behandeln und alles denselben gegen Isabellas Willen zugefügte Unrecht möglichst wieder gut zu machen. Endlich bespricht sie, um aus ihrer reinen Seele den letzten Schatten eines unrechten Gutes zu entfernen, die Frage der Rechtmäßigkeit gewisser Einkünfte der Krone, namentlich der von uns weiter oben besprochenen sogenannten Alcabala, und verordnet die Prüfung und Entscheidung dieser Angelegenheit „nach dem Gutdünken der Unterthanen des Reiches."

Die schwere, letzte Stunde kam heran. „Weinet nicht um mich," sagte die Königin mit ersterbender Stimme ihrer trostlosen Umgebung; „verschwendet nicht eure Zeit mit nutzlosen Gebeten für meine Genesung; betet lieber für das Heil meiner Seele."

Als sie die letzte Oelung empfing, wollte sie ihre Füße nicht entblößen lassen; ein Zug, welcher nicht nur ihr feines Schamgefühl, sondern auch ganz besonders das in Isabellas Wesen tief begründete orientalische Element, trotz der anscheinenden Geringfügigkeit des Umstandes, im hellsten Glanze wiederspiegelt. Denn man darf nicht vergessen, daß eine S t e r b e n d e es war, der die Verhüllung eines Fußes noch über Alles wichtig schien.

Nach dem Empfang aller Sacramente, mit welchen die Kirche Gottes den schweren Schritt ins Jenseits erleichtert, wurden Isabellas letzte Stunden ruhig und sanft; am 26. November 1504 um die Mittagsstunde hauchte sie ihre Seele aus, im 54. Lebens-, im 30. Regierungsjahr. Ihr Leib wurde vorerst im Franciscanerkloster Santa Isabella der Alhambra zur Ruhe bestattet, nach Ferdinands Tod aber an seiner Seite in der Kathedrale von Granada, wo

noch jetzt der Staub der beiden großen Todten auf den Tag des Gerichtes harrt.

Mit Isabella war ein Wesen seltenster Art von dieser armen Erde geschieden. Schon ihre äußere Erscheinung verkündete den hohen Werth und Adel ihrer Seele. Ich selbst habe auf dem früheren Sommerlustschloß der maurischen Könige bei Granada, dem sogenannten Generalife, Isabellas geschichtlich beglaubigtes Porträt gesehen und konnte mich bei diesem Anblicke der Empfindung nicht erwehren, die ich an einer andern Stelle ausgesprochen habe: „Solche Seelengüte, solch gläubige Frömmigkeit, verbunden mit so klarem und scharfem Verstandesausdruck, habe ich noch selten auf einem Frauenantlitz wahrgenommen.“ Ihre helle frische Gesichtsfarbe, ihre blauen Augen und braunes Haar machten sie außerdem zu einer gerade in Spanien, unter einem meist dunkelaugigen und schwarzlockigen Frauengeschlechte, wahrhaft seltenen Schönheit.

Ihre geistigen Eigenschaften aus *einem* Gesichtspunkte zu überschauen und zu begreifen ist nur Derjenige im Stand, welcher, wie Isabella selbst, vom Geiste des Christenthums erfüllt oder wenigstens ergriffen zu sein das Glück hat. *Deßhalb* war sie mild, schonend und leutselig gegen ihre Umgebung, deßhalb war sie mäßig bis zur Enthaltsamkeit in Speise und Trank, einfach und bescheiden in ihrer Kleidung, freigebig und wohlthätig gegen Diener und Arme, arbeitsam und berufstreu bis zur Unermüdlichkeit, weil sie durch alle diese, einstimmig von allen Geschichtschreibern aller Geistesrichtungen bezeugten Eigenschaften dem Vorbilde, dem Geist und den Lehren ihres göttlichen Heilandes nachzueifern und zu gehorchen in niemals ermattendem christlichem Eifer sich bemühte.

Frei von dem ängstlichen Mißtrauen und der oft kleinlichen Ränkesucht ihres Gemahls, welchen geistig zu sich zu

erheben eine große, niemals gänzlich gelöste Aufgabe ihres Lebens war, stand ihr reines und edles Herz jedem großen und erhabenen Gedanken offen und willig gegenüber. Ihr, und nur ihr, verdankte die spanische Nation die nachhaltige und ausdauernde Entflammung des patriotischen Enthusiasmus, welche zum Krieg gegen, zum vollständigen Triumphe über Granada führte. Ihr, und ihr allein verdankt Spanien den Ruhm, dem genialen Entdecker Amerikas die rauhe Bahn seines Lebens wenigstens so weit geebnet zu haben, daß er die Erfüllung seiner weltgeschichtlichen Aufgabe unternehmen konnte. Und wenn nach Isabellas Befehlen, in Isabellas Geist, nach den Worten und Vorschriften ihres letzten Willens im Verkehr mit den Eingeborenen Amerikas verfahren worden wäre, dann hätte sich nimmermehr über der spanischen Nation jene ungeheure Blutschuld aufgehäuft, welche noch in unsern Tagen zum Himmel schreit um Rache, und welche vielleicht von dem zürnenden Gotte der Heerschaaren heimgesucht wird an dem Spanien des 19. Jahrhunderts.

Isabellas Frömmigkeit war von der Art, daß ein hervorragender protestantischer Schriftsteller von entschieden rationalistischer Denkweise sich zu den Worten genöthigt sieht: „Was jedem Zuge von Isabellas Geist eine eigenthümliche Färbung gab, war die Frömmigkeit. Sie leuchtete aus ihrer tiefsten Seele mit himmlischem Glanze hervor.“ Eine unter ernsten Prüfungen und Gefahren verlebte Jugend, die von einer frommen und strengen Mutter empfangene Erziehung hatten die Fundamente ihres inneren Lebens ein für allemal auf den unerschütterlichen Felsen der Religion gestellt; keine Zügellosigkeit eines verdorbenen Hofes war im Stande, nicht etwa ihren Ruf, sondern auch nur den reinen Spiegel ihrer Seele mit dem Gifthauch der Sünde zu trüben; als Gattin

und Mutter war und blieb sie geschmückt mit einem wahrhaft jungfräulichen Herzen.

Wir, die wir als katholische Christen in unserer Kirche mit vollster Ueberzeugung die Urquelle und die allein vollständige Verkörperung allen und jeden Christenthums erblicken, wir brauchen die große spanische Königin nicht zu entschuldigen ob ihres katholischen Glaubenseifers: wir erkennen gerade in diesem Zuge eine ihrer größten Tugenden. Wenn und wo immer unter dem Vorwand des Glaubenseifers oder in Mißverstehung desselben Fehler und Verbrechen begangen worden sind, da beklagen wir dieselben um der Opfer, beklagen dieselben vor Allem um der mißbrauchten oder falsch verstandenen göttlichen Sache willen. Allein wer immer überzeugt ist, daß er die ewige, von Gott geoffenbarte Wahrheit besitzt, der muß auch erfüllt sein von heiligem, brennendem Eifer für diese Wahrheit. Gleichgiltigkeit in dieser Hinsicht ziemt nur Dem, welcher mit dem händewaschenden Römer in Verzweiflung fragt: „Was ist Wahrheit?“ — Isabella war in ihrem gläubigen Gemüthe aufs Innigste durchdrungen von der Ueberzeugung, daß außer der Kirche kein Heil ist. Der hohen Verantwortlichkeit ihres Herrscheramtes klar bewußt, erkannte sie es als ihre erste und heiligste Pflicht, die Reinheit des katholischen Glaubens im weiten Umfang ihrer Reiche zu erhalten, und auch den neuaufgefundenen Menschenbrüdern die höchste Wohlthat, die Religion Jesu Christi, zuzuwenden. Die Königin war in diesem Punkte ganz von derselben Begeisterung erfüllt, welche den großen Ximenes, welche den glaubensstarken Columbus in allen Thaten und Gefahren ihres Lebens geleitet hat.

Zugleich lieferte Isabella durch ihre ganze Regententhätigkeit den sprechendsten Beweis, wie wenig die ächt Religiosität zur Verfinsterung des Verstandes, zur

kümmerung der Einsicht in die mannigfaltigsten rein irdischen Lebensverhältnisse, oder zur Ungeschicklichkeit in Leitung und Beherrschung derselben führt. Ein klarer, praktischer Verstand ging bei ihr mit sicherem, festem Schritt neben der dem Himmel zugewandten Frömmigkeit einher: ihre Maßregeln zur Hebung des Wohlstandes, zur Beförderung von Handel, Industrie, Fabrikthätigkeit, zur Unterstützung der Wissenschaft und höheren Geistesbildung waren so vortrefflich und erfolgreich, als sie nach dem geistigen Standpunkte des 15. Jahrhunderts nur überhaupt gedacht werden konnten. Die Folge davon war, daß die spanische Nation sehr bald auf der Höhe der Bildung ihrer Zeit, die spanische Literatur in dem annähernd gleichen Range mit der italienischen angekommen war. Die neu entdeckte Buchdruckerkunst wurde von Isabella mit ganz besonderer Vorliebe beschützt und belohnt; die Königin selbst hörte auch in ihren späteren Jahren nicht auf, zu lernen, und erwarb sich mitten unter den anstrengendsten Sorgen und Arbeiten ihrer Regierung noch eine entschiedene und gründliche Kenntniß der lateinischen Sprache.

Und diese nämliche, allen höchsten Aufgaben des Menschendaseins in freier Geistigkeit zugewandte Königin war zugleich die emsigste Hausfrau im schlicht bürgerlichsten Sinne des Wortes. Während sie höfische Feste, Glanz und Prunk nur so mitnahm, wo das Beste des Staates und das Bedürfniß der königlichen Würde derartige Dinge zu erfordern schien, fand sie Erholung und Genuß, außer der Religion, in häuslichem Wirken und weiblichen Arbeiten. Gar viele Kirchen Spaniens bewahrten in ihren Sakristeien und auf ihren Altären wunderbar kunstfertige Arbeiten ihrer königlichen Hand, und nebenbei that sie sich wohl scherzhaft Etwas darauf zu gut, daß der König kein Hemd trage, das sie nicht selbst verfertigt hätte. Im gleichen Geiste

tugendhafter Häuslichkeit, strenger Arbeitsamkeit und ernster Sitte erzog sie ihre Töchter.

Allein so sehr sie allen ächt weiblichen Bestrebungen sich demuthsvoll widmete — andererseits leistete sie durch Ausdauer und Standhaftigkeit in den Strapazen des Krieges unendlich mehr, als man von ihrem Geschlechte zu erwarten berechtigt ist. Nach allen Theilen ihres ausgedehnten Reiches folgte sie, bei den so außerordentlich mangelhaften Verkehrsmitteln jener Zeiten, ihren Armeen zu Pferde nach. Noch jetzt kann man sich der Rührung nicht erwehren, wenn man die reizende Ebene von Granada und die wilden Schluchten der sie umgebenden Gebirge durchreist. Da ist keine Stadt, die nicht durch Isabellas Aufenthalt geweiht, da ist kein Schauplatz kriegerischen Ruhmes, der nicht durch ihren Namen, durch ihre Mitwirkung zum Sieg der Kreuzesfahne geheiligt wäre. Und dieser Festigkeit und Stärke in Anstrengungen jeder Art entsprach ihre heroische Geduld in Schmerz und Krankheit des Leibes. Wahrlich, der physische Schmerz ist keine Kleinigkeit, und Isabella hat es erfahren. Schwere Krankheiten, schwerere Geburten haben mit Qualen jeder Art an ihrem körperlichen Dasein gerüttelt und es, nach menschlicher Berechnung, vor der Zeit entzwei gebrochen; aber ihre vertrautesten Dienerinnen und Freundinnen versicherten, nie eine Klage oder einen Schmerzensruf aus dem Munde der königlichen Dulderin vernommen zu haben.

Ferdinand war, abgesehen von seiner Begabung als Staatsmann und Heerführer, in gar mancher Beziehung seiner tugendhaften Gemahlin nicht würdig. Durch mehr als eine Untreue kränkte er ihr reines und keusches Herz; allein unerschütterlich und ungeschwächt blieb ihre treue hingebende Liebe für den Mann, der das Ideal ihrer jungfräulichen Jahre gewesen und der Vater ihrer so zärtlich

geliebten Kinder geworden war. Mit gleicher Zärtlichkeit und Treue, mit der ganzen Sorgfalt kindlicher Liebe pflegte sie ihre altersschwache Mutter.

Und dieses Herz voll Liebe begleitete Isabella auch hinaus in die Leiden und Schrecken des Krieges. Heldenmüthig standhaft in Verfolgung ihrer großen politischen Ziele, war sie weiblich zart und unermüdlich in Linderung der Uebel und Qualen, welche der unentbehrliche Krieg den Menschen auferlegt. Sie war es vor Allem, welche die Feldspitäler und Lazarethe eigentlich begründete; und es läßt sich Alles, was in unsern kriegerischen Tagen geschieht, um die furchtbaren Ergebnisse der Schlachten zu mildern oder zu ermäßigen, auf Isabella die Katholische als eine ganz hauptsächliche Urheberin zurückführen. In ihr lebte, wie in jeder ächten Katholikin, ein Hauch vom Geiste der treuesten Nachfolgerinnen Jesu Christi, der barmherzigen Schwestern. Darum waren ihr auch die rohen und blutigen Stiergefechte, leider damals schon das spanische Volksvergnügen, in tiefster Seele zuwider; und als sie die Unmöglichkeit erkannte, diese krankhafte Neigung aus den Gemüthern der Spanier auszutilgen, kam sie auf den Gedanken, die Hörner der Stiere durch Umhüllungen zu verwahren und so Menschen und Pferde vor schweren Verletzungen zu schützen.

Man hat Isabellas Andenken beleidigt, indem man zwischen ihr und der gleichnamigen Königin Elisabeth von England eine Vergleichung zog. Die Wahrheit ist, daß in allen und jeden Beziehungen Isabella ebenso herrlich im Glanze fast überirdischer Tugend vor uns steht, wie Elisabeth in gemeiner, niedriger Weltlichkeit. Elisabeth war der aufs Höchste gesteigerte Ausdruck der gewaltsamen Auflehnung ihres Volkes gegen die Kirche Gottes; sie war ein sprechender Beweis dafür, was aus dem Menschen wird,

wenn er in gottvergessener Einseitigkeit, obschon in patriotischer Kraftanstrengung und mit scheinbarer politischer Weisheit, sich ganz und ausschließlich dem Staatsgedanken hingibt. Wie Isabella ein auf dem Boden des Katholicismus wunderbar erblühtes Ideal heiligmäßiger Weiblichkeit, so war Elisabeth von England ein eigentliches Zerrbild des Protestantismus. Es nützt Nichts, gegen solche Wahrheiten zu toben; man muß und wird fortfahren, den Worten ihre Bedeutung, den geschichtlichen Personen ihren wahren Werth zurückzugeben.

So ist es denn gekommen, daß die einigermaßen gerechten und edlen selbst unter den protestantischen Schriftstellern gerade durch diese so wenig zutreffende Vergleichung sich erst recht angetrieben und genöthigt fühlten, Isabellas herrliche Vorzüge in ihrem ganzen Umfang anzuerkennen. Und namentlich sollten sich Alle, die Elisabeths furchtbare Katholikenverfolgungen voll äußerster Grausamkeit sowohl in England als in Irland einigermaßen kennen gelernt haben, als ehrliche Leute wahrhaft schämen, jemals in ihrem Leben überhaupt oder mit besonderem Seitenblick auf Isabella von der „spanischen Inquisition“ zu reden.

Einstimmig war das Urtheil der Zeitgenossen, einstimmig ist auch das Urtheil der Nachwelt über Isabellas Werth. Ihre Unterthanen hatten in ihr das glänzendste Beispiel jeder weiblichen und königlichen Tugend verehrt, und beklagten ihren frühen Tod als den Untergang des Glückes und Ruhmes, welcher so herrlich über ihrem Vaterlande aufgegangen war. Selbst der fade Rationalismus des 18. und der revolutionäre Fanatismus des 19. Jahrhunderts sind bis jetzt nicht im Stande gewesen, die Begeisterung der spanischen Nation für ihre große Monarchin zu erschüttern; außerhalb Spaniens aber haben die besagten bösen Geister meines Wissens es nur versucht, Isa-

bellas Ruhm und weltgeschichtliche Bedeutung todtzuschweigen; zu verneinen gab es hier Nichts. Allein auch den Versuch des Schweigens hat der Amerikaner Prescott, ein Protestant und Rationalist, aber ein edeldenkender Mann, durch sein in vielen Beziehungen vortreffliches Werk über die Regierung Ferdinands und Isabellas fortan zur Unmöglichkeit gemacht. Und gerade die Zeit, in welcher Isabellas gleichnamige, minder tugendhafte und glückliche Nachfolgerin genöthigt war, von ihrem Throne herabzusteigen, um ihr Land und Volk allen Schrecken des Bürgerkrieges und allem praktischen Jammer des grundverkehrtesten Liberalismus preiszugeben, gerade diese Zeit ist, wenn irgend eine, geeignet, ein Meer hellsten und ruhmvollsten Glanzes zurückzustrahlen auf den Namen und auf die heldenmäßige Gestalt jener ersten Isabella, welche das herrliche, sonnengoldene Spanien im Laufe dreier Jahrzehnte zum Gipfel des Ruhmes und der welthistorischen Stellung erhoben hat.

X.

Ferdinand nach Isabellas Tod.

Wie sehr mit Isabellas Hinscheiden ein guter Geist von Ferdinand gewichen war, das zeigt der noch übrige Theil der ihm beschiedenen Lebenslaufbahn fast bei jedem Schritte. Die niedrigeren, ja selbst gemeinen Elemente und Leidenschaften, welche mindestens als Keime in seinem Wesen lagen, waren durch den veredelnden und vergeistigenden Einfluß der wahrhaft königlichen Frau im Ganzen und Großen mit Erfolg niedergehalten worden. Ihr reines,

blaues Auge leuchtete und wachte wie ein segenspendendes Gestirn über dem erdhafteren, noch mit so manchen Banden an das arme Diesseits geketteten Gemahle. Als dieses Auge sich für immer geschlossen hatte, da fühlte sich Ferdinand wohl einsam und verlassen, aber er fühlte sich auch in mancher Beziehung frei, und der böse Geist, der ihn umschwebte, mag gejubelt haben, daß die gewaltige Gegnerin ihm abgenommen war.

Dem letzten Willen seiner Gemahlin entsprechend, legte Ferdinand alsbald die Krone von Castilien nieder, ließ Philipp und Johanna als Könige ausrufen und nahm den Titel eines Reichsverwesers an. In dieser Eigenschaft huldigten ihm die am 11. Januar 1505 zu Toro versammelten Cortes, indem sie aussprachen, daß der Fall von Johannas Regierungsunfähigkeit in der That vorliege.

Allein mit dieser Regelung der Dinge war Ferdinands Schwiegersohn keineswegs einverstanden. Philipp forderte vielmehr den neuen Reichsverweser brieflich geradezu auf, der Regierung zu seiner Gunsten zu entsagen und sich in sein eigenes Königreich Aragonien zurückzuziehen. Philipps Ansprüche wurden unterstützt durch die selbstsüchtige Gunst zahlreicher Adeliger, welchen Ferdinands überlegene und zugleich absolutistische Politik von jeher ein Gegenstand tiefster Abneigung gewesen war. Durch diese Verhältnisse sowohl von Außen als im Innern seines Landes bedroht, griff Ferdinand sogleich zu einem Mittel ränkevoller Politik. In der Absicht nämlich, auf jeden Fall Frankreich von seinem Schwiegersohne zu trennen, suchte er auf jede mögliche Weise diese Macht für sich zu gewinnen. Frankreichs Interesse bestand offenbar darin, die Vereinigung der spanischen und österreichischen Macht durch Philipp und dessen Nachkommenschaft zu verhindern; der französische König Ludwig XII. war deßhalb gleich bereit, die Zwietracht

zwischen Ferdinand und seinem Schwiegersohn zu schüren. Es wurden daher Unterhandlungen eingeleitet über eine Vermählung des im 54. Lebensjahr stehenden Ferdinand mit einer 18jährigen französischen Prinzessin Germaine de Foix, einer Enkelin von Ferdinands Schwester Leonore, Königin von Navarra. Zu Gunsten dieser Ehe und der etwaigen Nachkommenschaft aus derselben verzichtete Ludwig XII. auf seine neapolitanischen Ansprüche; würde aber Germaine ohne Nachkommen sterben, dann sollte die durch den früheren Theilungsvertrag für Frankreich bestimmte Hälfte Neapels an diese Macht zurückfallen. Dieser schmachvollen Bedingung setzte das noch schimpflichere Versprechen die Krone auf, durch welches Ferdinand sich verpflichtete, an Ludwig XII. in zehn Jahresraten eine Million Dukaten Kriegskostenentschädigung zu bezahlen.

Zu diesen unglaublichen Handlungen ließ sich Ferdinand durch schnöden Eigennutz bestimmen, als noch kein Jahr seit Isabellas Tod entschwunden war (16. Oktober 1505). Er gefährdete dadurch sein und seiner verewigten Gattin ganzes Lebenswerk; denn falls die neue Königin Nachkommenschaft erhielt, mußte Aragonien mit seinen italienischen Besitzungen von dem übrigen Spanien nebst Amerika gänzlich getrennt werden. Wie tief unwürdig es war, an die Stelle einer Isabella eine Germaine zu setzen, an welcher als eine der bemerkenswerthesten Eigenschaften der „embonpoint“ hervorgehoben wird, das scheint Ferdinand nicht mehr empfunden zu haben.

Dafür erreichte er allerdings seinen unmittelbarsten, kleinlichen Zweck. Philipp, dem von Ludwig XII. die Durchreise durch Frankreich untersagt wurde, bis er sich mit seinem Schwiegervater ausgesöhnt habe, zog gelindere Saiten auf, und es kam zwischen Beiden am 24. November 1505 der Vertrag von Salamanca zu Stande, nach welchem

Castilien unter den vereinigten Namen „Ferdinand, Philipp und Johanna" regiert werden, Ferdinand aber die Hälfte der castilianischen Staatseinkünfte behalten solle.

Auf den Grund dieses offenbar verlogenen Machwerkes schiffte sich nunmehr Philipp mit seiner unglücklichen Gattin nach Spanien ein, wo er am 28. April 1506 ans Land stieg, nachdem Ferdinand kurz zuvor, am 18. März, seine Vermählung mit Germaine vollzogen hatte.

Als Philipp sich von dem castilischen Adel freundlich bewillkommt und bald von einer ansehnlichen Streitmacht umgeben sah, sagte er sich ungescheut von dem Vertrag von Salamanca los und machte sein und seiner Gemahlin ausschließliches Recht auf die Krone Castiliens geltend. Ferdinand hatte sich durch seine Heirath in der öffentlichen Meinung unendlich herabgesetzt, und Philipp durfte es wagen, ihm Monate lang jede Zusammenkunft zu verweigern; ja, es wäre mit Ferdinands Herrschaft zu Ende gegangen, wenn nicht Philipps Genußsucht und Unwissenheit die ihm dargebotene Gunst der Umstände verscherzt hätte.

Am 23. Juni 1506 kamen endlich Schwiegervater und Schwiegersohn an der Grenze von Galizien und Leon zusammen. Ximenes, der mit Ferdinand erschien, wußte zwar Philipps Günstling Don Juan Manuel zu entfernen; allein gleichwohl blieb Philipp unbeweglich. Ferdinand wußte sich zu beherrschen; er, der geprüfte Menschenkenner, sah bereits die Anzeichen der Zwietracht zwischen den von Philipp mitgebrachten Niederländern und den Spaniern hervortreten. Er beschloß, für den Augenblick nachzugeben, und trat durch Uebereinkunft vom 27. Juni 1506 die Regierung Castiliens an Philipp und Johanna ab, wogegen ihm die Würde als Großmeister der drei geistlichen Ritterorden und die auf Isabellas Testament beruhenden Einkünfte belassen wurden. Man sieht: Ferdi-

nand war auch als Nachgebender und Besiegter immer klug und praktisch; nur wo er sich durch ängstliches Grübeln um die Zukunft irreleiten ließ, wie bei dem Vertrage mit Frankreich, da verließ ihn die Schärfe seines Verstandes. Philipp war hart genug, dem Vater nicht einmal eine Zusammenkunft mit seiner unglücklichen, wahnsinnumnachteten Tochter zu bewilligen; und Ferdinand ging gleichwohl in der Nachgiebigkeit so weit, daß er Johannas Regierungsunfähigkeit und folgeweise Philipps ausschließliche Regierungsgewalt öffentlich und urkundlich anerkannte. Dann zog er sich nach Aragonien zurück. Untreu war er geworden dem Andenken Isabellas; untreu war ihm geworden sein früher so beständiges Glück.

Während in Castilien die Cortes ohne Rücksicht auf Philipps Uebereinkunft mit Ferdinand Ersterem nur in Gemeinschaft mit Johanna huldigten, Philipp aber gleichwohl eine unbesonnene und willkürliche Günstlingsherrschaft seiner Niederländer zur größten Erbitterung aller Klassen der spanischen Bevölkerung einführte, begab sich Ferdinand, von einer nicht fernen Zukunft sein Heil in Spanien erwartend, nach Neapel.

Sein hochverdienter Heerführer, Gonsalvo de Cordova, besaß Ferdinands Vertrauen nicht mehr. Aus dem Königreich Castilien gebürtig, durch Isabellas Gunst emporgehoben und ihrem Gemahl empfohlen, war der „große Feldherr“ für Ferdinand eine beständige Erinnerung an jene älteren Zeiten, mit deren Ueberlieferungen der König in mehrfacher Hinsicht gebrochen hatte. Neidische Verläumdung blies und schürte schon lange an der heimlichen Gluth des Argwohns zwischen König und Feldherr; und als Gonsalvo, trotz Ferdinands Anerbieten, ihn zum Großmeister von Santiago zu ernennen, seiner Abberufung von dem Posten als neapolitanischer Vicekönig nicht augenblicklich Folge

leistete, da fürchtete Ferdinand nichts Geringeres, als daß Gonsalvo das Königreich Neapel seinen Feinden in die Hände spielen oder für sich selbst behalten wolle, und schiffte sich mit seiner jugendlichen Gemahlin im September 1506 an Bord einer stattlichen Flotte nach Italien ein. Gonsalvo kam ihm schon in Genua entgegen, entschuldigte seine verzögerte Rückkehr mit der pflichtmäßigen Sorge für die wichtigsten Angelegenheiten des Landes, und stellte so, wenigstens äußerlich, ein gutes Verhältniß zu seinem Könige her. In Ferdinands Brust blieb aber der Stachel des Argwohns, und zwar, nach aller menschlichen Kenntniß und Berechnung, eines unbegründeten Argwohns gegen einen treuen und patriotischen Diener.

Beinahe gleichzeitig mit Ferdinands Landung in Genua war in Burgos sein Schwiegersohn Philipp am 25. September 1506 im Alter von 28 Jahren gestorben, als Opfer seiner unbesonnenen, maßlosen Hast in allen Dingen, diesmal angeblich im Ballspiel. Seine Zeitgenossen wußten von ihm nichts Besseres zu rühmen, als die Anmuth seines Gesichtes und die Stattlichkeit seines Leibes, weßhalb man ihn noch jetzt „Philipp den Schönen" zu nennen pflegt. Um so gewisser nahm er in sein Grab den traurigen Ruhm mit, Isabellas armes Kind recht unglücklich gemacht zu haben. In allen Dingen dem Antriebe des Augenblicks, der Laune und des Bedürfnisses hingegeben, hatte ihm gerade das Eine gefehlt, was den Menschen erst im höheren Sinne zum Menschen macht: die Herrschaft des Geistes und der Vernunft. Bei der durch das unerwartete Ereigniß entstehenden allgemeinen Verwirrung ergriff Ximenes, abermals ein Auserkorener und eine Erbschaft Isabellas, als Primas von Spanien die Regierung mit seiner festen, keiner irdischen Aufregung, keines leidenschaftlichen Zitterns fähigen Hand. Ihm war es klar, daß unter den jetzigen

Umständen mit möglichster Raschheit auf Ferdinand müsse zurückgegriffen werden. Unter seiner Leitung bildete sich zunächst ein Regentschaftsrath aus sieben Mitgliedern, worunter zwei Niederländer; den Vorsitz übernahm Ximenes selbst. Da Johanna, in maßlosem Schmerze um den undankbaren Todten aufgelöst, das Gebet für seine arme Seele als das einzige Geschäft ihres Lebens betrachtend, mit der Starrköpfigkeit des Wahnsinns alle und jede Unterschrift verweigerte, so beschloß der Rath, auch die Einberufung der Cortes auf seine eigene Verantwortlichkeit zu nehmen.

Inzwischen hatte sich Ferdinand in kühler Selbstbeherrschung durch die von Ximenes empfangenen Botschaften nicht abhalten lassen, seine Reise nach Neapel fortzusetzen. Diese Stadt empfing ihn, wie sie noch Jeden empfangen hat, der, im Vordergrunde der Tagesereignisse stehend, zu ihr kommt: sie empfing ihn mit wahnsinnigem Jubel. Er zog, die Königin Germaine an seiner Seite, mit aller Pracht und Herrlichkeit in die glänzende Hauptstadt ein. Dann berief er ein Parlament und empfing die Huldigung des Landes für sich, seine Tochter Johanna, und deren Nachkommen. Jetzt, nach Philipps Tod, machte er sich Nichts daraus, den zu Gunsten Frankreichs und seiner neuen Gemahlin geschlossenen Vertrag sofort unbeachtet in den Winkel zu werfen. Dann wendete er sich den Regierungsgeschäften zu und vollzog mit widerspruchsvoller Gewissenhaftigkeit die in dem nämlichen Vertrag mit Frankreich zugesagte Wiedereinsetzung der adeligen Herrn von der früheren französischen Partei in ihre Güter und Rechte.

Während der König so beschäftigt war, geleitete Johanna die Ueberreste ihres entschlafenen Gemahls zum Ruheplatze in Granada. Die unglückliche Kranke reiste nur bei Nacht, weil eine Wittwe, welche die Sonne ihrer Seele verloren habe, sich nie mehr dem Tageslichte aussetzen solle; sie

war sogar nach Philipps Tod eifersüchtig, wenn ein weibliches Wesen nur in die Nähe des Sarges kam. Den seit dem November in Burgos versammelten Cortes hatte sie vor ihrer Abreise gesagt, sie sollten nur wieder nach Hause gehen und sich nicht weiter ohne ihren, der Königin, Befehl in die Geschäfte des Landes mischen. Die Cortes wurden vertagt, die Zeit, für welche der Regentschaftsrath ernannt war, ging zu Ende und eine Erneuerung fand nicht statt; die Erhaltung der öffentlichen Ordnung beruhte unter diesen außerordentlich schwierigen Umständen, da von allen Seiten der Losbruch der früheren Parteiungen drohte und zugleich pestartige Seuchen das Land verwüsteten, ausschließlich auf dem großen Geiste des Ximenes. Zu dem angeblichen Zwecke, die Person der Königin zu beschützen, hatte er auf seine Kosten eine bedeutende Truppenzahl ausgerüstet, die er auch aus seinen großartigen Einkünften besoldete, die ihm aber in der That und Wahrheit dazu dienten, das Heft der Staatsleitung fest in seiner ehernen Faust zu behalten. In dieser Lage der Dinge verstrich die erste Hälfte des Jahres 1507 und Ferdinand glaubte nunmehr die Zeit gekommen, um mit günstigem Erfolge wieder auf dem castilianischen Schauplatz aufzutreten. Er hatte unter Gonsalvos wirksamstem Beistand die inneren Angelegenheiten Neapels mit seiner gewohnten Arbeitsamkeit, mit Weisheit und mit Glück geordnet, seinen Neffen, den Grafen von Ribagorza, zum Vicekönig ernannt, und kehrte nun, begleitet von Gonsalvo de Cordova, nach Spanien zurück. In Savona kam er mit Ludwig XII. von Frankreich zusammen. Die ganz außerordentliche Zuvorkommenheit und bewundernde Huldigung, mit welcher der französische König den spanischen Herrscher und dessen großen Feldherrn empfing, war nicht nur ein Ergebniß königlichen Anstandes und edler Sitte, sondern zugleich der wahrheits-

getreue Ausdruck der öffentlichen Meinung Europas. In der That waren seit Isabellas Tod Ferdinand und Gonsalvo die berühmtesten und gefeiertsten Persönlichkeiten der damaligen Welt.

Am 20. Juli 1507 betrat Ferdinand Spaniens Boden wieder. Seine Auffassung und Berechnung der Dinge hatte ihn nicht getäuscht. Man hatte ihn vermissen und schätzen gelernt; die Versuche des deutschen Kaisers Maximilian, zu Gunsten der sofortigen Thronbesteigung seines Enkels Karls V. eine Bewegung hervorzurufen, waren an dem streng nationalen Sinn der Spanier und an ihrem Widerwillen gegen das unter Philipp dem Schönen erlebte niederländische Günstlingswesen gescheitert; das Land sehnte sich nach der Rückkehr geordneter Zustäude, es erwartete seine Rettung von Ferdinand.

Ein großes Glück war es hiebei, daß Ximenes, ebenso leidenschaftslos als einsichtsvoll, in der einzuschlagenden Handlungsweise, in der Treue zum angestammten König trotz der von diesem begangenen Fehler keinen Augenblick schwankte. Auch Johannas halb verrückte und halb undankbare Abneigung gegen seine Person machte ihn nicht irre. Er führte die unglückliche Königin in die Arme ihres Vaters, der jetzt seit Jahren sein Kind zum ersten Male, entstellt von allen äußeren Zeichen des Wahnsinns, wiedersah. Dem Vater gelang es, wenigstens einigen Einfluß auf die kranke Tochter zu gewinnen, indem sie sich dazu entschloß, nach seiner Anweisung eine menschenwürdige Wohnung im Schlosse zu Tordesillas zu beziehen.

Ferdinand übernahm sofort die Regierungsgewalt in ihrem vollen Umfange, wie wenn seit Isabellas Tod auch nicht das Geringste vorgefallen wäre; und das ganze Land schenkte dieser Handlungsweise seinen einstimmigen Beifall. Als natürlicher, durch Isabellas Testament und durch die

Cortesversammlung zu Toro bestätigter Vormund Johannas regierte er ohne Weiteres für sie, und erst bei einer im Jahre 1510 zu Madrid abgehaltenen Cortesversammlung leistete er den Eid als Reichsverweser für seine Tochter und deren Sohn Karl. Nur gegen wenige Adelige, deren Benehmen nahe an Rebellion grenzte, ließ Ferdinand Strenge walten; im Allgemeinen verfuhr er mit kluger Milde, und seine Beliebtheit bei der Nation war in Folge dieser Handlungsweise groß und allgemein.

Dagegen zeigte er fortwährend die schlimmsten Seiten seines Charakters in seinem Verhalten gegen Gonsalvo de Cordova. Von dem so oft und feierlich versprochenen Großmeisterthum von Santiago war gar keine Rede mehr und die Ungnade Ferdinands und seiner Gemahlin war so deutlich, daß Gonsalvo die Erlaubniß nachsuchte und erhielt, sich auf seine Güter zurückzuziehen. Ferdinand verlieh ihm die königliche Stadt Loja; theils hier, theils in Granada lebte Gonsalvo den Rest seiner Tage.

Wenn Ferdinand im Allgemeinen nach seiner Rückkehr aus Italien mit Mäßigung und ohne Rachsucht verfuhr, so darf man wohl annehmen, daß die Rathschläge des Ximenes auf diese Handlungsweise nicht ohne Einfluß waren. Denn Ferdinand war zu klug, um einen Mann gering anzuschlagen, der nach ihm unstreitig der Erste in Spanien, und welchem jeder Beweggrund irdischen Ehrgeizes gänzlich fremd und fern war.

Das Jahr 1507 hatte dem Erzbischof nach einander den Cardinalshut und die Ernennung zum Großinquisitor von Castilien gebracht. Trotz seines hohen Alters waren die Kräfte nicht nur seines Geistes, sondern auch seines in der harten Schule mönchischer Ascese zugleich abgetödteten und gestählten Körpers frisch und stark. Er suchte, von einer ähnlichen Begeisterung erfüllt wie dereinst der edle

Columbus, die Könige von Portugal, Spanien und England zu einem Kreuzzug ins heilige Land, zur Wiedereroberung des heiligen Grabes zu vereinigen. Als dieser Plan an der nüchternen Weltlichkeit und Alltäglichkeit der Herren Monarchen scheiterte, beschloß der in einsamer Größe über seine Zeit emporragende Mönch, die Fahne des Kreuzes wieder in den Welttheil zu tragen, wo einst der heilige Augustinus seine von Gottesliebe glühende Seele der ewigen Herrlichkeit entgegen gerungen hatte. Schon im Jahre 1505 hatte er es dahin gebracht, daß der Seeräuberhafen Mazarquivir an der afrikanischen Küste hinweggenommen wurde; jetzt beschäftigte ihn die kühnere Idee der Eroberung von Oran.

Es handelte sich für Ximenes um nichts Geringeres, als um die Vernichtung der afrikanischen Raubstaaten mit ihrem die ganze Christenheit entehrenden Sklavenwesen, und zugleich um die neue Christianisirung Nordafrikas. Wäre Isabella noch am Leben gewesen, so würden die großen Pläne des erhabenen Greises auf einen fruchtbaren Boden gefallen sein. In Ferdinands immer enger werdendem Gemüthe begegnete der Primas von Spanien mit seinen im höchsten Grade nationalen und populären Gedanken vor Allem und fast ausschließlich der Einwendung, man habe nicht genug Geld. Allein Ximenes erwiederte, daß er bereit und im Stande sei, jede nöthige Summe vorzuschießen, auch die Oberleitung der ganzen Sache in eigener Person zu übernehmen. Und in der That stellte er sich, mehr als 70 Jahre alt, an die Spitze dieser glorreichen Unternehmung; mit einer Flotte von 90 Segeln, einer Armee von 14,000 Mann begann er im Mai 1509 seinen afrikanischen Feldzug; Pedro Navarro war General unter ihm; das reiche, glänzende Oran wurde nach blutigem Kampfe mit Sturm genommen, und nur die kleinliche Gesinnung

Ferdinands und Navarros hat es verschuldet, daß der von Ximenes so glänzend ins Werk gesetzte Anfang nicht zum Heile der Religion und Bildung mit Aufbietung aller Kräfte fortgesetzt ward.

Nachdem Ximenes nach Europa zurückgekehrt war, führte zwar Navarro im folgenden Jahre die afrikanischen Eroberungen noch einige Zeit fort, erlitt aber auch eine bedeutende Niederlage und es war dem ganzen Unternehmen das Lebensmark ausgebrochen, seit der gewaltige Franciscaner demselben entzogen blieb. Auch in dieser Angelegenheit hatte Ferdinand wieder gezeigt, wie sehr er gesunken war. Der Gedanke, statt des Ximenes seinen unehelichen Sohn Alfons auf dem erzbischöflichen Stuhle von Toledo zu sehen, beschäftigte ihn, obwohl vergeblich, viel lebhafter, als Alles, was Ximenes in Afrika zum Heile des Vaterlandes und des Christenthums zu vollführen Willens war.

Weit größere Theilnahme widmete Ferdinand unausgesetzt den italienischen Verhältnissen. Es ist in der That merkwürdig, wie sich in ihm der Charakter und die Geschichte des Königreichs Aragonien gewissermaßen persönlich verkörpert haben. Wie die Meeresküste Valencias und Cataloniens sich nach Italien hinüberneigt, so war, Jahrhunderte hindurch, die Geschichte beider Länder innig verwachsen. Und obgleich jetzt in Spanien durch die politische Vereinigung der ganzen Halbinsel, außer Portugal, der natürliche Schwerpunkt wieder gewonnen war, dessen Anziehungskraft auch für Aragonien hätte unwiderstehlich sein sollen, so blieb doch Ferdinand von Isabellas Tod bis zu seinem eigenen Lebensende unrettbar befangen in seiner Liebhaberei für Italien und für seine italienischen Eroberungen, die er gewissermaßen als seine höchstpersönliche Hauptleistung betrachtete und auch betrachten konnte. Es war auch vollkommen richtig, daß die italienischen Besitzungen

zunächst und unmittelbar Spaniens Ruhm und Bedeutung in Europa begründet hatten; allein jede tiefer und weiter dringende Politik hätte einsehen müssen, daß auf längere Dauer hinaus diese entlegenen, dem italienischen Nationalbewußtsein eben so sehr wie der Eifersucht anderer europäischer Mächte widerstreitenden Besitzungen nur eine Quelle des Unglücks und der Schwächung für Spanien sein würden. Isabella scheint der ganzen Sache nie besonders hold gewesen zu sein; allein mit Ferdinand war hierüber nicht zu reden. Er war allerdings klug und besonnen genug, um seine Eroberungen nicht ins Ungemessene auszudehnen; er wollte sich mit Sicilien, Sardinien und Neapel begnügen, aber die Erhaltung dieser Besitzungen lag ihm auch so sehr am Herzen, wie irgend Etwas, und nur die wirkliche oder vermeintliche höchste Bedrängniß nach Isabellas Tod hatte ihn bestimmen können, für einen besonderen Fall einen Theilungsvertrag mit Frankreich einzugehen, welchen ganz entschieden nicht zu halten er wohl von Anfang an entschlossen war.

Indessen führte die Zeit noch weitere Verwicklungen herbei. Ob irgend eine Rücksicht höherer Politik Ferdinand mit bestimmte, als er der am 10. Dezember 1508 zwischen Ludwig XII. und dem deutschen Kaiser Maximilian geschlossenen Liga von Cambray beitrat, will ich nicht entscheiden. Gewiß ist so viel, daß die Theilung der venetianischen Besitzungen auf dem Festlande der Zweck des Bündnisses war, und daß Ferdinand seinen Antheil an der Beute rasch wie ein Habicht davontrug. Dieser Antheil bestand in fünf bedeutenden neapolitanischen Städten, welche er der Republik für empfangene Geldvorschüsse verpfändet hatte, und seine ganze Handlungsweise in dieser Angelegenheit zeigte von Neuem, daß Isabella nicht mehr bei ihm war. An dem weiteren Verlaufe des kurzen Krieges gegen

Venedig nahm Ferdinand keinen Antheil. Wohl aber schloß er sich, und zwar diesesmal gewiß mit politischer Ueberzeugung und sowohl vom spanischen als italienischen Standpunkt aus mit gutem Grunde, im Jahr 1511 einem neuen Bündnisse an, welches zwischen ihm, Papst Julius II. und Venedig zu dem Zwecke geschlossen wurde, die Franzosen aus Italien zu vertreiben. Der Papst belohnte diese so offenbar richtige Wendung der spanischen Politik durch die endliche vorbehaltslose Belehnung mit Neapel. Zugleich erklärte Julius II. die Bestimmung in Ferdinands Ehevertrag über den Rückfall der Hälfte dieses Königreichs an Neapel bei kinderlosem Tode der Königin Germaine für nichtig, wozu er als Lehensherr meines Erachtens vollkommen berechtigt war. In diese „heilige Liga" trat Ferdinand kraftvoll ein, indem er 12,000 Mann Landtruppen und eine Flotte von elf großen Schiffen stellte; dagegen rächte sich an ihm die Sünde des Argwohns gegen Gonsalvo, indem er seine Truppen unter den Befehl des gering befähigten Vicekönigs von Neapel, Hugo de Cardona, stellte, welcher denn auch richtig am 11. April 1512 von den Franzosen in der Schlacht bei Ravenna aufs Haupt geschlagen ward. Allein die Sieger verloren im mörderischen Kampfe ihren jugendlich genialen Feldheren Gaston de Foix, den Bruder der Königin Germaine. So sehr hatte sich bereits die unnatürliche Verkehrtheit jenes Ehebundes gerächt, daß unter Ferdinands Namen der Bruder seiner Gemahlin in der Schlacht getödtet ward, während von allen an die Eheschließung geknüpften Folgen und Bedingungen das gerade Gegentheil eingetreten war. Nur die in Aussicht genommene Kinderlosigkeit schien zum Heile Spaniens dauernde Wirklichkeit bleiben zu sollen.

Nach der Schlacht von Ravenna schienen die Angelegenheiten der Liga so schlimm zu stehen, daß Ferdinand

sich im Laufe des Monats Mai 1512 entschloß, Gonsalvo de Cordova an die Spitze der Armee zu berufen. Allein es gelang seiner gewiegten diplomatischen Ueberlegenheit, auch ohne die wirkliche Ausführung dieser Maßregel die Dinge wieder in einen besseren Gang zu bringen. Fürs Erste glückte es ihm, einen Waffenstillstand zwischen Kaiser Maximilian und Venedig zu vermitteln, eine Thatsache, die gleichbedeutend war mit der Trennung des Kaisers von dem französischen Interesse; und sodann trat Ferdinands Schwiegersohn, König Heinrich VIII. von England, der Liga offen bei. Was noch fehlte, das ergänzten die Franzosen selbst durch die nach dem Tode des Feldherrn in ihren gelichteten Reihen eintretende Zerrüttung; sie mußten sich im Laufe des Sommers 1512 bis an den Fuß der Alpen zurückziehen. Ferdinands unmittelbarer Zweck, die Sicherstellung seines neapolitanischen Besitzes vor jeder französischen Gefahr, war im vollsten Umfang verwirklicht. Wenn sein entfernteres Ziel, die gänzliche Vertreibung der französischen Macht und des französischen Einflusses vom italienischen Boden, nicht gleichfalls erreicht wurde, so geschah dies gegen seinen Willen und ohne seine Schuld durch die im nächstfolgenden Jahr eingetretene Wiederannäherung Venedigs an Frankreich.

Inzwischen hatte Ferdinand seine ganze unermüdliche Arbeitskraft einem neuen und hochwichtigen Unternehmen zugewendet, das allerdings mit dem italienischen Kriege in enger Verbindung stand. Er wollte im Laufe des Sommers 1512, unterstützt von einer englischen Flotte mit 10,000 Mann Landungstruppen, einen Einfall in die französische Provinz Guyenne machen; diese Angelegenheit führte ihn an die Grenzen des Königreichs Navarra, durch dessen Eroberung Ferdinand nunmehr am Abend seines Lebens den letzten Baustein in das Gebäude der spanischen Staats-

einheit einfügen sollte. Werfen wir deßhalb einen raschen Rückblick nach der damaligen Lage des kleinen, dem Untergang bestimmten Königreiches.

Nachdem König Johann II. von Aragonien im Jahre 1479 gestorben war, folgte ihm binnen wenigen Wochen seine Tochter Eleonore, die Königin von Navarra, an den Ort der ewigen Vergeltung nach. Ihr Sohn Gaston de Foix war 10 Jahre zuvor bei einem Tournier in Lissabon ums Leben gekommen, und so gelangte dessen minderjähriger Sohn Franz Phöbus auf den wankenden Thron. Seine Mutter Magdalena, eine Schwester König Ludwigs XI. von Frankreich, führte die Regentschaft; und als der junge Fürst schon im Jahre 1483 unvermählt starb, folgte ihm seine Schwester Katharina in der Regierung nach. Die Mutter der neuen Königin, in dem leidenschaftlichen Streben, die Unabhängigkeit des Landes von Spanien aufrecht zu erhalten, vereitelte Isabellas und Ferdinands Plan, Katharina von Navarra mit ihrem Sohne Don Juan zu verheirathen, durch die im Jahre 1484 erfolgte Vermählung derselben mit dem französischen Edelmann Jean d'Albret. Ferdinand schwieg, beobachtete, und wartete ab. Das regierende Paar von Navarra aber näherte sich Frankreich im Laufe der Jahre immer mehr, und im Jahr 1512, unmittelbar nach der Schlacht bei Ravenna, wurden Bevollmächtigte nach Blois gesandt, um mit Ludwig XII. über Abschluß eines Schutz- und Trutz-Bündnisses zu verhandeln.

Dieß war die Lage der Dinge, als Ferdinand, von den navarresischen Unterhandlungen bestens unterrichtet, nicht nur das Gesuch um freien Durchzug durch das Königreich behufs seines Zusammenwirkens mit den englischen Truppen stellte, sondern auch weiter die Uebergabe von sechs Festungen als Unterpfand für die Dauer seines Feldzuges begehrte. Das hieß nun wirklich, dem wehrlosen

Königspaar die Pistole auf die Brust setzen. Dasselbe antwortete durch eine Allianz mit Frankreich und durch eine Kriegserklärung an England; der Durchmarsch wurde selbstverständlich abgelehnt. Unverzüglich rückten die Spanier unter dem Herzog von Alba, dem Großvater von Philipps II. berühmtem Feldherrn, in Navarra ein; die Hauptstadt Pampelona ergab sich; die königliche Familie entfloh nach Frankreich. Als sie ihr Königreich verließen, sagte Katharina zu ihrem Gemahl: „Jean d'Albret, du bist geboren. Jean d'Albret, du wirst sterben. Wäre ich König und du Königin, wir säßen noch auf unserem Throne."

Wenn die Geschichte wahr ist, so beweist sie nur, daß Katharina sich täuschte und überschätzte. In dem neugestalteten politischen Europa war kein Raum für ein selbstständiges Königreich Navarra.

Frankreich hatte nicht Schutz, nicht Hilfe für seinen neuen Verbündeten; binnen weniger Wochen war das ganze Land in Ferdinands Gewalt. Ihn ließen jetzt freilich die Engländer im Stich, als sie einsahen, daß Ferdinands Herz nicht für Guyenne, sondern nur für Navarra schlug; allein der von Jean d'Albret in Begleitung französischer Truppen gemachte Versuch einer Wiedereroberung Navarras mißlang vollständig und am 1. April 1513 schloß Ludwig XII. mit Ferdinand einen Waffenstillstand auf ein Jahr, der in der Folge verlängert wurde und durch welchen er die Sache der navarresischen Königsfamilie fallen ließ. Dieser Vertrag bezog sich aber nicht auf Italien, wo Ferdinands Interessen nicht bedroht waren; er seiner Seits hatte die Interessen der heiligen Liga preisgegeben. Das Königreich Navarra war der Preis, Jean d'Albret und Katharina die Opfer.

Mit unermüdlicher Thätigkeit war nunmehr Ferdinand beschäftigt, das neugewonnene Land rasch, fest und in allen Beziehungen der spanischen Monarchie einzuverleiben. Nach-

dem schon im März 1513 die Stände von Navarra den Huldigungseid geleistet hatten, erfolgte im Juni die feierliche Vereinigung des Landes, und zwar mit Castilien. Durch diesen Act zeigte Ferdinand, daß er seinen angestammten aragonischen Stolz und Patriotismus sehr leicht zu überwinden vermochte, wo die politische Vernunft und das wirkliche Interesse es verlangten. In der That wies die geographische Lage Navarras ebenso sehr, als der Geist seiner Bevölkerung, mehr auf Castilien, als auf Aragon hin; auch war die Eroberung vorzugsweise mit den Mitteln Castiliens vollbracht worden, und die Einverleibung war ein vortrefflich gewähltes Mittel, um Ferdinands Einfluß und Beliebtheit in Castilien zu befestigen und zu vermehren.

Nachdem die Dinge in Italien eine günstigere Wendung genommen hatten, war Ferdinand, von unaustilgbarem Argwohn geplagt, von der Sendung Gonsalvos nach Italien um so mehr wieder abgegangen, als die Bevölkerung sich mit einer wirklich zur Eifersucht verletzenden Begeisterung um die Fahne des allbeliebten Feldherrn schaarte Gonsalvo wurde genöthigt, seine schon angeworbenen Truppen wieder zu entlassen und die erbetene Erlaubniß, sich nach seinem Herzogthum Terranova in Neapel zurückzuziehen, wurde ihm nicht ertheilt. Im Jahr 1515 erhielt der König die Nachricht, Gonsalvo beabsichtige ohne seine Erlaubniß nach Flandern zu gehen; man wußte nicht, ob er den Befehl der päpstlichen Truppen übernehmen, oder gar im Einverständniß mit Kaiser Maximilian den jungen Karl nach Castilien führen solle. Ferdinand scheint das Letztere ernstlich befürchtet zu haben; er traf alle Maßregeln, um Gonsalvos Abreise zu verhindern, koste es auch das Aeußerste. Da kam der Tod dem Ausbruch eines ernsten Conflictes zwischen dem Monarchen und seinem alten, ruhmvollen

Diener mit erlösender Hand zuvor. Am 2. December 1515 starb Gonsalvo, 62 Jahre alt, zu Granada. An seiner Bahre schwieg endlich der Argwohn, welcher seine und Ferdinands letzte Lebensjahre verdüstert hatte. Dem Todten erwies der König alle mögliche Ehre, die er dem Lebenden nicht gegönnt hatte. Gonsalvo war nicht nur ein großer Feldherr, sondern auch ein Mann von seltener Liebenswürdigkeit und Sittenreinheit gewesen; mit ihm ging eine der letzten und glänzendsten Erscheinungen aus Isabellas Zeit voll Ruhm und Poesie zu Grabe.

Einsamer, ernster, ja trauriger wurde es in zunehmendem Grade bei Ferdinand und in seiner Umgebung. Die Königin Germaine hatte einmal, im Jahr 1509, ein Kind geboren, das nur wenige Stunden lebte; seither blieb ihr die Mutterschaft versagt, und Ferdinand war unköniglich schwach genug, sich ob dieses Umstandes zu grämen, während doch die dauernde Erhaltung der spanischen Staatseinheit durch die Kinderlosigkeit dieser unbesonnenen und unpassenden Ehe verbürgt ward. Auch stellten sich allmälig die Gebrechen des Alters in seinem Leibes- und Gemüthsleben ein. An die Stelle der früheren gesunden und kraftvollen Heiterkeit trat Uebellaune und krankhafte Reizbarkeit. Er fing an, seine Gesundheit durch Quacksalbereien zu mißhandeln, zog mit peinlicher Ruhelosigkeit im Lande umher, und suchte mit leidenschaftlicher Ueberschätzung seiner Kraft sich durch die Anstrengungen der Jagd zu zerstreuen und zu betäuben. Schon im Laufe des Sommers 1515 hatte er ein ernstes, schlagflußartiges Unwohlsein zu bestehen, und als die Kunde von Gonsalvos Hinscheiden durch die spanischen Lande ging, da war es dem Volke schon bekannt, daß es seinen alten König nach menschlicher Berechnung nicht mehr lang besitzen werde.

In Folge einer Herzkrankheit und hinzugetretener

Wassersucht von Athemnoth gepeinigt, suchte der kranke, über seinen Zustand sich selbst hartnäckig täuschende König so lange als möglich in Feld und Wald sich aufzuhalten. Ihm war prophezeit worden, behauptet die Sage, er werde in Madrigal, Isabellas Geburtsstadt, sterben. Er soll mit abergläubischer Furcht den Ort gemieden haben, und nun mußte er, auf der Reise nach dem Süden begriffen, im Dörfchen Madrigalejo Halt machen, weil das Weiterkommen durch die übermächtige kalte Hand verhindert ward. Die dunkeln Schatten der letzten Lebensjahre mit ihrer vielfach engherzigen und unedlen Handlungsweise umdüsterten begreiflicher Weise Ferdinands Todesstunde. Er wollte so lange als nur möglich die Sterbesakramente nicht empfangen; und als Adrian von Utrecht, Erzieher und Abgesandter seines Enkels Karl, nach Madrigalejo eilte, um angeblich einige Aufträge seines Herrn mit Ferdinand zu besprechen, da sagte der sterbende Menschenkenner: „Er ist gekommen, mich sterben zu sehen“, und ließ ihm die Thüre verriegeln.

Als jedoch die Aerzte die unerbittliche Wahrheit offen sagten, da erlangte der König die Geistesgröße wieder, welche dem letzten Augenblick geziemt. Er empfing die Sakramente und traf die letzten Verfügungen für seine Monarchie. Noch hatte er einen Sieg über sich selbst und seine Neigungen zu erringen. Sein jüngerer Enkel Ferdinand, späterhin der deutsche Kaiser Ferdinand I., war in Spanien unter seinen Augen erzogen worden und besaß des Großvaters ganze Herzensliebe. Ihm wünschte er die Regentschaft bis zu Karls Herüberkunft zu übertragen, und er soll auch in einem Testamente vom Jahre 1512 diese Anordnung wirklich getroffen haben. Sie wäre grundverkehrt gewesen, indem sie in einem schwierigen Augenblick einen Knaben und jüngeren Bruder an die Spitze des Reiches gestellt hätte. Ferdinands Vertraute nannten ein-

stimmig Ximenes; und trotz seiner persönlichen Abneigung gegen diesen Mann überwand sich der König, indem er ausdrücklich beifügte, Ximenes verdanke Alles „der Königin Isabella und ihm, er werde dem Interesse des königlichen Hauses stets ergeben bleiben." Ferdinand wünschte, seinem Liebling wenigstens die Großmeisterwürden zu hinterlassen; auch diesem politisch gefahrvollen Geschenk widersetzten sich die Räthe des Königs mit Erfolg. Das endlich zu Stande gebrachte Testament vertraute die Regentschaft Castiliens bis zu Karls Ankunft dem Kardinalerzbischof von Toledo, jene Aragoniens dem Erzbischof von Saragossa, dem mehrerwähnten natürlichen Sohne des Königs; Prinz Ferdinand erhielt nur einige Besitzungen in Neapel und einen Jahrgehalt. Nachdem der letzte Wille am 22. Januar 1516 Abends unterzeichnet worden war, verschied der König, nicht ganz 64 Jahre alt, in der darauf folgenden Nacht; er hatte 41 Jahre in Castilien, 37 in Aragonien regiert. Sein Leichnam wurde nach Granada gebracht, um dort im Alhambra-Kloster, und später in der Königs-Kapelle der Kathedrale, an Isabellas Seite zu ruhen.

Es sei mir erlaubt, hier zu wiederholen, was ich aus eigener Anschauung über die Grabesstätte des katholischen Herrscherpaares an einem andern Orte berichtet habe.

„Ganz besondere Beachtung verdient die mit der Kathedrale in unmittelbarer Verbindung stehende königliche Kapelle, capilla real, die Ruhestätte Ferdinands und Isabellas, der wahnsinnigen Johanna und ihres vielgeliebten Philipp. So viel man weiß, wurde der Bau dieser in gothischem Style gehaltenen Kapelle im Jahr 1502 begonnen. Ein äußerlicher Anblick derselben ist von keiner Seite zu gewinnen, da sie ganz mit der später hinzugebauten Kathedrale verwachsen und verwebt ist. Das Innere bildet

die Form eines lateinischen Kreuzes; die Länge beträgt 179, die Breite 78, die Höhe bis zum Schlußsteine des Gewölbes 75 Fuß; der Fußboden besteht aus glänzend weißem Marmor. Säulen und Pfeiler, Fensterbogen und Decken sind im reinsten gothischen Geschmacke ausgeführt; besonders schön in dieser Richtung ist auch das aus der Hauptkirche in die Kapelle führende Portal. Eine spanische Inschrift in vergoldeten gothischen Lettern auf blauem Grunde verkündet die Thaten der katholischen Könige, ihre Todestage, und die Zeit der Vollendung der Kapelle, das Jahr 1517. Ein prächtiges, reich geschmücktes Gitter umgibt die Marmorsarkophage, welche in zwei getrennte Denkmäler zerfallen: das eine stellt die Eltern, das andere die Kinder dar. Die liegenden Marmorstatuen der vier genannten königlichen Personen auf den Sarkophagen, mit Porträtähnlichkeit, sind bis ins Kleinste meisterhaft ausgearbeitet, und im Großen von überwältigender Wirkung; man könnte wähnen, jeden Augenblick wollten diese ruhenden Gestalten sich erheben, um nochmals einzugreifen in das Leben, welches sie einst so gewaltig beherrscht, und in dem sie theilweise so viel und schwer gelitten haben. Rührend ist die am Denkmale Isabellas und Ferdinands von zwei Engeln getragene Inschrift, worin sich die mächtigen Herrscher nicht nur als Ueberwinder des Islam und Vertilger der Ketzerei, sondern auch als „vir et uxor unanimes,“ als Eheleute von einem Herz und einer Seele, bezeichnen. Die Statue der Königin trägt das Scepter, jene des Königs das Schwert; eine sinnvolle, für den Kenner der Geschichte leicht verständliche Vertheilung von Seiten des geistreichen und geschickten Künstlers, dem man dieses Meisterwerk verdankt ohne seinen Namen zu kennen. Zu den Füßen der beiden Herrscher ruhen zwei Löwen, wie wenn sie den ewigen Schlaf der Mächtigen zu bewachen hätten; tief bewegt

wendet man sich von diesem Denkmal ab.“ [Mein Ausflug nach Spanien, 1. Aufl. S. 166, 2. Aufl. S. 149].

Indem ich noch beifüge, daß ein gewisser Philipp von Burgund in der Regel als der Künstler genannt wird, von welchem das Denkmal gedacht und ausgeführt wurde, setze ich noch den ganzen Text der eben erwähnten kurzen Inschrift hieher:

„Mahometicae Sectae Prostratores, Et Häreticae Pervicaciae Extinctores. Fernandus Aragonum Et Helisabetha Castellae, Vir Et Uxor Unanimes, Catholici Appellati, Marmoreo Clauduntur Hoc Tumulo.“

Der königliche Mann, welchen wir so eben zu seinem Grabe geleitet haben, bedarf, wie wir Alle, in gar vielen Dingen der Nachsicht. Er war der Sohn einer furchtbar rauhen und sturmbewegten Zeit, eines Vaters von stahlhartem, unbezwingbarem Herzen, einer Mutter von hochstrebender, aber leidenschaftlicher und rücksichtsloser Gemüthsart. Unter Schreckensscenen aufgewachsen, von Gewaltthaten und Verbrechen rings umgeben, wäre es kaum zu verwundern gewesen, wenn sich in Ferdinand eine eigentlich böse und tyrannische Gemüthsart ausgebildet hätte. Dieß war jedoch durchaus nicht der Fall. Viele und große Tugenden schmückten ihn von Jugend an. Mäßig, enthaltsam, unermüdlich in der Arbeit, war er trotz seiner in Folge der politisch so unruhigen Jugendjahre nur sehr mangelhaften wissenschaftlichen Erziehung im Großen und Ganzen stets den höheren Angelegenheiten des Geistes zugewendet. Das Studium der Geschichte, in die er selbst so manches Blatt handelnd eingetragen, war in seinen reifen Jahren des Königs liebste Erholung. Seine Lebensschicksale hatten ihm die Sparsamkeit als Zwang auferlegt; die zunehmenden Jahre und die wirklich treue Sorge für sein Haus und für sein Reich führten diesen an sich so

lobenswerthen Charakterzug zuweilen wohl etwas über die richtige Gränze hinaus. Doch kann man ihm keine Anwendung unrechter Mittel zur Erwerbung von Reichthum vorwerfen; als er starb, war seine Kasse leer; denn er hatte immer Alles, was er besaß, für die Interessen der Monarchie verwendet.

Seine katholische Gläubigkeit ist über allen Zweifel erhaben; und wenn er gleichwohl im öffentlichen und privaten Leben gesündigt hat, so theilt er dieses Unglück mit uns Allen, die wir von ihm reden und lesen; deßhalb seine kirchliche Treue als Aeußerlichkeit oder Heuchelei zu beschuldigen, wäre ebenso thöricht wie verwerflich. Das Glaubensbewußtsein jener im Glauben noch ungetheilten und bei allen ihren Mängeln in dieser Beziehung wenigstens glücklichen Zeit lebte ganz und voll auch in den Monarchen. Wenn dieß etwa heutzutage minder der Fall ist, so rechtfertigt ein solcher Zustand keinen Rückschluß auf die Vergangenheit. Und wenn heutzutage in öffentlichen politischen Urkunden nicht minder als in den Handlungen „politische Heuchelei“ getrieben wird, so folgt daraus keineswegs, daß auch König Ferdinand jeweils gelogen habe, wenn er sich bei seinen Kriegen und sonstigen Unternehmungen auf religiöse Beweggründe berief. Voltaire hat in seiner Weise etwas unglaublich Geistreiches über Ferdinand zu sagen geglaubt, wenn er, um seinen Charakter zu brandmarken, bemerkt: „In Spanien nannte man ihn den Klugen und Weisen, in Italien den Frommen, in Frankreich und England den Treulosen.“ Damit ist in der That gar Nichts gesagt. Das Schicksal, von seinen Feinden nicht gelobt zu werden, hatte Ferdinand mit beinahe allen Sterblichen gemein; und die Thatsache verschiedenartiger, ja entgegengesetzter Urtheile über einen Mann beweist nicht, daß derselbe ein treuloser Lügner und Betrüger war; die

Frage bleibt in solchem Fall immer die, welches der verschiedenen Urtheile das in Wahrheit und Gerechtigkeit begründete ist.

Zugegeben muß aber werden, daß Ferdinand nicht frei war von dem sogenannten Macchiavellismus seiner Zeit und daß er nicht zögerte, denselben im Zusammenstoß mit den übrigen Machthabern, die ihm nicht minder huldigten, gleichfalls zur Anwendung zu bringen. Daß hiebei Ferdinand in der Regel der Klügere und Gescheidtere war, gereichte seiner Politik und seiner Monarchie zum Vortheil, kann aber gegen ihn einen besonderen Vorwurf nicht begründen. Noch jetzt wird auf dem Gebiete der Diplomatie im Wesentlichen nach den nämlichen Grundsätzen verfahren; nur gesteht man es nicht mehr so offen und rückhaltlos ein, wie Macchiavelli, gleichgiltig in welcher Absicht, die Sache ausgesprochen hat.

Daß mit Isabella ein guter Theil höheren Lebens von Ferdinand hinweggenommen war, ist unstreitig; je mehr wir ihren Gemahl nach ihrem Tode irren und fehlen sehen, in desto reinerem und fleckenloserem Glanze tritt ihr wunderbar schönes Bild für uns hervor. Von ihr verlassen, zog er sich immer mehr in ernste Verschlossenheit und unergründliche Kälte zurück; sie allein hatte das Geheimniß, stets die besseren Seiten seines Wesens wie die Funken aus dem harten Kiesel hervorzulocken.

Ferdinand hat auch vier uneheliche Kinder hinterlassen, einen Sohn und drei Töchter. Dem Gemahle einer Isabella steht diese Thatsache besonders übel an; allein auch in diesem Stücke kann das 19. Jahrhundert mit fast allen seinen Kindern, mehr oder weniger, Nichts Besseres thun, als im eigenen Auge nach Balken suchen und an die eigene sündige Brust klopfen. Uebrigens muß bemerkt werden, daß gerade Ferdinands Zeit in Beurtheilung derartiger Dinge

ganz besonders nachsichtig und schlaff war. Daß Isabella auch hiefür nur Vergeben und Vergessen kannte, war ihrer werth.

Ferdinands zweite Heirath mit der genußsüchtigen, eitlen und leeren Germaine und ihrem embonpoint trug ihre Strafe reichlich in sich selbst; der König hatte Nichts an ihr; selbst zum Sterbelager ihres Gatten wurde sie erst vorgelassen, als das Testament vollzogen und für alles Wichtige und Ernsthafte ohne sie gesorgt war.

Ferdinand hinterließ bei seinen Unterthanen und deren Nachkommen bis auf die heutige Zeit den Ruf eines eben so besonnenen und geschickten als tapferen Feldherrn, eines genialen, fast allen zeitgenössischen Machthabern überlegenen Diplomaten, eines leidenschaftslosen Staatsmannes und eines sein Volk mit fürstlicher Treue liebenden Königs. Dieser Ruhm wird ihm auch in Zukunft ungeschmälert bleiben.

Schlußwort.

Mit dem Tod König Ferdinands ist die Aufgabe dieses Büchleins beendet; die stürmischen und gefahrvollen Zeiten der Zwischenregierung während der beiden Jahre 1516 und 1517, bis Karl V. (als König von Spanien Karl I.) im Lande erschien und persönlich die Regierung übernahm, sie liegen nicht mehr im Bereich unserer Darstellung. Ximenes war es, der während dieser Epoche, da Ferdinands und Isabellas Werk von den ernsthaftesten inneren Stürmen bedroht wurde, mit seiner achtzigjährigen Riesenfaust die Zügel des Regiments lenkte, einen feindseligen Zwiespalt zwischen Karl und seinem jüngeren Bruder Ferdinand weise verhütete, dem Ersteren das Reich und

das Reich in sich selber rettete. Ximenes war es, der die Erbschaft der „katholischen Herrscher“ auf ihren Enkel überleitete und so die Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts in wesentlichen Beziehungen entscheidend begründete.

Während ich aber gänzlich darauf verzichten muß, die Geschichte der eben bezeichneten Uebergangsperiode darzustellen, liegt es mir andrerseits ob, zum Schlusse meiner Arbeit einen kurzen Rückblick zu werfen auf den Gesammtzustand der spanischen Monarchie, wie er sich als das gemeinsame Werk Ferdinands und Isabellas aus dem wüsten Chaos der vorausgegangenen Zeiten entwickelt hatte.

Sowohl Isabella, als Ferdinand, sie in Castilien, er in Aragonien, waren durch die ernsten und traurigen Erfahrungen ihrer jüngeren Jahre mit allem Nachdruck darauf hingewiesen worden, in der adeligen Günstlingswirthschaft ihrer Vorfahren eine Hauptursache von dem namenlosen Elend des Landes zu finden. Es ergab sich hieraus für die beiden, durch das heilige Band der Ehe verbundenen Monarchen von selbst die Aufforderung, gegen die politisch schädlichen Bestandtheile innerhalb des spanischen Adels ein Gegengewicht zu schaffen durch ein starkes, auf die Wohlfahrt und auf das nationale Gefühl der Volksmassen gegründetes Königthum. Dieß war eine Hauptabsicht und eine Hauptleistung ihrer ganzen Politik. Dabei hielt sie jedoch eine glückliche Vereinigung von Klugheit und Gerechtigkeitsliebe zurück von gewaltsamen, rechtsverletzenden Maßregeln und von grausamer oder auch nur harter Behandlung besiegter und gedemüthigter Unterthanen.

Die Rechte der spanischen, ständisch gegliederten Volksvertretung, in welcher übrigens nur Adel, Clerus und Städte ihre Plätze fanden, waren keineswegs so fest bestimmt, daß sie eine freie Bewegung der Monarchen zu sehr eingeengt hätten. Der kriegerische Ruhm und die nationale

Begeisterung eines zu großen Heldenthaten angeführten Volkes waren in dem Spanien des 15. Jahrhunderts eben so, wie in manchen früheren und späteren Fällen, keine Ursachen erweiterter constitutioneller Freiheit; die nationale Einheit erwies sich auch damals als eine Macht, welche stärker und anregender auf die Gemüther der Menschen einwirkt, als die parlamentarische Freiheit.

Die Monarchen wußten den niederen Adel und den Bürgerstand namentlich dadurch an sich zu ketten, daß sie aus der Mitte dieser Stände ungescheut ihre vertrautesten Rathgeber entnahmen, einzig darauf bedacht, die Gesinnung entschiedener Treue und den Werth hervorragenden Talentes zu belohnen und zu verwerthen. An Ximenes haben wir ein glänzendes Beispiel dieser einsichtsvollen Politik der katholischen Herrscher kennen gelernt; allein auch bei der Besetzung richterlicher und administrativer Aemter von mehr untergeordneter Bedeutung verfuhr man im gleichen Geiste. Und diese Handlungsweise war nicht nur gerecht und vernünftig, sondern im höchsten Grade nothwendig. Denn die Macht und der Grundbesitz der großen Adelsgeschlechter hatte in Spanien einen Grad erreicht, welcher geradezu das Auseinanderfallen der Monarchie in Particularstaaten, damit aber eine der allerschwersten Calamitäten in Aussicht stellte, die einem großen Volke begegnen können. Als Ferdinand und Isabella den Thron bestiegen, hatte eine Anzahl castilischer Adelsfamilien größere Einkünfte, zahlreichere Heeresfolge, als die Krone selbst. Nach Isabellas Tod mußte Ferdinand alle Kraft aufbieten, um den drohenden Rückfall in das alte Unwesen zu verhindern; und nach Ferdinands Tod hatte Ximenes dieselbe Aufgabe nochmals in die Hand zu nehmen und mit der ihm allein eigenen Geschicklichkeit und Energie zu vollenden.

Mit gleicher Kraft und Klugheit behaupteten und er-

weiterten Ferdinand und Isabella die Rechte ihrer königlichen Gewalt auch gegenüber dem hohen Clerus und selbst gegenüber dem heiligen Stuhl. Sie thaten dieß aber auf dem Wege friedlicher Unterhandlung, vertragsmäßiger Abmachung, unter beständiger grundsätzlicher Anerkennung des canonischen Rechtes und der obersten kirchlichen Autorität, so daß auch der allerstrengste katholische Christ in der spanischen Monarchie nicht im schlimmsten seiner Träume auf den Einfall kommen konnte, es würde jemals die Verfassung oder die unfehlbare Lehrgewalt der Kirche, oder auch nur die weltliche Herrschaft des Stellvertreters Christi von den „katholischen Königen" im Geringsten gefährdet werden. Im Gegentheil; der allgemein verbreitete und wohl begründete Ruf ernstester Frömmigkeit, welcher namentlich der castilischen Königin zur Seite stand, erleichterte dem heiligen Stuhl manche Zugeständnisse hinsichtlich der Pfründenbesetzung, während andrerseits die spanischen Monarchen, und wiederum Isabella ganz vorzugsweise, von derartigen Errungenschaften nur einen sehr sorgfältigen, wohlerwogenen, mit den wahren Interessen sowohl der Kirche als des Staates in Einklang stehenden Gebrauch machten.

Statt einer langen und lobpreisenden Schilderung von der allgemeinen Zufriedenheit der Volksmassen mit Ferdinands und Isabellas Regierung begnüge ich mich damit, die kurzen Worte eines gleichzeitigen Geschichtsschreibers zu wiederholen, welche also lauten: „Die Gerechtigkeit, welche ein Jeder unter dieser glücklichen Regierung genoß, war von der Art, daß sie Edelleuten und Rittern, Bürgern und Bauern, Reichen und Armen, Schwachen und Starken, Herren und Knechten in gleichem Maße und auf gleiche Weise zu Theil wurde."

Das neunzehnte Jahrhundert soll ja nicht sagen, das sei eine kleine oder selbstverständliche Sache. Wir wollen

es lieber dem zwanzigsten überlassen, sein Urtheil zu sprechen über die Handhabung der Gerechtigkeit in unserer Zeit. Wenn wir aber erwägen, welch schauderhafte Zustände des Faustrechtes gerade damals noch in unserem eigenen Vaterlande herrschten, wo es sich erst um das Zustandekommen eines papiernen Landfriedens handelte, der nachher gleichwohl nicht gehalten ward, dann werden wir sagen müssen: Die Herstellung einer allgemeinen, zweifellosen, sicheren und schlagfertigen Rechtsordnung in Spanien war, zumal nach den vorausgegangenen furchtbaren und langwierigen Zerrüttungen, in der That ein großes, ein bewunderungswürdiges Werk.

Und diese, in der Meinung des Volkes, in ihren politischen und kriegerischen Leistungen so fest begründete Regierung artete gleichwohl nicht in Militarismus aus, weder vor, noch nach Isabellas Tod. Es wurde, im Anschluß an die Einrichtung der Santa Hermandad, eine Art Volksmiliz oder Landwehr organisirt, um das Volk für kriegerische Ereignisse nicht unvorbereitet zu lassen. In den Jahren 1495 und 1496 wurde die Einrichtung getroffen, daß von je 12 Männern im Alter zwischen 20 und 45 Jahren je Einer zum Kriegsdienst bestimmt sein sollte, während die übrigen eilf nur für außerordentliche Fälle hiezu verpflichtet blieben. Die so Auserlesenen waren für die Zeit ihrer Fahnenpräsenz abgabenfrei und besoldet; jedes Jahr sollte eine allgemeine Musterung und Prüfung der Waffenbestände stattfinden. Weiter gingen Isabella und Ferdinand in ihren Anforderungen an das Volk nicht; erst Ximenes hat während seiner Regentschaft nach Ferdinands Tod die Anfänge eines stehenden Heeres in Spanien begründet.

Die Gesetzgebung wurde, mit den zwei einzigen Ausnahmen der eminent staatsrechtlichen Fragen, wie Thron-

folgerecht u. s. w., und der Abgabenbewilligung, ausschließlich und unbeanstandet durch landesherrliche Verordnungen ausgeübt; es lag hierin ein thatsächlicher Absolutismus, welcher bei einer äußerst segensreichen und vernünftigen Regierung keinen Anlaß zu Widerstand gab, den damaligen rechtlichen und thatsächlichen Verhältnissen entsprach, und für den Augenblick das einzige Auskunftsmittel war, um den Staatszwecken erfolgreich nachzustreben. In dieser Bemerkung möge jedoch Niemand eine versteckte Billigung des Absolutismus selbst finden; ich bin von einer solchen weit entfernt und finde den damaligen Zustand nur deßhalb erträglich und erklärlich, weil Niemand da war, um dem Monarchen bei Ausübung der gesetzgebenden Thätigkeit mitwirkend und überwachend zur Seite zu stehen. Denn die mittelalterlichen Cortes nahmen eine solche Befähigung oder Berechtigung selbst nicht in Anspruch.

Ferdinands und Isabellas Handelspolitik und die damit zusammenhängende gesetzgeberische Thätigkeit war darauf gerichtet, die Ausländer möglichst von den Handelsvortheilen auszuschließen. Durch die Entdeckung Amerikas wurde diese Tendenz aufs Höchste gesteigert. Es waren falsche Grundsätze, welche auf diesem Gebiete nicht nur das damalige Spanien, sondern die ganze damalige Welt beherrschten; es fällt mir nicht ein, sie zu vertheidigen; sie sind gerichtet und gerächt. Allein für jene Zeit war der Stand des Handels und der Handelsflotte ein sehr blühender; man zählte gegen das Ende des 15. Jahrhunderts an 1000 spanische Handelsschiffe; die Flotte, welche die Infantin Johanna nach Flandern führte, hatte 20,000 Mann Landungstruppen an Bord.

Den christlichen Geist, mit welchem Isabella alle Regierungsmaßregeln zu durchdringen bestrebt war, müssen wir auch anerkennen in den mehrfachen, gegen Aufwand,

Prunk, Kleiderhoffart und Verschwendung gerichteten Verordnungen. Auch das war ein Irrthum; allein er war immerhin besser und edler, als wenn eine Gesetzgebung allen sinnlichen Unfug des genußsüchtigen Menschen begünstigt, dagegen die Stätten der Vergeistigung, Entsagung und Selbstverläugnung ruinirt.

Trotz dieser vereinzelten Mißgriffe war der Wohlstand des Landes auf eine hohe Stufe gekommen. Die Rechtssicherheit, die politische Bedeutung und Größe der Nation, das gänzliche Aufhören von Parteiung und Bürgerkrieg während mehrerer Jahrzehnte waren in dieser Hinsicht vom großartigsten Einfluß. Allein auch viele einsichtsvolle Thaten der Gesetzgebung und Regierung trugen zum Gedeihen des Ganzen und zum Reichthum der Einzelnen das Ihrige bei. Ich erwähne beispielsweise die Gesetze, welche Fremde zur Ansiedelung im Lande aufmuntern; die den Straßen, Brücken und Kanälen in einem ganz außerordentlichen Grad zugewendete Thätigkeit. Ferner die Herstellung gleichförmiger Münzen, Maaße und Gewichte in der ganzen Monarchie, die Errichtung oder Erweiterung von Seehäfen, Anlage von Leuchtthürmen u. s. w.

Wie außerordentlich sich der Umfang der Monarchie nach außen unter Isabella und Ferdinand erweiterte, und welche Politik in Bezug auf die neuen Erwerbungen, Granada, Navarra, Neapel, Nordafrika und Amerika befolgt wurde, das hat uns der Verlauf der Erzählung eben so gezeigt, wie er uns den mächtigen Einfluß all dieser großartigen Thaten auf das Selbstbewußtsein und auf die Leistungsfähigkeit der Nation klar gemacht hat. Es leuchtet Jedermann auf den ersten Blick ein, daß diese bedeutenden Vergrößerungen des Staatsgebietes ohne eigentlich gefahrvolle, die Existenz des Staates jemals in Frage stellende Kriege auch auf den Wohlstand im Innern des Haupt-

landes Spanien die günstigste Rückwirkung hervorbringen mußten. So hoben sich namentlich die größeren spanischen Handelsstädte zu einer vorher ganz ungeahnten Blüthe, und die Zahl der Bevölkerung war in raschem Zunehmen begriffen. Barcelona wetteiferte an Glanz und Unternehmungsgeist mit den größten Städten Italiens; Granada war größer und blühender, als jemals unter maurischer Herrschaft; Toledo fühlte und zeigte, wie gut sich unter dem Krummstab leben läßt; Valladolid soll sogar im Stand gewesen sein, 30,000 kampffähige Männer ins Feld zu stellen. Der Reichthum Sevillas endlich, wo der ganze überseeische Handel sich zusammendrängte, gab schon damals zu dem Sprichworte Veranlassung: „Wer Sevilla nicht sah, hat kein Wunder gesehen.“

Materieller Wohlstand ist aber eine Grundlage auch der geistigen Bildung. Darum sehen wir auch die spanische Literatur und im engen Zusammenhange damit die Buchdruckerkunst unter der Regierung der katholischen Monarchen so emporblühen, daß ein neuerer spanischer Schriftsteller die Versicherung wagt, es habe damals in Spanien mehr Buchdruckereien gegeben, als heutzutage. Die Darstellung der spanischen Literaturgeschichte jener Epoche liegt außerhalb der Gränze meiner Aufgabe; es genüge die Bemerkung, daß Isabella, selbst vielseitig geistig ausgebildet, auch auf diesem Gebiete die Führerin der Nation war, und daß ihre Regierungszeit in Bezug auf Poesie, Drama, Geschichtschreibung die unmittelbare Grundlage des im 16. Jahrhundert anbrechenden goldenen Zeitalters der spanischen Literatur geworden ist.

Ueber die Gesammtzahl der Bevölkerung dieses materiell und geistig blühenden Reiches fehlt es uns an genauen Nachrichten; dagegen haben wir solche über die Staatseinkünfte, und dieselben sind in ihrer ziffermäßigen Be-

stimmtheit so schlagend und belehrend, daß sie es recht wohl verdienen, immer wieder von Neuem nachgeschrieben zu werden. Im Jahr 1474 betrugen die Einkünfte der Krone Castilien 885,000 Realen, im Jahr 1477 deren 2,390,078; im Jahr 1482 waren sie auf 12,711,591, und im Jahr 1504 auf 26,283,334 Realen gestiegen, hatten sich also binnen 30 Jahren verdreißigfacht, was genug sagt, wenn man auch die schwierige Vergleichung der damaligen Münzen und Geldwerthe mit den heutigen vollständig bei Seite läßt.

Dieß waren, in einem kurzen Bilde zusammengefaßt, die unmittelbaren und wesentlichen Ergebnisse einer Regierung, welche wohl für alle Zeiten zwar nicht als die glänzendste, wohl aber als die poesiereichste und anziehendste Epoche der spanischen Geschichte betrachtet werden muß. An Glanz und äußerer Machtstellung ward sie übertroffen von den Zeiten Karls V. und Philipps II.; allein der Zauber der Poesie beginnt schon unter Karl zu schwinden, und die Zeichen des herannahenden Verfalls stellen sich unter Philipp bereits mit erschreckender Deutlichkeit ein.

Die sittlichen Zustände der unter dem Scepter Isabellas und Ferdinands vereinigten Völker hatten sich im Lauf ihrer Regierung gebessert, die Verbrechen hatten abgenommen; die Bildung war allgemeiner, gründlicher, ausgedehnter geworden. Große Entdeckungen hatten den Gesichtskreis der Menschheit erweitert, eine neue Welt war vor dem staunenden Blicke der alten aufgegangen. Das Staatsleben hatte neue Kraft und neue Formen gewonnen, das nationale Bewußtsein war frischer und lebendiger als je zuvor.

Dieß Alles war erreicht worden durch die staatskundige Einsicht und die nimmermüde Arbeitsamkeit der beiden Monarchen, mit welchen wir uns beschäftigt haben; es war

erreicht worden durch Ferdinands Regenten- und Feldherrn-Talent, durch Isabellas an die Reinheit des christlichen Ideals streifende Tugend und Frömmigkeit, durch ihre gotterleuchtete, gnadenvolle Erkenntniß der Menschen und der Dinge. Es war erreicht worden unter dem maßgebenden geistigen Einfluß der römisch-katholischen Kirche, von welcher es allezeit wahr bleiben wird, daß sie nur dann, aber dann immer mit dem Staat in Kampf geräth, wenn der Staat seinerseits in vermessener Selbstvergötterung die Grenzen seiner Aufgabe vergißt und überschreitet, wenn er, statt sich als ein Werkzeug Gottes und als eine Schutzanstalt für das in Gottes ewigem Willen und in der sittlichen Natur des Menschen begründete Recht zu betrachten, die Quelle des Rechtes zu sein vorgibt und dadurch das Recht selbst der jeweiligen Parteiwillkür und angeblichen Zweckmäßigkeitspolitik preisgibt.

Was Spanien wurde und war, als seine Regierung nach katholischen Grundsätzen geführt wurde, das zeigt uns die Geschichte Isabellas und Ferdinands. Was Spanien geworden ist, seit es von den Grundsätzen und von den Männern des sogenannten modernen Liberalismus regiert wird, das zeigt uns seine Geschichte in der Gegenwart.

Spanisches Volk, und ihr andern Völker des gebildeten Erdkreises: ihr alle werdet vor diese Wahl gestellt werden. Möge die göttliche Gnade eure Entscheidung lenken! —